


STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES



Schief-Levinche

mit seiner Kalle

oder

Polnische Wirthschaft.

Ein komischer Roman

nebst Vorrede

von

Isaak Bernays.

Hamburg.
Hoffmann & Campe.
1848.


EXLIBRIS EDUARD ERDMANN

Schief-Levinche

mit seiner Kalle.

Bei Hoffmann u. Campe in Hamburg ist erschienen:

	Thlr.	Sgr.
Aston, Louise, Aus dem Leben einer Frau	—	22½
Christen, F. E., Diana. 2 Thle.	2	15
— — Malcolm. See-Gemälde	1	15
Clemens, Fr., Der Excentrische. Roman	1	—
— — Das entschleierte Bild zu Sais	1	10
Corbiere, E., Die Zöglinge der Marine. 2 Thle.	2	—
Gathy, A., Cavalcade	1	—
Gutzkow, Dr. K., Briefe eines Narren	1	20
— — Novellen. 2 Thle.	3	—
— — Seraphine. Roman	1	20
Hempel, L., Des Kunstfreundes Reiseabenteuer	—	22½
Jerrmann, Ed., Die Jüdin von Toledo	1	10
Lewald, Aug., Album aus Paris. 2 Thle.	2	20
— — Gorgona. Bilder aus dem französischen Mittelalter. 2 Thle.	2	—
— — Graf Lowzinsky. Polnische Novelle	—	22½
— — Novellen. 3 Thle.	4	15
— — Przebracki, der russische Polizeispion	1	15
— — Schattirungen. 2 Thle.	2	20
— — Warschau. Ein Zeitbild	—	20
Mittheilungen aus dem Leben eines Richters. 3 Thle.	4	15
Oettinger, E. M., Panaché. 2 Thle.	2	20
— — Der confiscirte Eulenspiegel. 2 Thle.	3	—
— — Eau de mille fleurs. 2 Thle.	2	20
Rosen, E., Wanderbuch eines Schwermüthigen	1	10
Schiff, Dr., Glück und Geld. Novelle.	1	—
— — Gevatter Tod. 2 Thle.	3	—
Schirges, G., Karl. Roman.	1	15
— — Der Bälgentreter von Eilersrode.	1	10
Spring, R., Die beiden Warrick. 2 Thle.	3	—
Starklof, L., Helgoland. Ein Seemährchen.	—	25
— — Alma. Roman. 2 Thle.	3	—
— — Prinz Leo	1	—
Wangenheim, F. Th., Der Mönch. 3 Thle.	4	10
— — Der Luftschiffer	1	10
— — Schwerdtler von Zurich. 3 Thle.	3	—
Wihl, L., Englischer Novellenkranz	1	15
Woltmann, C. v., Der Ultra und der Liberale. Die weiße Frau. Ausgewählte Erzählungen	1	15

Schiff, Hermann

Schief-Levinche

mit seiner Kalle

oder

Polnische Wirthschaft.

Ein komischer Roman

nebst Vorrede

von

Isaak Bernays.

Hamburg.
Hoffmann und Campe.
1848.

H. G. Voigt's Buchdruckerei.

Vorrede.

An meinen Verleger.

Hochgeehrter Herr!

Indem ich Ihnen beifolgendes Manuscript vorlege, erlaube ich mir zu bemerken, daß es in der deutschen Literatur noch wenig komische Romane giebt, und in dieser Art vielleicht noch keinen; denn es ist kein satirisch-, kein phantastisch-, kein sentimental-, kein humoristisch-komischer Roman; sondern ganz einfach ein komischer Roman.

Gewöhnlich ist man viel zu gebildet, gelehrt und vornehm, um einen Spaß zu machen, und schätzt seinen Witz, Humor und Geist zu hoch, um sich damit zur gewöhnlichen Lustigkeit zu bequemen. Allein dieses ganze Buch entspringt aus einem einzigen Spaß, welcher alle Situationen herbeiführt,

alle Scenen und Dialoge beherrscht, und die ganze Handlung veranlaßt und leitet.

Daß eine jüdische Rabbinerstochter als Mutter Gottes auf dem Hochaltar der Kathedrale gemalt ist, bringt die Katholiken und Juden in Harnisch. Jene wollen keine Jüdin, diese keine Mutter Gottes; wo diese segnen, fluchen jene; wo diese lästern, beten jene an, und was jene verdammen, sprechen diese heilig. Kurz das Thema ist an sich so reich und bunt, daß ich alle willkührlichen Zusätze, Episoden, Ausschmückungen u. s. w. sorgfältig vermeiden mußte, um nicht zu überladen.

Wenn es ein Verdienst ist, in einem neuen Genre etwas geleistet zu haben, so ist dasselbe nicht meinen Geistesgaben, sondern nur meinem Glück im Auffinden eines Stoffes beizulegen.

Die Gegenwart war meine Lehrmeisterin.

Wir haben jetzt einen Neu-Katholicismus, einen Neu-Protestantismus, einen Neu-Israelitismus; wir haben Lichtfreunde und freie Gemeinden. Jedweder hadert mit seiner eigenen Religion, und die Gegenwart mit allen Religionen in's Gesammt.

Ein Dichter lernt von seiner Zeit. Ursprünglich liebt er alle Religionen, denn jede hat ihre merkwürdigen, wundersamen, sinnreichen Mythen,



und der Dichter kann keine würdigere und erhabnere Stoffe finden und wünschen als diese.

Aber zwei Religionen ist etwas ganz anderes als eine Religion.

Wählen Sie, geehrter Herr, zwei gute Musikstücke aus, und lassen Sie zwei geübte Musikcorps kommen, um sie auszuführen, und so lange jedes Corps einzeln musicirt, wird es Sie erfreuen und begeistern.

Jetzt aber lassen Sie beide Corps zusammen musiciren, und der doppelte Genuß wird Ihnen unerträglich. Sie werden nach einem anständigen Katzen-Concert, wo Sie doch wissen, was Sie hören, wie nach einer Sphärenharmonie sich sehnen.

Ganz so ist es mit zwei Religionen.

Wenn man eine Religion hat, so kann man sich darin verzücken bis in den dritten Himmel. (Corinther 12, 2.) Man kann sich verzücken bis ins Paradies, und unaussprechliche Worte hören. (Corinther 12, 4.)

Ja! Paulus, welcher dies an die Corinther schreibt, hatte früher eine andere Religion, in welcher er sich vielleicht auch verzückt hatte, ohne daß man weiß wohin; weil er darüber nichts meldet.

Kurz man kann der Reihe nach alle Religionen annehmen, und sich der Reihe nach, in jeder Einzelnen, Gott weiß wohin verzücken!

Aber man nehme einmal zwei Religionen zugleich an. — Es ist nicht möglich. Gesetzt aber, es könne Jemand zwei Religionen zugleich annehmen, um sich in Beiden hier- und dahin zu verzücken: — Zwei Religionen sind zwei Auguren, die sich nicht ansehen können, ohne sich auszulachen. Zwei Gespenster, die sich Nachts auf einem Kirchhof begegnen, und vor Schreck vor einander davon laufen. Zwei Religionen sind Würger und Schlachtopfer; Märtyrer und Folterknecht; oder zwei Gladiatoren, die ohne sich zu kennen, voll Haß und Wuth sich zerfleischen. Ein Verzückter in zwei Religionen würde daher eine gesunde, natürliche Verdammniß, allen Seligkeiten und Freuden des dritten Himmels und des Paradieses vorziehen, nur um wieder zu sich selbst zu kommen.

Wie aber der Componist aus verschiedenen Tonstücken ein heiteres Potpouri bilden kann; — ich sage ein heiteres Potpouri, denn heterogene Gedanken widerstehen einer ernsten Verbindung; — so kann auch der Dichter aus zwei Religionen einen komischen Roman machen.

Sie fragen vielleicht, ob sich dies Thema durchaus nicht ernst behandeln läßt?

Nein!

Wenn sich bei Calderon zwei Religionen begegnen, so nimmt er Parthei für die christliche, und spricht zu der anderen, du bist keine Religion, du bist Aberglaube, Finsterniß, Gottesleugnerei. — Calderon bleibt erhaben, würdig, edel, tragisch, aber er ist ein orthodox-katholischer Christ; er will bekehren.

In Lessings Nathan begegnen sich sogar drei Religionen. Allein er spricht zu ihnen: „Wer seid Ihr? Wo ist Eure Legitimation? Ich kenne Euch nicht! Ihr geht mich nichts an!" Und er macht aus Sultan, Tempelherrn und Juden eine Familie. — Lessing ist Cosmopolit und will aufklären, und alles bleibt anständig und nobel bis der Vorhang fällt. — Aber wie geht es hinter dem Vorhang zu? Wird diese eine Familie auch einen Hausstand bilden? — Der eine wird Freitags, der andere Sonnabends, der dritte Sonntags nicht arbeiten; der eine ißt kein Schweinefleisch, der andere trinkt keinen Wein, und der dritte verlangt Fastenspeisen, kurz die polnische Wirthschaft ist unausbleiblich.

Was mich betrifft, geehrter Herr, so bin ich weder Katholik noch Cosmopolit, ich will weder be-

kehren noch aufklären, sondern nur die heitere Gabe, womit Natur mich ausgestattet, benutzen, um mich und andere damit zu erfreuen.

Ich war gastfrei gegen die Religionen. Ich habe weder nach ihrer Legitimation gefragt, noch mich um ihre Privatangelegenheiten gekümmert und sie mit allen ihren Satzungen und Ceremonien willkommen geheißen.

Kann ich dafür, daß sie sich nicht vertragen, sich gegenseitig blamiren und Skandal machen? —

Und wie skandalös führten die Religionen sich erst in der Weltgeschichte auf? — Kurz ich denke, haben sie so viel Blut und Thränen gekostet, so mögen sie auch einmal Lachen erregen.

Der komische Roman hier ist meine Erfindung. Aber die Entdeckung, die ich gemacht habe und hier mittheile, heißt:

Begegnen sich zwei Religionen im Geiste des schaffenden Dichters, so schwindet augenblicklich alles Würdige, Edle, Erhabene, lößt sich auf und verflüchtigt sich; und wie zwei Negationen eine Bejahung bilden, und in ihr Gegentheil umschlagen, so ist das Ja, der Niederschlag: — ein komischer Roman.

Die Schwierigkeiten einen komischen Roman zu schreiben, sind daher nicht so groß, wie man bisher geglaubt hat, so lange es noch Religionen giebt.

So viel zur Empfehlung meines Manuscripts. Jetzt ein Wort über den Verfasser.

Ich bin Schriftsteller, aus Neigung und vielleicht auch, wie ich glaube, aus Beruf. Doch ward mir an der Wiege nicht gesungen, daß ich es werden sollte. Ich bin blutarmer Eltern Kind und was ich geworden bin, verdanke ich lediglich mir selbst und der Unterstützung barmherziger Glaubensgenossen.

Aber ich muß auch gestehen, daß ich diese Unterstützung nachsuchte, und Niemand darf mir das verargen. Nur durch Kenntnisse und Bildung dürfte ich hoffen mich der Armuth und dem Elend zu entreißen, zu denen ich von Geburt an bestimmt war, und meine Eltern unterzogen sich unsäglichen Entbehrungen, um mir besseren Unterricht zu schaffen, als sonst den Knaben meines Standes zu Theil wird.

Ich wuchs heran, man lobte meine Handschrift und meinen deutschen Styl, und der erste Gebrauch den ich von beiden machte, war an meine reichen Glaubensgenossen zu schreiben, und ihnen die trau-

rige Lage zu schildern, in welcher ich und meine Familie sich befand.

Als Antwort auf solche Briefe erhielt ich gewöhnlich ein kleines Geldgeschenk. Dies war der erste Ertrag meiner Feder, und also immer eine Aufmunterung. Ich fuhr fort solche Briefe zu schreiben, in immer höherem Styl, zuletzt sogar in Versen, doch alles was ich sagte, meinte ich ehrlich.

Ich war stolz auf meine Fähigkeiten und bettelte mit Zuversicht; ich hatte mich den Künsten und Wissenschaften geweiht, und hielt es für Pflicht, diejenigen, welche sich nicht damit befaßten, anzuhalten sie mittelbar zu fördern, indem sie mich unterstützten.

Wenn ich von den unverwelklichen Kränzen sprach, welche des Dichters Schläfe schmücken, so dachte ich ganz ernsthaft an Lorbeerkränze, die ich selbst erringen wollte, und ich versprach noch weit mehr: Wenn dereinst Glanz und Ruhm sich an meinen Namen knüpften, so sollten meine Wohlthäter ihren Theil daran haben. Ich wollte ihnen meine Werke dediciren und öffentlich bekennen: ohne sie wäre ich dahin nicht gekommen. Kurz alle meine Verdienste, mein ganzes segensreiches Wirken, sollte auch sie verherrlichen, und den Dank der Mensch-

heit, den ich einerndtete, wollte ich verschmelzen mit dem Dank, den ich ihnen schuldig war.

Jetzt, da ich im Begriff bin mein erstes Werk der Oeffentlichkeit zu übergeben, sehe ich vollkommen ein, daß ich von allen meinen Versprechungen, in Prosa und Versen, kein Jota halten kann. Aber mein Glaube that Wunder. Die Geldgeschenke, die meine Briefe mir eintrugen, wurden immer ansehnlicher, und endlich schossen meine Glaubensgenossen mir eine kleine Summe zusammen, daß ich studiren konnte.

Sie ersehen hieraus, hochgeehrter Herr, daß ich schon als Knabe Glück mit der Feder hatte, und dies ist und bleibt ein gutes Omen. Ich habe Ihnen auch gesagt, daß ich aus Neigung und Beruf Schriftsteller geworden bin. Das ist wahr, nur muß ich hinzufügen, daß ich es werden mußte; ich hatte keine Wahl und keinen Ausweg.

Als ich von der Akademie zurück kehrte, zählte ich sieben und zwanzig Jahre. Denn bevor sich meine Fähigkeiten so weit entwickeln konnten, um einige Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen, war viele Zeit verloren gegangen.

Jetzt endlich mußte ich etwas thun, wirken, schaffen, erwerben. Ich habe arme Eltern und zahl-

reiche Geschwister, jenen mußte ich vergelten, was sie an mir gethan, diesen behülflich sein, sich eine Zukunft zu begründen, und so ernste Pflichten vertragen sich schlecht mit der heiteren Dichterlaune. Hätte sich nur irgendwo ein Unterkommen dargeboten, ich hätte das Sichere dem Unsicheren vorgezogen, und alles angenommen, unter jeglicher Bedingung.

Doch überall Concurrenz; alle Fächer überfüllt; alle Wege versperrt, und keine Protectionen, keine Connexionen; und der Arme kann nicht warten, bis es dem Glücke gefällt, sich zu erinnern, daß er auch noch auf der Welt ist.

In eben der Lage befinden sich hundert und tausend junge Gelehrte, sobald sie ausstudirt haben, und es bleibt dann nichts übrig, als seine Kenntnisse und Fähigkeiten zu Literatur zu machen, und zum Buchhändler zu gehen.

Dies war auch mein Schicksal, nur mit dem Unterschiede, daß es mich zu dem zwang, wonach ich jederzeit mich heimlich sehnte; daß es mir eine Nothwendigkeit aus dem machte, was ich selber wollte; und mein Gewissen mit meinem Berufe aussöhnte.

Freilich kann ich die Versprechungen nicht halten, welche ich meinen Wohlthätern in Prosa und

Versen gegeben. Es giebt keine Lorbeeren mehr für uns, und Dichtergröße, Nachruhm sind heutigen Tages Mährchen geworden. Allein der Blick ist für das Wirkliche geschärft; die dichterische Einbildungskraft in das Gebiet verbannt, wo sie wirken und schaffen soll, und die Phantasie darf sich nicht in Angelegenheiten mischen, welche nicht die ihrigen sind. — Jetzt weiß ein Jeder, was er soll, und ich glaube dies auch zu wissen.

Als Knabe gab ich mich für nichts Besseres aus, als ich war, und machte aus meiner Niedrigkeit kein Hehl; auch als Literat werde ich mich ganz so geben, wie ich bin.

Als Knabe vertraute ich nur den eigenen Kräften, und berief mich stets darauf. Auch als Literat werde ich dasselbe thun, ohne mich zu dem würdigen, gesinnungsvollen Wesen zu bequemen, welches heute Mode geworden ist und aller Welt unerläßlich scheint. Man wird Nachsicht mit mir haben. Wer in meiner Sphäre geboren ist, lernt nicht gut Anstandsrollen spielen.

Ueberhaupt will ich die Sympathien und Antipathien der niederen Klasse einmal zur Sprache bringen. Die Gelehrsamkeit, Vornehmheit und Bildung hat lange genug allein das Wort geführt; die Reihe

muß auch einmal wieder an den schlichten gesunden Menschenverstand, in seiner natürlichen Derbheit, kommen. Ueberall herrscht Verstimmung, Mißmuth, Unbehagen; alles ist zeitkrank und klagt über Weltschmerzen; hat politische Grippen und Gesinnungsfieber.

Die ganze Literatur hat Trauer angelegt, alle Vergnügungsorte sind geschlossen, alle lärmende Belustigungen untersagt, und seit geraumer Zeit sieht man nur brave und wohlmeinende Heraklite über die Zeit weinen. Endlich darf schon einmal wieder ein fideler Heraklit erscheinen, um über alles zu lachen.

Wahrlich! was ich dabei wage, ist so sehr viel nicht. Meine anständigen und vornehmen Herren Collegen können höchstens die Nase über mich rümpfen, und sprechen: „Pfui! über diesen Plebejer!"

Wohlan: Ich will der literarische Plebejer sein. Durch dieses einzige Wort gewinne ich ein großes Recht.

Seit siebzehn Jahren geschieht alles für das Volk, und zu Liebe, zum Besten, zu Nutze des Volkes. Endlich muß einmal ein Plebejer sagen, was er davon abbekommen, wie es ihm geschmeckt hat und ob er mehr verlangt.

In der That aber giebt es nichts lustigeres, als eine trauernde Literatur. Zwar will ich nicht in Abrede stellen, daß der einzelne Literat, wenn er nicht Professor an einer Akademie ist;

oder Prinzen-Erzieher;

oder Privat-Sekretair eines Fürsten;

oder der Mann einer reichen Frau;

oder ein, mit einer Regierung brouillirter, auf einer Triumph-Reise durch Deutschland begriffener Flüchtling:

Daß der einzelne Literat, wenn er nichts als Literat ist, nicht Recht haben sollte, zu trauern. Aber die Trauer einer ganzen Literatur in Corpore ist lächerlich.

Es ist lächerlich, daß eine Literatur, welche sich als die einzige ächte und wahre Literatur durch alle Straßen ausrufen ließ, welche behauptete, ganz allein mit Freiheit und Gesinnung zu handeln, mit einem Male an sich selbst zu verzagen anfängt und melancholisch wird.

Was hat die deutsche Literatur nun seit achtzehn Jahren geleistet; was ist gewirkt, geschaffen, ausgerichtet worden! Welches sind die vorzüglichsten Erscheinungen?

Was sagt die deutsche Jetzt-Literatur, welche so

viel über Alles spricht, von sich selbst? Ist es nicht auffallend, daß sie: die critisch-bewußte, die philosophisch-gerechtfertigte, sich selbst ignorirt.

So ist es nicht gemeint, daß sie über das einzelne Buch des einzelnen Autors etwa schwiege. Nein! Wie schreisüchtige Bewohner des Trödelmarkts die Vorübergehenden mit Gewalt in ihre Krambuden schleppen und zum Kaufen zwingen, so posaunen die Zeitungen und Journale alles Einzelne als Ausgezeichnet, Hoffnung erfüllend, Bedürfniß stillend, Epoche machend u. s. w. aus.

Doch giebt es in der ganzen tausend- und aber tausendbändigen Jetzt-Literatur nur ein Buch, worin die Jetzt-Literatur gewagt hat, einmal sich selbst zu beschauen (Vorlesungen über die deutsche Literatur der Gegenwart von R. E. Prutz), aber scheu hat sie den Blick von sich selbst gewandt. Sie hat ihre ganze Oratorik und Dialectik, alle ihre seit 1830 in Cours gesetzten Illusionen aufgeboten, um alle frühere Literatur ihrer Moralität und Gesinnung halber verdächtig zu machen. Am Ende hat sie sich aber doch entschuldigen müssen, daß sie sich als Literatur nicht besser benimmt, und seufzend die Schuld auf dieses und jenes geschoben.

Es giebt gewisse Phrasen, welche Menzel schon

1830 aufbrachte und die seitdem unzählige Mal benutzt worden sind, um alles Alberne und Widersinnige zu entschuldigen. Folgendes sind solche Phrasen:

„Alle Willkühr soll aufhören, also auch die Willkühr des genialen Subjects, die Vornehmheit des Besserwissens, der Uebermuth des abstracten literarischen Talents."

Als ob die Willkühr des Genies, der Uebermuth des Talents jemals schon Schaden gethan hätten. Nein! die Genies und Talente haben nur Segen verbreitet und sie sind es, denen es jederzeit schlecht ging, die man verfolgte und kreuzigte. — Damals veranstaltete man noch keine Festmahle und Collecten, vielmehr ließ man die Genies verhungern und in Hospitälern sterben.

„Es ist eine nivellirende Zeit, in der wir leben, und nicht blos die Unterschiede der Gesellschaft, der Zwiespalt der Stände, auch die Kluft der Bildung will sie ausfüllen und niederreißen."

Ja, hätten das diejenigen gewußt, welche mich auf Schulen und Akademien unterstützten, sie hätten meine schönen Briefe in Versen und Prosa etwa folgendermaßen beantwortet:

„Sohn des Cigarrenmachers!

„Warum willst du studiren? Es ist eine ni-

vellirende Zeit. Spar dir die Mühe, zu den Gelehrten empor zu steigen. Zuletzt wird ja doch alles eine Masse und die Gelehrten werden mit der Zeit eben so roh und dumm sein, wie die Cigarrenmacher."

„Zwar das ist zugegeben: für den Glanz einer Literatur, für den schriftstellerischen Ruhm eines Zeitalters ist schlecht gesorgt. So wenig viele versammelte Lichter eine Sonne bilden, eben so wenig geben mittelmäßige und untergeordnete Talente ein Genie. — Aber wenn es nun für's erste auf diesen Glanz nicht ankäme, und wenn der demokratische Genius unseres Zeitalters nun auch hierin sich bewähren sollte, daß das Capital des Geistes statt wie bisher bei wenigen einzelnen Besitzern zusammengehäuft zu sein, fortan zu bequemem Umlauf gleichmäßig vertheilt wird. — Nicht das Land ist reich, wo es wenige Familien von außerordentlichem Reichthum giebt, sondern wo im gleichmäßigen Wohlstand jeder besitzt, was er bedarf."

Wir können in Deutschland erst seit kurzem von geistigem Eigenthum reden, aber ein solcher allgemeiner geistiger Wohlstand ist leicht zu erzielen. Man hindre nur, daß Gelehrsamkeit, Genie und Talent erblich werden, und sorge dafür, daß sie einem Fiskus anheim fallen, der sie gleichmäßig vertheilt.

Aber ernsthaft jetzt: Also spricht der Sohn des Volkes, der literarische Plebejer zu seinen Mitliteraten.

Es giebt zweierlei Literatur: Zeit- und Volksliteratur.

Jene gleicht der Electricität, im Nu erfüllt sie den ganzen Horizont, allein sie blitzt und ist hin. Diese gleicht dem Magnet, der nur in großer Nähe wirkt, dessen Kraft aber mit der Zeit wächst und ewig dauert.

Untergeordnete und mittelmäßige Köpfe taugen nur für die Zeit-Literatur, denn das angelernte, angebildete, angekünstelte ist nicht für das Volk. Bei uns findet nur Wahrheit und Natur Eingang, daher verstehen wir nur das Genie und das Talent. Sagt nicht, der Zeitgeist, dem ihr huldigt, sei ein demokratischer. Wir kennen den Zeitgeist besser. Er ist ein Geldgeist, ein Kaufmannsgeist, ein Rechengeist, ein Wuchergeist, ein Judengeist, der uns das Brod abknappt, und uns unsere Weiber mißgönnt. Ja! sind wir verheirathet, so sollen wir nicht einmal — zu viel Kinder in die Welt setzen.

Der Arme liebt den Reichen nicht, aus Instinkt. Es muß viele Armen geben, damit einer reich sei,

und der Reiche wird immer reicher, die Armuth wird immer größer und drückender werden.

Sagt uns dies der Instinkt, so wird die Philosophie dem deutschen Gelehrten gewiß auch nicht verheimlichen, daß der Reiche eben so wenig sein Freund ist.

Wird die Geldmacht je dem Geiste die Herrschaft einräumen? Wird der Geldstolz je dem Talente Ansprüche zugestehen?

Nein! der Stolz des Reichen ist kein Fürstenstolz, der den Glanz seines Hauses durch die Namen und den Ruhm großer Künstler und Gelehrten verherrlichen will; was kümmert den Privatmann Nachruhm und Geschichte; nicht einmal die Aufmerksamkeit mag er auf sich lenken; er weiß, welche Antipathien er erweckt: Die Menschen beneiden ihn, betrügen und bestehlen ihn vielleicht auch. Seine Ehre ist eine ganz passive. Er will sich nur nicht compromittiren, und gemächlich und glänzend mitmachen, was seines Gleichen thun.

Der Reiche denkt nicht über das Leben; er findet es eingerichtet und bezahlt alles. Er hat seinen Koch, seinen Kammerdiener, seinen Schneider, Tapezier und Stallmeister, welche sich zu bemühen haben, die Launen und Wünsche ihres Gebieters

mit dem allgemein herrschenden Geschmack und den Tagesmoden in Uebereinstimmung zu bringen. Seine geistigen Bedürfnisse will er ebenso behandeln, wie seine materiellen. Der Dichter, der Weise, der Künstler gelten ihm so viel wie sein Conditor und Parfümeur. Er bezahlt sie, und ist die Rechnung quittirt, so ist er nichts mehr schuldig, keinen Dank und keine Achtung.

Weil er alles bezahlt, will er auch alles bestellen, und vor allen Dingen verlangt er Neues, denn das Alte ist vorhanden; er kann sich's kaufen, wenn es ihm einfällt. Aber nur das allerneueste Neue kann den vornehmen Mißmuth bewegen, mit Geringschätzung Notiz davon zu nehmen.

Dann verlangt er Nützliches, das heißt nicht das Schöne und Edle, nicht das Große und Wahre, sondern das Bequeme und Einleuchtende, für den Augenblick, aus der Zeit und der Gegenwart, so daß es zu Jedermanns Gebrauch augenblicklich bei der Hand ist und ebenso wieder weggelegt werden kann.

Und endlich verlangt er Pikantes, denn nur das Pikante kann seiner verdrießlichen Uebersättigung noch Genuß versprechen.

Nach diesen Bestellungen hat die deutsche Literatur jetzt seit siebzehn Jahren gearbeitet, und hat

sich für die einzige ächte und wahre Literatur ausgeschrieen, welche ganz allein die Freiheit will.

Mag solch eine Literatur sich Europäische-, Welt-, oder sociale Literatur nennen, und in Frankreich und England, Amerika und Rußland gelten, kurz überall, wo das Geld herrscht. Nur heiße sie nicht deutsche Literatur, und wolle nicht als solche in das Volk eindringen. Denn wenn auch deutsche Schriftsteller wie ehrlose Soldaten ihre Fahne beschimpfen, indem sie sagen, wir brauchen keine Genies und Talente mehr; der deutsche Geist hat deswegen seine Unabhängigkeit noch nicht verkauft. — Folgendes sagt der Graf Sologub, ein Russe, über die Literatur der Gegenwart:

Die Schriftstellerei ist jetzt eben so gut ein Handwerk geworden, wie das des Schusters und Drechslers. Unsere Schriftsteller sind nichts anderes als Verfertiger literarischer Gegenstände. Sie sind äußerst geschickt im Zuschneiden; alles taugt in ihrem Kram, Religion, Politik, Moral, juridische Fragen und philosophische Probleme. Es ist als ob man hinter die Coulissen einer Puppenkomödie schaute. Alles geschminkt, aufgeputzt, unecht, überall Flitter und Folie, bald wird man Fabriken literarischer Arbeiten errichten, und Ideen, Gesinnun-

gen und Gefühle werden nach dem Preiscourant verkauft werden, wie Fracks und Pantalons.

Das also gilt die sogenannte Welt-, Europäische- und Socialliteratur selbst in Rußland. Möge man sie also von der deutschen unterscheiden.

Alle Musen sind Salondamen geworden. Diese herrlichen, nackten, griechischen Gottheiten, mögen sie heut sich schnüren, Zuckerwasser trinken, Karten spielen und Politik sprechen. — Was thut das? wenn Apollo selbst nur der Unsrige ist. Mögen sie dem Reichen dienen. Das Volk kann den musikalischen Virtuosen weder sein kostbares Instrument bezahlen, noch ihm sein mühseliges, lebenslängliches Studium lohnen. Auch die bildende Kunst will ihre edle Formen kostbaren Stoffen aufprägen. Sie ist Sache des Aufwandes und des Luxus, und nur für die Reichen; das Volk kann keinen Luxus machen. Aber der Dichter gehört dem Volke; der Schriftsteller bleibe der Nation treu, welche ihm die Presse erfand. Und der deutsche Schriftsteller ist seinem Volke unentbehrlich wie das liebe Brod; das Volk verlangt panem et circenses, die Schriftsteller sind seine circenses.

Die Popularität des Schriftstellers ist ein aus

unserer Zeit entschwundener Begriff, und um ihn zu construiren muß man ein wenig weit ausholen.

Im Mittelalter hatte das Volk seine Feste, seine öffentlichen Schauspiele, Aufzüge und Lustbarkeiten, und Vornehm und Gering, Reich und Arm, Jung und Alt, Einer genoß mit dem Anderen. In den Kirchen ließ sich herrliche Vokalmusik hören, und Könige und Päpste strebten durch öffentliche Monumente der Bau- und Bildnerkunst ihre Namen auf eine späte Nachwelt zu bringen. Kurz alles war öffentlich, alles gehörte allen, und man freute sich gemeinsam unter Gottes freiem Himmel.

Heute genießt jeder nur für sich, in abgesperrten Räumen, und jeder Genuß will bezahlt sein. Der Reiche hat alles, denn er kann alles bezahlen, der Arme gar nichts, denn nichts ist umsonst; und will er einmal für sein geringes Geld die Freuden der Reichen mitgenießen, so findet er Schauspielhäuser, welche ganz anders eingerichtet sind als die griechischen Amphitheater, die ein demokratischer Geist erbaute. Denn während der vornehme Ueberdruß, der übersättigte Reichthum sich auf den ersten und bequemsten Sitz bläht; während eine glänzende Beleuchtung der weiblichen Koketterie und Putzsucht zu Hülfe kömmt, und der Buhlerei sogar ein Bazar

angewiesen ist, muß der Arme hoch und fern vom Schauplatz auf einem dunklen Sitz fürlieb nehmen, von woaus er die Herrlichkeit, die er zu schauen gekommen ist, nur unvollständig, und aus aller Perspective gerückt, erblicken kann.

Soll ich auch noch von den Gauklern und Pfuschern reden, welche auf Jahrmärkten, an entlegenen Grenzorten, und in den Kellern der Vorstädte ihr Wesen treiben; welche dem rohesten Zuschauer noch Erbarmen einflößen, und selbst dem Aermsten noch den letzten Heller herauslocken, der ihm übrig ist für denjenigen, der noch Aermer und Unglücklicher ist als er selbst? —

Nein, nein! Der Zeitgeist ist kein Demokrat. Ein Kaufmann, taxirt er die Talente nach ihrem Werthe, sortirt den Genuß nach seinen verschiedenen Graden, und staffirt das glänzende Kunstelend der Salons noch einmal armselig und bettelhaft für das Volk auf. Hat er seine Modewaaren an den Mann gebracht, und seinen Preis herausbekommen, so macht er den Ausschuß, die Reste, den Abfall noch einmal zur Waare, die er a tout prix verkauft, und der Kehricht aus den Salons, der Abhub der Tafel, aus welchem die Lakaien sich auch schon das ihrige herausgesucht, ist noch gut genug für das Volk.

Nur eine Kunst indessen ist werthvoll und wohlfeil zugleich, für den Armen eben so zugänglich wie für den Reichen. Nur eine Kunst ist für den Kenner und den Layen, für den Fürsten und den Bauern. Wie die Natur ist sie schön und heiter für Alle; wie die Sonne scheint sie für Alle, und sie ist die Sonne, sie ist Phöbus Apollo. Es ist die Kunst des Dichters.

Das Buch kostet eben so viel im Palaste des Reichen, wie in der Hütte des Bettlers; das Buch ist für Alle. Das Buch gehört nicht nur dem Besitzer; er hat es auch für Frau und Kinder, für seine Nachbaren, sein Hausgesinde, seine Freunde und Gäste. Ein jeder kann Genuß und Belehrung daraus schöpfen, und der Besitzer wird nicht ärmer.

Aber ein Buch für das Volk soll auch keinen vorübergehenden Genuß gewähren. Es soll nicht wie der Blitz, sondern wie der Magnet wirken. Der genußsüchtige, übersättigte Reiche liest um zu vergessen, und das gelesene Buch ist ihm eine ausgerauchte Cigarre, ein ausgetrunkenes Glas Wein, der Arme will Nachhaltiges, Dauerndes. Er kann seine Genüsse nicht oft wiederholen, noch weniger wechseln. Er will bedeutendes und dauerndes, und wie wohlfeil auch jetzt Druck und Papier ist,

Etwas kostet es immer, und Etwas ist schon Viel dem Armen.

Die Literaten aber sagen: kann das Volk heute schon an Freuden und Zerstreuungen denken? Giebt es nicht etwas viel Wichtigeres und Ernsteres zu thun?

Aber der Mensch besteht aus Geist und Körper. Es giebt einen geistigen und einen körperlichen Hunger. Der geistige Hunger heißt Langeweile, und wirkt er auch minder tödtlich als der Hunger, welcher aus dem Magen kömmt; so wirkt er doch eben so niederschlagend und erschlaffend. Daher verlangt das Volk panem et circenses. Brod für den Einzelnen und gemeinsames Vergnügen. Gewährt dem Volke Vergnügen, und es ist Euer, wie der Arbeiter seinem Brodherrn gehört. Weiht ihm Euren Witz, Eure gute Laune, Eure Heiterkeit, und von dem Uebermuth Eures Genies und Talentes flößt ihm ein, damit es sich über seine Lage erhebe und Muth gewinne etwas zu wagen. Ihr habt lange genug den Fürsten und Großen geschmeichelt; schmeichelt einmal Eurem Volke. Es ist das deutsche Volk, zeigt ihm seine Kraft, seine Größe, seinen Glanz, seinen Adel und seine so oft und tragisch mißbrauchte Treue und Redlichkeit. Verspottet und geißelt seine Feinde, und macht sie lächer-

lich, rücksichtslos lächerlich, wie Shakespear die Erbfeinde seines Volkes, die Franzosen, lächerlich machte, daß er nicht einmal die Erscheinung der Jungfrau von Orleans schonte, obschon er sonst stets voll künstlerischer Pietät war. Aber nichts vom deutschen Michel, keine sentimentalen Dorfgeschichten, keine Polizei-Novellen, keine Geheimnisse von Paris, Prostitution, übertriebene Schilderungen von Lastern, Verbrechen und Schmutz. Der gebildete Mißmuth, die vornehme Unzufriedenheit, das Pikante der Sittenlosigkeit, die Uebertreibung des Lasters gehört in die Salons; das Volk wird dadurch irre geleitet und verliert die Achtung vor sich selbst.

Aber wo ist Euer Witz? wo Eure Heiterkeit: die derbe Heldenkraft des Geistes? Wo Euer Spott? Diese gefährliche Waffe, vor der Fürsten und Päpste zittern, und vor der Gott selbst nicht sicher wäre, hätte er sich irgendwo Preis gegeben, hielt er sich nicht überall hinter heilig-unwandelbaren, göttlich-unantastbaren Naturgesetzen verborgen?

Ihr redet von Kampf und Streit und Waffenthaten für Freiheit, Fortschritt, Aufklärung. Doch Eure Waffen, den Witz, den Spott, den Spaß, die Heiterkeit habt Ihr niedergelegt. Wo findet sich noch eine Spur davon in der heutigen Literatur?

Ihr redet von Zeiten der Bewegung? Allein Ihr verzichtet auf Genie und Talent, diejenigen Mittel, wodurch Ihr wirken könnt.

Ihr wollt uns bilden. Aber die Salonbildung taugt nicht für uns, denn wir sind Volk.

Ihr wollt uns belehren? Aber wenn wir Abends spät und ermüdet von der Arbeit kommen, können wir uns nicht hinsetzen, studiren, zumal uns Vorkenntnisse, Uebung und Anschauung fehlt.

Also keine Volksbücher von Halbwissern, die ihr Talent geltend machen wollen, weil wir gar nichts wissen; keine Volksbücher von Predigern, die ihren Einfluß auf der Kanzel verloren haben und ihn durch die Presse wiedergewinnen wollen. Keine Volksbücher von Vereinen, die uns die geistige Nahrung wie das Brod vorschneiden. Nein! Volksdichter, die uns unterhalten und belustigen.

Wollt Ihr das nicht? Wohlan! meine Religion ist nicht die Eurige.

Betet Ihr den Zeitgeist an.

Ich sage: der einzige, wahre, ewige Gott, ist der Gott meiner Väter, der deutsche Volksgeist. —

Seid Ihr Blitz;

Ich werde Magnet sein! —

Schreibt Ihr Zeitungen;

Ich werde Bücher schreiben.

Bleibt Ihr anständig, vornehm und gebildet;

Ich bleibe der literarische Plebejer.

Ich verspreche freilich viel und habe fast noch nichts gethan, denn dieses Buch ist nur ein Erstlingswerk, aber die Zukunft liegt noch vor mir.

Hinter der Literatur der Gegenwart liegen aber siebzehn Jahre der Vergangenheit, und sie hat nur sich feilgeboten, aber nichts gethan.

Die Volksbewegungen, Volksvereine, so weit die Massen daran Theil nehmen, sind wie zur Zeit der Erfindung der Presse immer nur noch religiöser Art. Geistliche stehen an der Spitze und die Literaten haben sich der Richtung nur bemächtigt.

Wir haben ja außer Lesen und Schreiben in den Volksschulen nur ein wenig Katechismus gelernt, und wir haben keine Literaten.

Ist etwa die Presse für uns nicht erfunden? Lernen wir nur Lesen und Schreiben, um eingesegnet zu werden, und amtliche Befehle und Polizeimandate zu empfangen? — Nein, wir wollen auch unsere Literaten haben.

So viel, hochgeehrter Herr, über den Verfasser.

Meine Constellation, wie Sie sehen, ist keine unglückliche.

Von Geburt ein Plebejer, ist meine Gesinnung mir angeboren, und Niemand kann sie verdächtig machen.

Nur durch Genie und Talent kann ich mich als Schriftsteller behaupten, und im Namen des Volkes und für das Volk will ich die Willkühr des Genies, den Uebermuth des Talentes rechtfertigen, gegen meine Mit-Literaten.

Als wir Knaben waren, die Literaten und ich, waren sie feiner Leute Kinder, und ich ein Straßenjunge. Ihre Eltern sagten ihnen: Gebt euch nicht mit den Straßenjungen ab, oder ihr verderbt euch eure guten Kleider.

Jetzt sind wir herangewachsen; sie sind Literaten, und wir Volk, und die Literaten geben sich jetzt mit uns ab, und wollen uns bilden, belehren und aufklären. Wenn sie aber immer noch thun, als könnten sie sich bei uns etwas verderben, so wollen wir jetzt nicht mit ihnen spielen.

Wir haben nicht viel, aber wir haben doch den eigenen Hof und Heerd, wo wir unabhängig und selbständig sind, und es giebt immer noch Menschen, auf die wir mit Verachtung blicken, nemlich auf die Bedienten und Lakaien. Wir glauben nämlich, daß sie ihre Selbständigkeit und Unabhängigkeit hingege-

ben haben, um ein müssiges Wohlleben führen zu können.

Vielleicht thun wir ihnen Unrecht: Dienen muß Jeder, und am Ende haben sie auch den eigenen Hof und Heerd als Zuflucht ihrer Unabhängigkeit und Freiheit, außerhalb des Pallastes ihres Gebieters. Aber Glace-Handschuhe oder Kamaschen, Frack oder Tressenrock: Livree bleibt Livree. Und wir hassen, was sich Livree anzieht, sei es Lohndiener oder Lohnschriftsteller.

Sie werden es seltsam finden, daß ein junger Autor sein Erstlingswerk mit solch einem offenen Brief an seinen Verleger begleitet.

Aber ich will keine Geheimnisse haben; ich will mich geben, wie ich bin; ich will der literarische Plebejer sein.

Meine Devise ist: Es lebe der deutsche Geist!

Inhalt.

Erstes Buch.

Die Verlobung.

Zweites Buch.

Das Marienbild.

Drittes Buch.

Die Folgen.

Viertes Buch.

Die Buße.

Fünftes Buch.

Mariamne unter Christen.

Polnische Wirthschaft.

Ein komischer Roman.

Erstes Buch.

Die Verlobung.

I.

Mariamne.

In einer ansehnlichen polnischen Handelsstadt lebte gegen Ende des vorigen Jahrhunderts ein Rabbi, wie alle Rabbinen leben; das heißt: er aß nur solche Speisen, deren Reinheit der Talmud außer Zweifel stellt, sagte doppelt so viel Gebete her, als ein Jude, der kein Schriftgelehrter ist, schlief bei Tage, studirte bei Nacht und verließ sein Haus nur, um in die Synagoge zu gehen, und die Synagoge, um wieder heim zu kehren; — kurz es würde nichts von ihm zu erzählen sein, hätte er nicht eine schöne Tochter gehabt.

Mariamne war in der That bildschön. Ihre Lilienhaut hob schimmernd weiß von ihrem glänzenden kohlschwarzen Haar sich ab; ihre Wangen prangten rosenfarbig, ihre niedlichen Lippen prahlten mit ihrem Corallenroth, ihre Brauen waren wie mit dem Pinsel gezogen;

ihre sammetschwarzen Augapfel schwammen in einem Meere von bläulichem Weiß und waren von langen Wimpern verschleiert, welche den jüdischen Glanz der Blicke milderten und ihnen etwas träumerisches und sehnsüchtiges gaben. Und zog der Farbenglanz, die Jugendblüthe dieses jungfräulichen Prachtgebildes, schon alle Augen auf sich, so mußte man bei näherer Betrachtung die Feinheit und Zartheit ihrer Züge, die Regelmäßigkeit und Vollendung ihrer Formen und die Frische und Geschmeidigkeit ihrer Gestalt bewundern und sich darüber freuen. Marianne aber wußte recht gut, wie schön sie sei, und dieß so wohl, wie, daß sie eine Rabinertochter war, machte sie stolz und glückselig. Schenkte man ihr nun eine längere Aufmerksamkeit und Theilnahme, so fing sie leise an zu lächeln, in ihren zarten Wangen bildeten sich zwei völlig gleiche Grübchen, der leicht geöffnete Purpurmund entblößte den Perlenschmelz der Zähne, und man sah ihr an, wie glücklich sie sich fühlte, und wie wohlgefällig Gott und Menschen; den Menschen durch ihre Schönheit, Gott als Rabinertochter.

Gewiß wohnte dieser reizenden Hülle eine eben so holde Seele inne, nur daß ihre geistigen Fähigkeiten minder glücklich sich entwickeln konnten als ihre leiblichen Vollkommenheiten. — Das Haus ihrer Eltern war die Welt, in der Marianne lebte, und das Haus eines Rabbi's ist eine Welt, aber eine sehr kleine und jüdische. Es hat seine Sabbat- und seine Alltags-Gäste, wird nicht leer von Besuchen, und das Aus- und Eingehen, das Lärmen, Schreien und Schwatzen nimmt kein Ende.

Alle jüdischen Angelegenheiten kommen hier zur Sprache; Familien- und Gemeinde-Sachen, Ereignisse aus Nah und Fern, und der Rabbi muß Rath ertheilen, Streitigkeiten schlichten, Sünden vergeben und entscheiden, was rein und was unrein ist.

Außerdem muß er lernen, das heißt studiren, doch ist das Lernen des Rabbi kein einsames, geräuschloses Studium. — Wenn ein Rabbi lernt, so legt er sein Gesicht in alle möglichen Falten des Tiefsinns, reibt sich ämsig den Bart und schaukelt sich mit dem Oberleibe, was er kann. Im singenden Tone betet er laut her, was er liest; was ihm bei dieser Gelegenheit einfällt, was ein anderer jüdischer Gelehrter ähnliches gesagt hat, und läßt sich dieses und jenes Buch bringen, um die darauf bezüglichen Paralellstellen aufzuschlagen und ebenfalls laut abzulesen.

Dieses Lernen ist nicht nur eine sehr gottgefällige Verrichtung, es ist auch eben so dienlich und erspießlich für die Seele, einem lernenden Rabbi zuzuhören.

Der Rabbi hält sich daher in der Regel mehrere Schüler, welche, indem sie stille ihm zuhören, theilnehmen an dem himmlischen Verdienst des Lernens und gleichsam mitlernen, um später ebenfalls Rabinen zu werden. Uebrigens kömmt nichts darauf an, wie viel oder wie wenig sie profitiren. Haben sie erst eine Rabbinerstelle, so können sie sich eben die Bücher kaufen, welche der Rabbi hat, und besitzen dann dieselbe Weisheit. Als Schüler können sie das nicht, denn hebräische Bücher sind sehr theuer und der Jude, der einigermaßen Etwas hat, versucht sein Glück lieber im Handel. Nur wer

Nichts hat und wem nichts gelingt, widmet sich ausschließlich der Sorge für seine Seele und sucht sich durch Beten und Lernen bei seinem Schöpfer beliebt zu machen.

Wenn nun der Rabbi lernte, saß Mariamne in der dunkelsten Ecke des Zimmers mit gekreuzten Beinen auf einem gepolsterten Fußschemel. Eine ächte Orientalin, mogte sie gern so sitzen und sinnen und träumen. Hier aber geschah es, um ihre Anwesenheit nicht zu verrathen; denn sie sollte nicht zuhören, wenn ihr Vater lernte. „Diese Weisheit ist nicht für Frauenzimmer. Das Frauenzimmer ist eitel und neugierig und entweiht die heiligen Kenntnisse, die nur für Männer sind, welche den Geist der Andacht besitzen und sich vor Gott demüthigen können."

Etwas Wahres mag daran sein; denn mehr oder weniger verwandelte Mariamne die Weisheit ihres Vaters, die sie still und sorgfältig belauschte, in Poesie und geistigen Zierrath. Sie schwärmte für die Heiligkeit der Propheten, verliebte sich in alle Bibelhelden, welche das auserwählte Volk zu Ruhm und Sieg geführt, verwechselte sich selbst mit allen Bibelheldinnen und schmückte sich im Geiste mit ihren Tugenden und Reizen. Die ganze spitzfindige Dialectik des Talmud aber verwandelte sie in die zierlichsten Sinn- und Sittensprüche, die wie Honigseim von ihren niedlichen Lippen flossen und ein Herz voll Güte, eine milde liebreiche Seele offenbarten.

Der Rabbi gebot ihr freilich oftmals „Schweig, du unreines Frauenzimmer. Wie darfst du so reden. Ist

diese Weisheit für dich und dein untergeordnetes Geschlecht?"

Mariamne aber fragte: „Vaterlieb. Warum hat mir Gott den Geist gegeben, der nach dieser Weisheit strebt, und mich zu einem Frauenzimmer gemacht, was nicht nach dieser Weisheit streben soll? Darf ich es dir sagen?"

Die Frage war aber doch keine leichte, und der Rabbi ward neugierig. Er strich sich den Bart und rief: „Laß hören!""

— „Gott hat mich zu einem Frauenzimmer gemacht, damit ich diejenigen warte und pflege, denen ich angehöre; das müßte ich thun, wenn ich deine Magd wäre, das muß ich thun, weil ich deine Tochter bin. Da ich dir aber nicht als Magd, sondern als Tochter angehöre, genügt es nicht, wenn ich dich pflege und warte; ich muß dich auch lieben, denn das befiehlt Gott. Wie kann ich dich aber lieben, wenn ich nicht deine Vorzüge vor andern Menschen einsehe, und wozu du eigentlich auf der Welt bist? Du bist fromm und weise; dadurch machst du dich beliebt bei Gott und Menschen — und bei deiner Tochter; denn Gott hat ihr den Geist gegeben, der nach dieser Weisheit strebt, nicht aus Vorwitz und Eitelkeit, sondern um ihren Vater verstehen und lieben zu können. — Warum hat Gott diesen Geist nicht irgend einem anderen Mädchen im ganzen Judenquartier gegeben, sondern ganz allein mir? — Weil ich die Rabbinerstochter bin, weil er mir zu kömmt. — Auch sagt der Talmud, die Weiber und Töchter der Rabbinen stehen so hoch über andere Weiber und Mäd-

chen, wie die Menschen über die Thiere *). Also muß ich als Rabbinerstochter etwas voraus haben. Dieser Geist ist mein Vorzug.

Der Rabbi lachte eine Zeitlang herzlich, dann aber sagte er: „Du sollst aber so nicht sprechen, ich verbiete es dir.“

Um weltliche Angelegenheiten kümmerte sich Mariamne gar nicht, und alles, was nicht in ihre unmittelbare Nähe kam, blieb ihr fremd und war ihr sogar peinlich. — „Draußen giebt es nichts als Noth und Hader“ pflegte sie zu sagen; „und man kann nicht allen Unglücklichen helfen, und alle Streitende versöhnen; selten hört man von Glück, viel aber von Elend und Verfolgung. Ein Mädchenherz ist weich, ihr Auge fließt leicht über. Gott aber weiß, was er thut. Ich soll ihn nicht in seinem Zorn kennen lernen, wie er die Menschen straft um ihrer Sünden halber, sondern er hat mir das friedfertige Haus meiner Eltern zur Wohnung angewiesen, wo er in seiner Heiligkeit und Weisheit verehrt sein will.“

Wirklich pflegte und wartete Mariamne ihre Eltern auf's Gewissenhafteste. Der liebreiche Einfluß, den sie übte, erstreckte sich zwar nicht weiter, als auf das elterliche Haus, hier aber offenbarte er sich auch recht traulich und heiter.

Ein so reinlich geführtes, zierlich geordnetes Hauswesen, wie man beim Rabbi Raphael Ben Ely fand,

*) Talmudisch.

gehört zu den unerhörten Seltenheiten in einem polnischen Judenquartier. Wie viele Menschen auch täglich gingen und kamen, wie lebhaft und geräuschvoll es auch herging, so war und blieb doch alles nett und blank und rein, bis auf die Menschen. Diese waren und blieben roh und schmutzig und Mariamne hatte keine Gewalt über sie, denn sie war ja nur ein Frauenzimmer.

Sie war sogar ein zärtliches, furchtsames Frauenzimmer; sie scheute sich, ihre niedlichen Füßchen auf den unebenen schmutzigen Boden der Judenstraßen zu setzen, und blieb deshalb immer zu Hause. Sie wagte nicht, ihre Kräfte zu gebrauchen oder etwas Hartes oder gar Schmutziges anzufassen. Aber die Schüler des Rabbi mußten zum Dank für den Unterricht, den sie genossen, Haus- und Küchendienste leisten. Mariamne befahl und beaufsichtigte nur, und die jungen Leute waren galant; sie stritten sich darum, ihr zu dienen. Mariamne aber sorgte für ihre Diener und lohnte ihnen gut.

Im Hause eines Rabbi herrscht kein Ueberfluß. Aber fehlte es woran, so schickte Mariamne ihre Diener im ganzen Judenquartier umher und ließ ansagen, der Rabbi habe leider Gottes nichts zu Essen. Der Jude darbt sich gern das Beste von seinem Munde ab, um seinen Rabbi damit zu erfreuen, und hauptsächlich, wenn es am Freitag woran fehlte, und Mariamne ansagen ließ, der Rabbi habe nichts, wovon er Schabbes machen könne, so kam in Töpfen und Kannen, auf Schüsseln und Tellern ein solcher Ueberfluß an, daß ein Einzelner kaum im Stande war, von allem zu kosten, und Vorrath genug für die ganze Woche war.

Das Beste hob Marianne für ihre Eltern auf, das übrige vertheilte sie unter den Schülern. Sie selbst aß äußerst wenig. Fürchtete sie sich vielleicht, die Röthe ihrer Wangen zu erhöhen oder die zarte Fülle ihres Wuchses zu vermehren? — Es war zu bewundern, wie wenig dieses blühende Geschöpf bedurfte, um sich in prangender Schönheit zu erhalten, und von dieser Mäßigkeit ging sie nicht ab, man mogte ihr sagen, was man wollte. Der Jude ißt gerne gut, es ist der einzige Genuß, an dem er etwas wendet, und ladet er Jemand an Sabbat- oder Festtagen zu Gaste, so fühlt er sich beleidigt, wenn dieser sein Essen verschmäht. — Vergebens aber befahl der Rabbi seiner Tochter, wenigstens am Schabbas mehr zu essen, an welchem Tage sich der Jude eine Güte thun soll. Und war eine Hochzeit, eine Beschneidung, oder hatte eine gute Freundin sie zu ihren Eltern eingeladen, so redete man umsonst auf folgende gastliche Weise ihr zu: „Dummes Thier, so greif doch zu! So etwas bekommst du nicht alle Tage. Ja! bei deinem Vater zu Hause giebt es Backwerk, du Maße Behema (Kuh oder Rindvieh), du weißt viel, was gut schmeckt. Oder ist dir vielleicht als Rabbinertochter dieses Essen nicht rein (Koscher) genug. Die Sünde auf mein Haupt, wenn dieses Fleisch nicht ist von einem gesunden, makellosen, vorschriftmäßig geschochtenem Thier.“

Marianne war nachgiebig und gefällig gegen jedermann. Sie suchte daher einen Ausweg einzuschlagen und erbot sich, das, was sie nicht essen könne, mit nach Hause zu nehmen für ihre Eltern. Dieß fand man

nicht mehr als billig, und ging sie nach Hause, so gab man ihr mit, was sie irgend tragen konnte. „Die Maßa Behema“ hieß es dann; „sie selber gönnt sich kaum den schmalen Bissen, nur damit ihre Eltern was haben, sie läßt sich nöthigen an fremde Tische, nur um für ihre Eltern zu betteln.“

Ueberhaupt galt Mariamne bei ihren Glaubensgenossen für geistesschwach. Ihr fehlten diejenigen Eigenschaften, auf welche der Jude den meisten Werth legt, Schlauheit, Weltklugheit, Eigennutz. Ihrer Schönheit aber, welche geeignet war, selbst rohe Gemüther zu rühren, ließ man Gerechtigkeit widerfahren und sagte von ihr: „Sie besitzt tausendfachen Reiz, aber sie ist so dumm, daß sie nicht weiß, ob sie lebt. Hiemit bezeichnete man, daß sie stets an andere und nie an sich dachte.

Auch darin lag etwas wahres. Mariamne wurde reichlich beschenkt mit Schmuck und Putz und Kleidern, aber nichts davon behielt sie. Sie gab hin, um was man sie bat, sie beschenkte jeden Bettler. Dieß zog ihr manche derbe Züchtigung von ihrer Mutter zu, welche Mariamne aber geduldig hinnahm. Sie schützte nur mit ihren kleinen Händen das schöne Gesichtchen, damit dieses um Gottes willen keinen Schaden nehme, ihre übrigen Glieder, als ob diese dauerhafter wären, gab sie getrost jeder Mißhandlung Preis, und fast lächerlich war es mit anzusehen, wenn die kleine dürre Rabbizin aus Leibeskräften darauf losschlug, und die hohe, blühende Jungfrau weder sich sträubte, noch auf Flucht bedacht war, sondern nur ängstlich weinte und wehklagte; „Ach

Mutter lieb! höre nun auf, Ach Mutter lieb, jetzt habe ich genug."

So war dieses merkwürdige Mädchen beschaffen, welches unter feineren und edleren Menschen gewiß verstanden und richtig geleitet worden wäre, in dieser Umgebung aber durch ihre Liebenswürdigkeit wie durch ihre sonderbaren Eigenschaften dem Verderben nicht entgehen konnte.

II.

Schief-Levinche.

Der Freitagabend führte seine besondern Gäste nach dem Hause des Rabbi. Meistens alte Hagestolze, denen es nicht gelungen war oder die es versäumt hatten, ein Weib zu nehmen. Diese kamen nach dem Sabbatabendmahl, wo auch die Schüler des Rabbi sich einstellten, welche den Talmud studirten, und kaum sich selbst, geschweige eine Frau ernähren konnten. Selten kamen Familienväter. Der verheirathete Israelit feiert den Sabbat in seinem Hause, wo er König ist, und dem lieben Gott nachahmt, der sechs Tage lang die Welt erschuf und am siebten ruhte, da alles gut war. Aber auch zwei reiche Juden wußten nirgends besser als beim Rabbi ihren Sabbat im frommen Müßiggange zuzubringen. Der eine war ein bejahrter Wittwer und hieß Israel Levin. Man nannte ihn aber auch den reichen Israel;

denn er besaß ein steinernes Haus in dem Judenviertel — damals noch eine Seltenheit — und wenn man dem Gerüchte trauen durfte, war dieses Haus vom Keller bis zum Boden angefüllt mit „Waaren“; das heißt mit alten Kleidern, Geräth, Lumpen, Eisenwerk und anderem Kram, denn bei den Juden ist alles Waare. Sonst lieh der reiche Israel auch auf Pfänder, handelte mit Uhren, Perlen und Juwelen, kaufte geschmuggeltes und gestohlenes Gut, kurz machte alle möglichen Geschäfte.

Reiche Leute befolgen gern die Vorschriften der Religion, um, nachdem sie es auf dieser Welt gut gehabt haben, auch in jenem Leben nicht zu kurz zu kommen. Ein Rabbi ist eine heilige Person; es ist von Nutzen für die Seele, in seiner Gesellschaft zu sein, und noch viel größeren Segen bringt es, wenn man ihm Geschenke macht, damit er sich erfreue und erquicke bei seinen gottgefälligen Studien.

Vielleicht kam der reiche Israel alle Freitagabend aus diesem Grunde; denn Mariamne schien ihm ganz gleichgültig. Er begnügte sich, wie man glauben mußte, mit dem Wohlbehagen in der Nähe eines Frommen. Er schickte dem Rabbi bald eine halbe Gans, bald den Rest einer fetten Kalbsbrust, bald ein großes Stück Schabbestorte, bald eine Flasche koscheren Wein: das ist Wein der nicht in katholischen Ländern gewachsen ist, wo ein Priester den Segen über die Weinberge spricht, und dadurch das ganze Gewächs unrein und für einen jüdischen Rabbi ungenießbar macht. — Der reiche Israel schien überzeugt, daß alle diese Leckerbissen ihm in Abrahams Schooß zu Gute kommen würden, woselbst

der Rabbi als Schriftgelehrter an einem goldenen Tische vom Fische Leviathan speisen, und ihm zur Vergeltung von dem Gerüchte kosten lassen würde.

Der andere Gast hieß nicht Israel Levin, sondern Levin Israel, weil er der Sohn des ersteren war, und es Gebrauch der Juden ist, daß der älteste Sohn die Namen seines Vaters in umgekehrter Folge führt, wie ein paar Handschuhe die man alle Tage umkehrt, daß der rechte links und der linke rechts getragen wird. Uebermorgen werden sie wieder getragen wie gestern und der Großvater heißt wie der Enkel. Auch Levin Israel hatte einen Beinamen. Juden und Christen nannten ihn Schief-Levinche. — Wirklich war er entsetzlich verwachsen. Sein Rücken war hochgewölbt und seine Brust hatte die Form eines Schiffsschnabels; der große Kopf mit dem länglich bleichen beweglichen Angesicht, stack tief in den spitzen Schultern; mit den langen dürren Armen konnte er, ohne sich zu bücken, den Boden fast berühren, und sein rechter Fuß war um ein bedeutendes länger als sein linker. — Trotz dieser Mißgestalt hatte er nichts Abstoßendes. Aus seinen lebhaften Augen blitzte List und Schlauheit; sein faltenreiches bewegliches Gesicht begleitete, was er sprach, mit ausdrucksvollen Mienen; seine langen Arme, seine mageren Finger gestikulirten dann lebhaft mit, und nie blieb er auf einem Flecke stehen, sondern stellte sich bald auf den längeren rechten, bald auf den kürzeren linken Fuß; und war in diesem Augenblicke groß, in jenem klein.

Als Handelsmann war er unermüdlich und plagte sich vom frühen Morgen bis in die späte Nacht. Von

seinen Kunden ließ er sich alles bieten, wenn sie ihm nur etwas abkauften, und selbst Mißhandlungen ertrug er mit Gelassenheit, wenn er nur Geschäfte machte. Auch seine Mißgestalt wußte er zu benutzen. Er sah es gern, wenn man sich über ihn aufhielt, und gab alle mögliche Gelegenheit dazu, wohl wissend, daß sich mit einem lachenden Kundmann besser handeln läßt, als mit einem mürrischen. Wirklich auch machte er so glückliche Geschäfte, daß seine Glaubensgenossen ihn deshalb bewunderten und beneideten. Gern hörte er sich Schief-Levinche nennen, es war die Firma, unter welche er so glänzend hausirte, und er war stolz auf seine Mißgestalt, die ihm zu so reichlichem Gewinn verhalf. Zu seinen Glaubensgenossen sprach er oftmals: „Dieser Buckel ist mein Glück, und weil ich habe einen langen und einen kurzen Fuß, — stehe ich mich gut.“ — Allein die Christen haßte er, obgleich sie ihm Vertrauen schenkten und reichlich zu verdienen gaben.

„Ich rupfe sie wie die Gänse! Ich scheere sie wie die Schaafe! Ich schächte sie wie das Vieh!“ prahlte er gegen seine Glaubensgenossen „und doch sprachen sie: Es giebt nur einen ehrlichen Juden und das ist Schief-Levinche! Warum halten die unbarmherzigen Esauskinder so große Stücke auf den mißgeschaffenen Sohn Jakobs? — Diese Bösewichter gönnen nicht den Juden seine geraden Glieder. Warum ist der Jude anmaßend? weil er einhergeht mit geraden Gliedern. Warum ist der Jude frech? — Weil er nicht vor Demuth krumm und lahm ist, wie Schief-Levinche. Solch einen Juden wie ich bin lassen sie sich gefallen. Ich bin in ihren Augen

der Jude, wie er sein soll, und wenn es nach ihnen ginge, müßte das ganze auserlesene Volk Gottes, krumm und bucklig sein, wie Schief-Levinche."

Der reiche Israel verdankte dieser unermüdlichen Thätigkeit seines Sohnes einen großen Theil seines Vermögens; denn Schief-Levinche überließ bereitwillig, was er irgend gewann, seinem Vater. Er war nur gewinnsüchtig, nicht geizig. Er handelte aus angeborenem Trieb, der Trödel war seine Leidenschaft, das Hausiren seine Neigung. Seine Habsucht ward nur rege, wenn er etwas Seltenes, Auserlesenes, Kostbares fand. Dergleichen bezahlte er gut und betrachtete es als sein ausschließliches Eigenthum, ohne es dem Chaos von Trödelwaaren einzuverleiben, die zum Verkauf auslagen und das ganze Haus anfüllten.

So hatte er sich im Laufe der Zeit eine ganze Wirthschaft zusammen getrödelt, lauter Seltenes und Ungewöhnliches. Aber nicht zwei Stühle waren von einerlei Form, nicht zwei Teppiche von einerlei Zeug und Farbe. Eben so wenig paßten die Teller, Gläser und Tassen zu einander, und auf den schweren silbernen Leuchtern, Eß- und Theelöffeln, erblickte man noch die Namen der verschiedenen ehemaligen Besitzer. Er hatte ganze Schränke voll kostbarer Pelze, Röcke, Westen und Beinkleider, die ihm alle viel zu groß waren und die er nicht ändern ließ, um nichts von ihrem Werthe einzubüßen. Das Prachtstück in dieser wunderlichen Wirthschaft, die kostbarste Habseligkeit des kleinen Hausirers, war aber ein großes mahagoni Himmelbett mit vergoldeten Leisten, Rosetten und Löwenklauen. Die

Vorhänge waren von geblümtem Dammast, die Kissen von himmelblauer Seide und die Bezüge von feinem holländischen Leinen mit Spitzenborten. — Schief-Levinche behauptete zwar, daß er Nacht für Nacht in diesem Bette schliefe. Doch versenkte er seinen kleinen Leib nie in diesen Ocean von Flaum und Seide, auch bedurften die schönen Spitzenbezüge, die feinen Bettlaken nie der Wasche, wie vergilbt sie auch waren. Unten, in der geräumigen Bettstelle war eine Schiebelade, welche ausgezogen auf zwei Stützen fiel, und geräumig genug war, den kleinen Hausirer zu beherbergen. Einige schmierige Betten, aber auch ein wenig faules Stroh machten dort sein Lager aus, auf dem er schon seit Jahr und Tag geruht hatte.

Der reiche Israel schüttelte zwar den Kopf zu diesem unnützen Aufwand.

„Levinche," sprach er bedenklich, „Was nützen dir alle diese schönen Sachen? Es steckt darin ein großes Capital und es ist ein todtes Capital."

Dann blitzten Schief-Levinche's Augen, er verzog seinen breiten Mund zum Lachen, und in den Wangen, um die Augen, bildeten sich hundert Falten, die alle mitzulachen schienen. Er erhob sich auf seinem längeren Bein und sprach mit pfiffiger Miene und Geberde: „Das will ich dem Vater sagen. Ich bin doch leider ein häßlich Kerlchen; darum habe ich alle möglichen schönen Sachen, nur keinen Spiegel. — Das Sprüchwort sagt: Schöne Leute haben schöne Sachen. Wenn ich betrachte alle meine schönen Sachen und finde keinen Spiegel, so bilde ich mir ein, ich sei ein schöner Mensch.

Im Hause des Rabbi ward Schief-Levinche eben so gern gesehen wie sein Vater, und kam auch eben so wenig mit leeren Händen, nur daß seine Gaben nicht dem Rabbi, sondern der schönen Mariamne galten.

Er liebte sie. Er hatte einmal eine Leidenschaft für schöne Sachen, und wo er etwas Seltenes oder Kostbares fand, da sparte er kein Geld und trachtete mit jüdischer Hartnäckigkeit, es in seinen Besitz zu bringen.

Die herrliche Mariamne war in seinen Augen eine schöne Sache, eine Seltenheit, ohne Gleichen bei Juden und Christen, eine Kostbarkeit, gegen die sein großes mahagoni Himmelbett, bisher sein kostbarstes Besitzthum, gar nicht in Anschlag kam. Darum mußte er sie besitzen um jeden Preis; an Hindernisse wollte er nicht glauben und an eine Unmöglichkeit nicht denken.

Und doch war diese Unmöglichkeit vorhanden. Der reiche Israel war gegen diese Verbindung und war Herr des Vermögens. Ohne die Einwilligung und das Vermögen seines Vaters hatte der kleine, auf schiefen Freiersfüßen einhergehende Hausirer auch nicht die geringste Hoffnung.

„Vaterlieb!“ fragte Schief-Levinche, „was hast du gegen das Mädchen?“

„Wie heißt was ich habe gegen Sie? — Sag du mir. Was hat sie für dich! Sie hat nichts. Ihre Eltern haben nichts, sie bekommt nichts mit, sie kann nichts erben. Zusammen halten kann sie auch nichts; sie giebt weg was sie hat. Wenn man sie zu Tisch nöthigt, ißt sie nichts und trägt ihr Theil heim zu den Eltern. Sie wird dir alles unter der Hand wegnehmen

und zu Hause gehen, es ihren Eltern zuzustecken. Und denkst du Herr im Hause zu sein, wenn sie deine Frau ist? sie predigt und entscheidet wie ein Rabbi, bald ist dieses nicht rein, bald ist jenes nicht rein, und laß dir einmal etwas zu Schulden kommen, so verklagt sie dich bei ihrem Vater und du mußt Buße thun oder Geld zahlen. — Sie ist kein Mädchen für dich und ein junger Mensch muß ein reiches Mädchen heirathen, denn er muß für sein Fortkommen sorgen. Ob ein Mädchen schön oder häßlich ist, bleibt sich gleich; für einen jungen Menschen ist ein Frauenzimmer ein Frauenzimmer. Hat er aber erst eine reiche Frau gehabt, hat er sein gutes Brod gefunden, hat er Kinder, und stirbt seine Frau, dann mag er ein schönes, aber armes Mädchen heirathen, denn warum? Er heirathet nicht mehr zu seinem Fortkommen, er heirathet nicht mehr, um Kinder zu zeugen, er heirathet zu seinem Vergnügen."

„Vaterlieb!" entgegnete Schief-Levinche voll kindlicher Ehrfurcht; denn er merkte nicht, wo der Vater hinaus wollte. „Ein reiches Mädchen wird mich nicht nehmen, da ich leider Gottes schief bin."

„Levinchelieb! Ich weiß für dich ein reiches Mädchen, die dich nehmen wird und wenn du noch schiefer wärest."

„Ein reiches Mädchen kann doch auch bekommen einen geraden Mann."

„Was thust du damit, das Mädchen hat vierzig tausend Thaler und kriegt doch keinen geraden Mann."

„Vierzig tausend Thaler. Vor einem Mädchen mit vierzig tausend Thaler lasse ich mich gar nicht sehen."

„Was thust du damit, vor dem Mädchen kannst du dich sehen lassen.“

„Vaterlieb! ich habe doch einen Buckel hier und einen Buckel da, ich habe hier einen großen Fuß und hier einen kleinen Fuß, ich bin doch leider Gottes schief von vorn und schief von hinten, schief von der rechten Seite und schief von der linken Seite!“

„Was thust du damit. Das Mädchen ist eben so schief wie du.“

„Eben so schief wie ich?“ rief jener mit Entsetzen.

„Ich will nicht sagen, ganz eben so schief. Auf ein bischen mehr oder weniger kömmt es nicht an. Sie ist mehr schief auf der rechten Seite und du mehr schief auf der linken.“

„Gerechter Gott! der Vater meint die Lea Ascher.“

„Du hast es gerathen, gesegnet sollst du sein. Sie ist die einzige Tochter von Salomon Ascher, den ich schätze auf 40,000 Thaler. Wenn ich einmal sterbe nach hundert Jahren, erbst du doch auch meinen ganzen Reichthum. Gerechter Gott, welch ein Berg von Geld fällt da zusammen.“

„Und welch ein Berg von Häßlichkeit;“ rief Schief-Levinche, focht mit den langen Armen durch die Luft und hinkte bald auf dem großen bald auf dem kleinen Fuß. Unsere Nachkommen werden noch stinken davon im achten und neunten Gliede. — Sie ist so krumm wie eine 5 und ich bin krumm wie eine 3. Die Leute, wenn sie uns sehen, werden nicht sagen: „da geht ein Paar,“ sie werden sagen: „da geht Numero 53.“ — Und wenn ich mit ihr spazieren gehe? Ich trete kurz mit

dem linken Fuß und sie mit dem Rechten. Wenn ich klein bin, ist sie groß, und wenn sie groß ist, bin ich klein, wir werden auf und nieder balanciren wie die Wageschaalen, und zusammen klappen und auseinander fallen wie eine Papierscheere. Sie ist so häßlich, daß mir übel wird und wenn wir zu Tische gehen, muß ich sagen, Lealieb! geh mir aus den Augen oder du verdirbst mir den Appetit. Und wenn sie in andere Umstände kömmt, wird sie sagen: Levinchelieb! Nimm dich in Acht und komm mir nicht vor Augen. Ich könnte mich erschrecken, ich könnte mich versehen an dir und, Gott bewahre! ein Kind zur Welt bringen, was dir ähnlich sieht. — Der Talmud sagt: Wohlgestalte Kinder sind ein Segen Gottes, und Mann und Frau, eh sie zu Bette gehen, sollen beten zu Gott um wohlgestaltete Nachkommenschaft. Wenn wir uns schlafen legen wollen — ein groß Plaisir für alle beide — und wir beten zum lieben Gott um wohlgestaltete Kinder; wird uns der liebe Gott doch auslachen. Er wird sagen: Wie'n Chutzpe! Solche Menubalonim *) wollen auch schöne Kinder haben. — Wem sollen die Kinder ähnlich sehen, dem Vater oder der Mutter?"

„Levinchelieb!" wandte der reiche Israel ein, „um einen Thaler zu verdienen, läufst du herum den ganzen

---

*) Wie'n Chutzpe, „welche Frechheit", Menubalonim, „Schreckbilder." Der liebe Gott kann das Mauscheln nicht lassen, denn es ist die Loschen Kadosch oder heilige Sprache.

Anmerkung eines israelitischen Setzers.

Tag. Hier kannst du gewinnen 40,000 Thaler. Und was hast du dafür zu thun? du verdienst sie im Schlaf!"

„Aber ich will nicht! Ich will keine 40,000 Thaler."

„Und das Mädchen bekömmst du nicht und sollst sie nicht haben, denn ich nehme sie."

Schief-Levinche stand wie aus den Wolken gefallen und starrte sprachlos seinen Vater an.

Der reiche Israel fuhr fort: Hör zu Levinchelieb. Ich bin jetzt in den Jahren und heirathe zu meinem Vergnügen. Ich bin reich, ich kann heirathen ein armes Mädchen. — Was willst du mit Mariamne. Sie ist schön und weiter nichts. Ich habe die Muhme, die führt mir die Wirthschaft, ich habe eine Magd, die arbeitet in der Küche. Ich nehme mir eine Frau zum Staat, ich ziehe sie schön an und setzte sie vors Fenster, daß die Vorübergehenden ihre Freude daran haben. Aber was willst du mit dem Mädchen. Sie kann nichts arbeiten, und wenn sie dir die Wirthschaft führen soll, so nimm nur gleich alle Talmudschüler des Rabbi mit ins Haus."

Schief-Levinche fing an zu weinen. „Weihgeschrieen, der Fluch ist gefallen auf unser Volk. Der Jude ist gegen den Juden. Ein jüdischer Vater handelt so gegen seinen einzigen Sohn. Darum habe ich gearbeitet von meinem elften Jahre an, habe mich lassen auslachen, treten und anspeien, daß sich der Vater macht einen guten Schabbes von allem, was ich zusammengetrödelt und zusammengeschachert habe, und daß er spricht: „Ich habe Geld" um weg zu heirathen vor der Nase das Mädchen, was ich mir ausgesucht habe. Weihge-



schrieen, der Vater wird ihr zeugen Kinder über Kinder und ich soll arbeiten für alle meine Stiefgeschwister."

„Levinchelieb. Was sprichst du von Kindern, die ich zeugen werde, ich habe doch gehabt meine erste Frau und war doch jung. — Was habe ich gezeugt? — Nun? — Ein halbes Kind! — Für mehr kannst du dich doch nicht ausgeben."

„Das hat gelegen an meiner seeligen Mutter, der Vater hat bekommen mit ihr tausend Thaler und ein halbes Kind; jetzt nimmt sich der Vater eine Frau mit der er nicht bekömmt den halben Thaler, aber tausend und ein Kinder. Weihgeschrieen, wenn der Vater stirbt über hundert Jahre, wird die Erbschaft gehen in tausend und ein Theile. Und wer bin ich, wenn der Vater wieder heirathet, dann bin ich gewesen der einzige Sohn des reichen Israel, dann bin ich Schief-Levinche und bleibe Schief-Levinche, das armselige Lümpchen, das häßliche Jüdchen, und bekomme gar keine Frau."

Aber der reiche Israel war unerbittlich, und Schief-Levinche sehr unglücklich.

Zwei Leidenschaften beseelten jetzt seine krumme Brust. Eine glückliche und eine unglückliche: der Schacher und die Liebe. Jene für die Werkeltage, diese für den Sabbat. In der Woche nahmen ihn seine Geschäfte dermaßen in Anspruch, daß er keine Zeit hatte, an Mariamne zu denken. Am Sabbat aber durfte er nicht an Geschäfte denken; er sah Mariamne und fand sie nur noch schöner und begehrenswerther, seit sie ihm versagt war. Darüber schmeckte ihm das Sabbatessen nicht, und der heilige Sabbatgeist, der Freitagabend mit

der Dämmerung kömmt und bleibt bis die Sterne am Himmel stehen *) machte auf ihn eine höchst niederschlagende und trübselige Wirkung. Zu Hause vergaß er das Lachen, in der Synagoge das Beten, und in der Nacht vom Freitag auf den Sonnabend schlief er nicht.

Diese schwermüthige Stimmung seines einzigen Sohnes blieb auch dem reichen Israel nicht verborgen, doch hatte er kein Mitleid mit ihm. Aber am Sonntag ging Schief-Levinche über Land und besuchte alle Judenschenken, schoß den Wirthen Geld vor, damit sie gestohlene Güter an sich kaufen konnten, und Uhren, Kostbarkeiten, Silber- und Goldsachen nahm er ihnen ab und trug sie nach Hause, wo sie verborgen wurden bis zur Leipziger Messe, der reiche Israel nahm sie mit dahin und brachte sie dort bei fremden Juvelieren und Goldschmieden unter. Seit jenem Gespräche aber brachte Schief-Levinche keine Kostbarkeiten mehr nach Hause, oder vielmehr gab sie nicht mehr ab und schien diesen einträglichen Nahrungszweig an sich ziehen und selbst die Leipziger Messe besuchen zu wollen. — Dieser Schritt schien dem reichen Israel denn doch zu ernsthaft und stimmte ihn zur Nachgiebigkeit.

„Hör zu Levinche,“ sprach er eines Tages. „Ich will das Mädchen doch nur zum Staat, es soll mir gleichviel sein, ob sie meine Frau oder meine Schwiegertochter

*) Daher riechen die Juden nach dem sie Licht angesteckt, an einer Gewürzbüchse um sich aufrecht zu erhalten, wenn dieser heilige Schabbesgeist entflieht.

ist. Nimm sie hin, ich wünsche dir Glück und Segen. Aber eine Bedingung habe ich dabei, drei Monate muß der Brautstand dauern."

Wer war glücklicher als Schief-Levinche. „Aber warum drei Monate der Brautstand?" fragte er.

„Du sollst sie kennen lernen. Du verträgst dich mit ihr keine drei Wochen."

Schief-Levinche erhob sich auf seinen längeren rechten Fuß, und beide lange Arme mit ausgespreizten Fingern gen Himmel streckend, rief er:

„Und wenn ich mich mit ihr nicht vertrage drei Minuten, heirathe ich sie doch."

III.

Ehen werden im Himmel geschlossen.

Der polnische Jude handelt um zu leben und heirathet, wie er handelt; die Ehe ist ihm ein Geschäft, ein wichtiges für's ganze Leben. Er überlegt es in allen seinen Folgen und Einzelheiten, aber die Hauptfrage bleibt: Was hat er? was hat sie?

Auch giebt es Heirathsmäkler; Leute, welche davon leben daß sie Paare vereinigen, und von dem muth-

maßlichen Vermögen des Bräutigams, so wie von der Mitgift der Braut, ihre Procente erhalten. Diese Mäkler haben es lediglich mit den Eltern zu thun, welche für ihre Kinder abschließen. In der Regel sind es noch Kinder, denn die Söhne werden mit dem vierzehnten, die Töchter mit dem elften Jahre versprochen, bisweilen noch früher. Und sollte man es glauben; solche Ehen, die ohne wechselseitige Zuneigung, lediglich des Vortheilshalber geschlossen werden, fallen selten unglücklich aus.

Aber der polnische Jude macht keine Ansprüche an das Leben, und hat kaum eine Ahnung von den Genüssen und Freuden desselben. — Er bleibt bei den rohesten Trieben stehen, welche die Natur einem jeden ihrer Geschöpfe mitgegeben: sich selbst und seine Art zu erhalten, und kennt außerdem nur noch die Furcht vor dem zornigen Gotte. — Er will leben, heirathen und beten, und gönnt man ihm das, in den finsteren und öden Schlupfwinkeln, wo man ihn duldet, so ist er zufrieden und nach Beschaffenheit der Umstände, sogar lustig.

Die Juden vermeiden am Sabbat auf's gewissenhafteste was einer Beschäftigung ähnlich sieht. Sie reden nicht einmal von Geschäften; nur das Ehestiften leidet eine Ausnahme: es ist nicht bloß ein Geschäft, sondern auch eine Wohlthat, und trägt außer dem irdischen Gewinn auch himmlischen Lohn ein. Wer eine jüdische Ehe zu Stande bringt, hat, wie der Talmud lehrt, sich in jenem Leben, des Dankes aller Sprößlinge dieser Ehe

bis in die fernsten Generationen zu gewärtigen, in so fern er das seinige dazu beigetragen, daß so viele Nachkommen im auserwählten Volke, geboren und als fromme Juden erzogen wurden um nach dem Gesetze zu leben und sich eines Sitzes in Abrahams Schooße theilhaftig zu machen.

Es ist daher erlaubt, auch am Sabbat dieses Geschäft zu betreiben, denn man ehrt den Sabbat durch eine Wohlthat; und auch reiche Leute befassen sich damit, indem sie hauptsächlich arme Mädchen unter die Haube zu bringen trachten, und auf den Gewinn zu Gunsten der Armen verzichten. Die Wohlthat ist demnach eine doppelte. Ueberhaupt richtet der Jude seine gottgefälligen Werke so ein, daß sie zwei- und dreierlei Gutes enthalten, und ihm den möglichst größten Nutzen in Abrahams Schooß eintragen. — Nach den Begriffen eines schon seit Jahrtausenden handeltreibenden Volkes, ist der siebte Himmel das Comptoir des lieben Gottes und die Engel sind seine Buchhalter. Es wird mit überirdischer Genauigkeit gebucht. Jeder Sohn Israel's hat sein Conto, wo seine Gutthaten ihr Credit, seine Sünden ihr Debet finden. Mit jedem Jahre schließt Gott die Rechnung und zieht die Billanz. Dieß geschieht am großen Versöhnungstage, dem Jom Gibbor, an welchem streng gebetet und gefastet wird, und dem 9 Bußtage vorangehen: die ersten 9 Tage im jüdischen Neujahr; denn natürlich muß das alte Jahr erst aus sein, eh man weiß wie man sich steht.

Der reiche Israel wollte, indem er für seinen

Sohn warb, vielerlei Gutes thun: Eine Ehe stiften, und zwar für ein armes Mädchen, mit einem reichen Manne; ferner für seinen Sohn mit der Tochter eines Rabbi, welches viel Segen und Ehre bringt, und endlich wollte er durch alle diese Wohlthaten den Sabbat ehren.

Es war an einem Freitagabend und die gewöhnlichen Sabbatgäste hatten sich versammelt, mit Ausnahme von Schief-Levinche, welcher daheim mit Ungeduld seinem Glücke entgegen harrte. Der reiche Israel trat ein, wie einer der keine abschlägige Antwort befürchtet, die für ihn nichts Beschämendes hat, so wenig wie das Jawort ihm schmeichelhaft ist. Er berücksichtigte kaum die Anwesenden, und benahm sich ganz wie ein Mann, der eine Wohlthat zu üben im Begriffe steht, auf welcher er in jeder Hinsicht stolz zu sein Ursache hat.

„Rabbi,“ begann er : „Mein Levinche, Gott laß ihn gesund, hat ein Auge auf Eure schöne Tochter, und wie es einem frommen Junggesellen ziemt bei einem reinen Mädchen, ist er gesonnen sie ehelich heimzuführen. Was mich betrifft, so bin ich ein frommer Jude, und daß mein Levinche, Gott schenke ihm hundert Jahre, sich mit einer Rabbinerstochter zu verbinden trachtet, ist mir lieb und angenehm und wird ihm Glück und Segen bringen. Wofern Ihr nun nichts dawider habt, wollen wir aus unseren Kindern ein Paar machen. Mein Levinche, Gott lasse ihn gesund, ist ein geschickter Handelsmann. Geschäfte, wozu andere gebrauchen ihr ganzes bischen Vernunft; macht er im Schlafe. Andere

Juden laufen nach ihren Kunden, seine Kunden laufen ihm nach. Kurz, was thue ich mit den Geschäften, welche alle andern Juden machen in der ganzen Stadt? Mein Levinche allein macht glückliche, gesegnete Geschäfte. — Leider Gottes ist er nicht schön, er ist sogar verwachsen; aber was thu ich damit? Er ist doch ein gesunder junger Mensch, der da hat Ehre und guten Namen bei Juden und Christen, und sein Brod über und über; und wenn ich über hundert Jahre sterbe, gehört ihm doch mein ganzes Krämchen. Dann ist er ein reicher Mann, Eure Tochter wird es gut bei ihm haben; so gut, daß, was sie sich bisher wünschen durfte, vielleicht ein bischen schlechter ist. Eure Tochter hat keine Mitgift, aber darauf sieht mein Levinche nicht, das hat er Gott sei Dank nicht nöthig, und ich bin doch auch noch da, ich habe doch alles; bei mir ist doch zu finden alles! Ich habe doch ein ganzes großes Haus voll schöner Sachen. Ich habe Kleider und Wäsche; Möbeln und Betten, Porzellan und Hausrath, Schmuck und Kostbarkeiten. Kommt selber, sucht Euch aus für Eure Tochter was Euch ansteht. Gerechter Gott, es ist doch für die Frau meines Sohnes, meines einzigen Sohnes, für den ich alles thue, für den ich mich aufopfere."

Diese Worte des reichen Mannes machten einen tiefen Eindruck auf die größtentheils blutarmen Zuhörer. Der Rabbi war todtenbleich geworden und hatte Thränen in seinen, von nächtlichen Studien gerötheten Augen. Die Rabbizin schluchzte laut, und in dem engen, dumpfi-

gen Zimmer, herrschte ein wunderliches Gemurmel; denn alle sprachen lebhaft durch einander, um ihr Erstaunen und ihre Theilnahme auszudrücken, ohne daß einer auf den andern hörte.

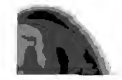
Mariamne wurde gerufen und kam; das Gemurmel vermehrte sich. Man pries ihre Schönheit, welche der Reichthum anerkannt hatte, und eine Glückssonne heute beschien.

Der Rabbi schlug mit der flachen Hand auf den Tisch und rief: „Stille!“ augenblicklich entstand ein tiefes Schweigen und der Rabbi begann: „Glück und Segen dir, meine Tochter, du bist Braut.“

Ueber das liebliche Angesicht der Jungfrau ergoß sich eine Purpurröthe, der aber augenblicklich eine tödtliche Bläße folgte. — „Glück und Segen“ wiederholten alle Anwesenden, und der Rabbi mußte noch einmal auf den Tisch klopfen und Stille gebieten.

Ein Rabbi pflegt bei jeder feierlichen Gelegenheit etwas von seiner talmudischen Weisheit Preis zu geben. Ein solcher Augenblick war gekommen und die Anwesenden mußten schweigend und ehrfurchtsvoll auf seine Worte horchen, die als eine heilige Offenbarung angesehen werden. Er sprach:

„Wenn die Eltern zusammen kommen um ihre Kinder zu verheirathen, so mögen sie verhandeln und verabreden was sie wollen; es vollzieht sich immer nur der Wille Gottes, welcher aller menschlichen Einsicht und Kenntniß, weil vorangeht. Der Talmud lehrt, daß Gott im Himmel selbst die Ehen beschließt. Im sechsten



Monat der Schwangerschaft einer Frau sagt er: diese Frucht soll ein Knabe sein, oder diese Frucht soll ein Mädchen sein. Sagt er aber, diese Frucht soll ein Mädchen sein, so fügt er auch hinzu, wessen Gattin sie dereinst werden soll, und die Engel zeichnen diesen, wie alle anderen Beschlüsse des hochgelobten Gottes auf. Warum aber spricht Gott nicht wenn die Frucht ein Knabe sein soll: er soll dieses oder jenes Frauenzimmer zum Weibe nehmen? — Gott schafft den Mann nicht für das Weib, sondern das Weib für den Mann. Als Gott den Adam schuf, sprach er nicht: dieß soll der Mann der Eva sein; wohl aber sagte er ausdrücklich, als er die Eva schuf, daß sie die Lebensgefährtin Adams zu sein bestimmt sei. — Herr Israel und ich, wir sind uns so eben einig geworden, unsere Kinder mit einander zu vermählen. Allein es fragt sich, was ist Gottes Wille? Hat der Herr bestimmt im sechsten Monat der Schwangerschaft meiner Rabbizin: diese Frucht sei ein Mädchen und werde die Gattin Levin's, des Sohnes Israels. — Ja! so hat der Herr bestimmt. Und ich werde Euch sagen, woher ich dieses weiß. — Der Herr, gepriesen sei sein Name! hat mir nicht gegeben Habe und Gut, Schätze und Reichthümer. Er hat mir ein besseres Theil zugedacht; er hat mir gegeben eine Seele, die sich erheben kann zu Gott, und einen Geist, der seine Gebote versteht. Es ist aber ein so großes Vergnügen in Ruh und Frieden dazusitzen und zu beten und zu lernen, daß derjenige, dem es zu Theil wird, leicht vergißt, daß es noch Elend und Kummer in der

Welt giebt; und alles verachtet was nichts gemein hat mit seiner Weisheit und der Andacht. So ging es mir. Ich habe auch alles verachtet. Und wenn ich dasaß um zu lernen (studiren), und es hätte mich jemand gefragt: Rabbi willst du Gold, hier ist welches; -- so würde ich geantwortet haben, das Gold hilft mir nicht zu einem besseren Verständniß des Rambam und des Jad Chasaka. Allein der liebe Gott hat das Gold geschaffen, eben so gut wie alles andere, und ich that unrecht zu verachten ein Werk des Schöpfers. Darum hat mir der hochgelobte Gott eine große Sorge und Bekümmerniß zugesendet. — Ich stehe nicht allein in der Welt. Was soll aus der Rabbizin werden, wenn Gott meine Seele zu sich ruft? Auch eine Tochter habe ich, aber weder eine Mitgift noch Aussteuer für sie, um sie an den Mann zu bringen, und wenn ich dereinst theilhaftig sein werde der Glückseligkeiten im Schooße Abrahams; werden die Meinigen hienieden mit Noth und Entbehrungen kämpfen müssen. Diese Sorge verdarb mir meine beste Andacht und störte mich in meinen gottgefälligen Studien, und ich fragte mich oftmals: Warum hat der Herr diese Sorge mir aufgelegt, da ich doch lebe ganz nach seinen Geboten und erfülle alle seine Vorschriften. Aber er that dieß, damit ich den Werth des Geldes erkennen lernen sollte, welches ich ungebürlich verachtete, weil es für mich selbst keinen Werth hat. Nachdem ich aber nun eingesehen habe, wie wünschenswerth das Geld ist, nicht für mich, sondern für die Meinigen; nimmt mir der liebe Gott diese Sorge

wieder, indem er einen reichen Mann zu mir sendet, welcher spricht: Mein einziger Sohn verlangt Eure einzige Tochter zur Ehe. — Meine Tochter, — dachte ich — gehört zu den Weibern, die Gott für Niemanden geschaffen hat und die Zeitlebens Jungfern bleiben; denn sie hat weder Mitgift und Aussteuer, also wie soll sie einen Mann finden? — Aber der reiche Mann spricht: Mein Sohn verlangt keine Mitgift, und die Aussteuer übernehme ich. — Das ist eine unnatürliche Großmuth. Die Frau ist dem Manne eine Mitgift schuldig. Man kann Nachsicht mit einem Schuldner haben, man kann großmüthig sein und ihm die ganze Schuld erlassen. Allein dieß wäre auch eine ungewöhnliche Großmuth, die sich nicht häufig wiederholt. Aber den Schuldner, der nicht bezahlt, obendrein zu beschenken; zu sagen, ich erlasse dir die Mitgift für deine Tochter, und schenke dir obendrein was du verlangst, um deine Tochter auszusteuern: das ist eine übermenschliche Großmuth, und der reiche Mann ist auch keineswegs von selbst darauf gekommen, sondern Gott hat ihm diese Worte eingegeben; denn im sechsten Monat der Schwangerschaft meiner Rabbizin, als Gott bestimmte, daß die Frucht ein Mädchen werden sollte, sprach er auch, sie soll als Gattin angehören dem Levin, Sohn Israels. Damit nun sein Beschluß vollzogen werde, gab er dem reichen Israel die Worte ein, welche er zu mir sprach:"

„Wohl gesprochen! Ein feines Wörtchen!" murmelten die Anwesenden durch einander, rieben sich das Kinn, machten orientalisch-tiefsinnige Geberden und zogen polnisch-critische Gesichter.

Der Rabbi fuhr mit wankender Stimme fort, die endlich in's Weinen und Schluchzen überging: „Heil dir meine Tochter, Glück und Segen über dich. Ich kann von nun an in Ruh und Frieden beten und lernen und mich glückselig fühlen, als wäre ich schon in Abrahams Schooß. Und werde ich dereinst in Abrahams Schooß mich befinden, wohin Sorgen und Bekümmernisse nicht hindringen dürfen, werde ich mit Freuden gedenken, daß der liebe Gott bei Lebenszeiten noch das Glück mir beschieden hat, meine Tochter versorgt zu sehen, so daß die Rabbizin dereinst gleichfalls eine sorgenlose Zuflucht zu ihrer reichen, glücklichen Tochter nehmen kann. Und wenn ich zu Gott bete und deiner gedenke Mariamne, werde ich fragen: Allmächtiger Gott! was habe ich gethan, um so großer Freude würdig zu sein? Wie kann ich mich dankbar dir erweisen? Soll ich noch inniger beten, noch eifriger lernen. Ach Gott, wenn ich das thue, bin ich dir zwar wohlgefällig, aber ich bereite mir selbst damit den größten Segen. Aber bedenke lieber Gott! du bist der große, große Gott! Und wer bin ich, ein kleiner, kleiner Mensch. Amen."

Das Weinen wirkt bisweilen eben so ansteckend wie das Lachen oder Gähnen, und die Freudenthränen eines Greises erzeugen leicht Thränen des Mitgefühls. Der Jude aber hat nicht gelernt seine Gefühle zu beherrschen, und ist gewohnt alles zu übertreiben. Die Anwesenden weinten und schluchzten daher bei den letzten Worten des Rabbi, laut und heftig, wie die Kinder.

Nur Mariamnens schöne Augen blieben ohne Thränen. Ein bleiches Marmorbild wankte sie aus dem

Zimmer nach der Küche, wo sie sich auf den reinlichen Heerd setzte, der heute ohne Feuer war. Dort fing auch sie an zu weinen und klagte: „Vaterlieb! Mutterlieb! Was habe ich Euch gethan, daß Ihr mich von Euch gebt zu fremden Menschen, die mir nicht gefallen. Bin ich Euch zur Last? Esse und trinke ich Euch zu viel? Die Kleider, die ich trage, sind sie Euch zu kostbar? Ich habe sie nicht von Euch, sondern sie sind mir von frommen Juden geschenkt worden. Wer soll in Zukunft kochen für Euch? Wer für Euch nähen und reinigen das Haus und Eure Kleider? Mich gebt Ihr fort, aber Ihr werdet halten müssen eine Magd und kennen lernen den Unterschied.“

Die Rabbizin trat in die Küche und fragte unwirsch. „Was sitzest du hier? Was machst du hier? Was weinst du? Geh hinauf und schmücke dich, dein Bräutigam wird gleich kommen.“

„Mutterlieb! ich habe ja ein seidenes Kleid an, denn es ist Schabbes.“

„Du sollst aber anziehen dein gelbes Kleid und anlegen allen Schmuck, den ich habe von meiner Mutter selig, das heißt ich leihe ihn dir für heute. Ich werde mich wohl in Acht nehmen dir etwas zu schenken, denn du hast den breiten Himmel angebetet, du hast jetzt alles. Die ganze Welt ist dein!“

Mariamne gehorchte mit völliger Ergebung in ihr Schicksal. Gott wollte es, ihre Eltern hatten es befohlen, und jeder Widerspruch wäre sündlich gewesen. Sie war gedankenlos und betäubt. — Ein schönes Mäd-

chen aber findet bald sich wieder, wenn sie vor dem Spiegel steht und das gelbe violett und braunkarrirte Taffetkleid stand Mariamne zum Entzücken; es hob auf merkwürdige Weise ihr prachtvolles Colorit und das bunte schillernde Farbenspiel gewann durch das reiche pechschwarze Haar und die schmachtenden, nächtlich dunkeln Augen, Haltung und Ruhe.

Sie hatte kaum ihre Toilette vollendet, als auch der ungeduldige Bräutigam voll Sehnsucht an die Thür pochte. Die Rabbizin verließ sogleich das Gemach, denn die Sitte will, daß das Brautpaar ohne Zeugen sich erklärt.

Schief-Levinche war wie immer sehr armselig gekleidet, und blieb eine Weile furchtsam an der Schwelle stehen, als wage er nicht dem hehren Jungfrauenbilde zu nahen; bald aber überzog sich sein bleiches, schmales Angesicht wieder mit hundert lächelnden Falten, und seelenvergnügt und entzückt hinkte er näher, ergriff ihre weiche, wohlgeformte Hand, steckte einen Ring an ihren Finger, erhob sich auf seinem längeren Bein und sprach die üblichen Worte: „Von jetzt an bist du meine Braut, und ich verspreche dir, dich zur Frau zu nehmen, wozu ich die Bewilligung deines und meines Vaters erlangt habe.“

Mariamne hatte hierauf zu erwiedern: „Es ist Gottes Wille, unsere Väter haben es beschlossen und ich gehorche mit Freuden!“ Aber das Verhängnißvolle, was in diesen Worten lag, ergriff sie dermaßen, daß in ihren langen schwarzen Wimpern zwei große, klare

Thränen sich zeigten, die langsam ihren zierlichen Wangen herabrollten.

Die Thränen einer Braut sind vieldeutig, aber Schief-Levinche verstand sie dennoch: „Was weinst du?“ fragte er. „Was betrübst du dich. Du kennst mich schon seit lange, du hast gewußt, daß ich der verwachsenste, verkrüppelteste Erdensohn auf Gottes Welt bin. Aber du hast genommen meinen Ring; du hast gegeben dein Jawort; deine Reue kömmt zu spät.“

Mariamne erwiederte mit edler Aufrichtigkeit: „Mein Bräutigamlieb! Ich kenne dich lange. Es kommen viele Leute zu dem Rabbi, meinem Vater, alte und junge; sie sind alle schöner als du, allein ich bereue nicht deinen Ring genommen und dir mein Jawort gegeben zu haben; denn du bist thätiger, geschickter, klüger als sie, und ich glaube auch dein Herz ist gut.“

„Gotteswunder!“ rief Schief-Levinche, „Mariamne, du sprichst zuckersüß.“

„Du fragst aber, warum ich weine,“ fuhr sie fort. „Ein jedes Mädchen weint, die sich finden soll in eine neue Lage, und du sagst: du seiest verkrüppelt und verwachsen! das ist doch ein Unglück für dich? — Was dein Unglück ist, muß von nun an auch mein Unglück sein. Du bist es schon zu tragen gewohnt; mir aber ist es neu, und ich weine, weil du so leichtsinnig darüber scherzest und spottest.“

„Wie heißt leichtsinnig?“

„Ja! du rühmst dich deiner Gebrechen und scheinst dich ihrer zu freuen. Wer nicht daran denkt, den er-

innerst du daran; wer sie übersieht, den machst du aufmerksam darauf, du ruhst nicht eher als bis all und jeder über dich lacht und spottet. Aber ich bin eine Rabbinerstochter, ich habe Ehrgefülhe, und es thut mir in der Seele weh, wenn ich hören soll über meinen Bräutigamlieb oder Mannlieb, lachen und spotten."

„Gotteswunder!" rief Schief-Levinche, „Mariamnelieb! wie kann man sein so schön wie du, und zugleich sprechen so schön."

„Und wie armselig gehst du gekleidet, du hast doch Mittel genug, etwas an deinen Leib zu wenden. Aber dein Rock ist gekehrt und befleckt, geflickt und zerrissen, und in einem solchen Anzuge wirbst du um deine Braut."

„Das verstehst du nicht, du reizendes Angesicht. Mein Geschäft leidet nicht, daß ich mir etwas Gutes anziehe; denn weil ich mache auch kleine Geschäfte, darf ich nicht verrathen, daß bei kleinen Geschäften auch viel verdient wird, und wenn ich den Christen schwöre: bei meinem Glück und Gesund, und bei meinem und meines Vaters Leben, daß ich Schaden mache; so glauben sie mir nicht, wenn ich nicht dabei angezogen gehe wie ein Lump. Du sagst, meine Kleider sind geflickt und zerrissen; gekehrt und befleckt: — Ja! — Ich trage meine Kleider so lange sie halten! Kann ich sie verkaufen? Nimmt sie mir jemand ab? — Wem passen sie? Wer hat meine Statur? — Ich trage sie bis ich sie werfen muß zu den Lumpen für die Papiermühlen."

„Demüthige dich vor den Christen," sprach sie:

„denn unserer Sünden halber hat Gott uns in ihre Hände gegeben und wir sind in der Verbannung, aber vor Juden bedenke wer du bist: der einzige Sohn des reichen Israel, des reichsten Mannes in der Gemeinde. In der Woche, wenn du auf den Handel gehst, kleide dich wie du willst; thu was du willst; benimm dich wie du willst. Aber am Schabbes bist du zu Hause, unter Juden und bei mir, und du wirst doch Rücksicht nehmen auf deine junge Frau.“

„Mariamnelieb! Ich will mir machen lassen eine funkelhagelnagelneues Schabbeskleid. Schade für das Zeug, was ich werde verschneiden lassen auf meinen Leib; aber ich werde nehmen vom allerfeinsten. In der Woche werde ich sein der Lump, der ich alle Zeit war, aber am Schabbes werde ich sein ein würdevoller Mensch, oder Gott soll mich unrein machen, wie Schweinefleisch. Aber was hast du davon? Was soll dir das? Was bringt es dir ein? Was nutzt das dir?“

„Ich will stolz sein auf meinen Mann, und meine Eltern sollen stolz sein auf ihren Eidam, und jeder Jude soll ihm mit Achtung begegnen, und wenn du fortfährst über dich zu spotten, und wenn du dich nicht kleidest, wie deine Mittel es dir erlauben, so bin ich nicht glücklich und du wirst alle Tage meine Thränen sehen.“

„Gotteswunder Mariamnelieb! du willst stolz sein auf mich? Nun springe ich vor Freude bis an die Decke. Aber du sprichst doch nur von mir; verlange was für dich. Ich habe Sammet und Seide, Atlas, Taffet

und Brocate. Ich will dir was schenken, weil ich habe ein so gar großes Wohlgefallen an dir."

„Ein Mädchen schmückt sich gern," antwortete Mariamne seufzend, „und läßt sich nicht zweimal dazu auffodern; allein ich habe arme Eltern, und wenn ich überflüssigen Aufwand mache, werden die Leute mit Recht sagen, statt sich kostbar zu kleiden, thäte sie besser ihre Eltern nicht darben zu lassen. Glaube nicht, daß ich dich heirathe um besser leben und mich kleiden zu können. Ich werde nie vergessen, daß ich die Tochter armer Eltern bin, und nie die Ansprüche der Frau eines reichen Mannes machen. Als deine Frau, will ich nichts Besseres sein als die Tochter meiner Eltern. Geh du auf den Handel, um mit Fleiß und Geschick zu erwerben, mit eben dem Fleiß und Geschick werde ich daheim alles gut einrichten und erhalten, dann werden wir, mit Gottes Hülfe, stets reichlich haben, daß wir auch Gutes thun können. Vor allen Dingen aber müssen wir meine Eltern bedenken. Sie haben dir freilich keine Aussteuer und Mitgift gegeben, aber sie haben dir gegeben, was sie hatten! ihre Tochter. Bedenke auch, daß, was man an einem Rabbi und an einer Rabbizin thut, doppelt vergolten wird, wenn wir also meinen Eltern Gutes thun, wird uns der Segen des Himmels gewiß nicht fehlen."

Schief-Levinche fing an laut zu weinen: „Mariamnelieb!" schluchzte er. „Nun höre auf, oder mir bricht das Herz. Ich liege schon in Ohnmacht vor Rührung. Ach, was bekomme ich für eine Frau. Ach, welch ein

Juwel! Ach, welch eine Krone! ach, welch eine Perle! Ach! welch ein Kleinod! Ach, welch ein Edelstein! Ach, welch ein Schatz! Lieber Gott, was habe ich Gutes gethan, daß du häufest so viel Glück über mich schiefen, kleinen Erdensohn.“ — —

„Das Brautpaar hatte sich verständigt und begab sich jetzt zu den übrigen Gästen. Von neuem begannen die Glückwünsche, und Schief-Levinche hörte nicht auf zu weinen und zu schluchzen, und wiederholte bei jedem Lobspruch über seine schöne Braut. „Sie ist ein Juwel! Sie ist ein Schatz! Sie ist eine Krone! Sie ist eine Perle! Sie ist ein Edelstein! Sie ist ein Kleinod!“ —

Er ging endlich mit seinem Vater, und der Rabbi gab seinen Gästen, bevor er sie entließ noch ein zweites Wörtchen zum Besten. Nachdem er auf den Tisch geklopft, um sich die, seinen frommen Reden gebührenden Stille zu verschaffen, begann er in Gegenwart seiner Tochter:

„Gott hat mir heute ein großes Glück bescheert, in meiner Mariamnelieb! Gott segne dich, du Engelsangesicht, du bist die reizendste und anmuthigste von allen Evatöchtern. — Wie kömmt es aber, daß Gott mir einen Schwiegersohn beschieden hat, welcher ist ein Gegentheil von dir, der häßlichste und verunstalteste aller Erdensöhne? — Wer dich erblickt, der lobet und preiset den Herrn über sein gelungenes Meisterwerk. — Wer ihr erblickt wird denken: Hätte Gott ihr am sechsten Tage geschaffen, so würde er am siebten nicht gesehen haben, daß alles gut und wohlgerathen sei.“

Ein lautes Gelächter erhob sich. Der Rabbi, entrüstet über diese Störung, klopfte auf den Tisch und rief:

„Stille! Wenn ein Rabbi spricht, darf man nicht lachen, und so lange ein Rabbi spricht, muß man kurz ablachen, damit man ihn nicht stört.“ Hierauf fuhr er zu Mariamne gewendet fort, die bald erröthete, bald erblaßte, und nicht wußte, sollte sie lachen oder weinen:

„Wer dich erblickt, meine Tochter, dem lacht das Herz vor Freuden, und er kann nicht umhin dich zu segnen und zu beglückwünschen. Wer ihn erblickt, der weiß nicht, soll er lachen oder weinen, soll er ihn verspotten oder bemitleiden. Beides ist eine gleich große Sünde. Warum? — Schief-Levinche hat seinen Buckel von Gott, und Gott hat ihn gemacht, das linke Füßchen kleiner als das Rechte, und wer über ihn lacht, der lacht über den Schöpfer des Himmels und der Erde, weil ihm mißrathen ist ein einziger Jude.“

Neues Gelächter. Der Rabbi ward noch ungehaltener. „Stille!“ rief er. „Ihr versündigt Euch. Was kann Schief-Levinche dafür, daß er so aussieht. Gott hat ihn so geschaffen, und er kann sich nicht umändern. Der Mensch ist ein Sklave in der Hand des Herrn. Ein Herr hat das Recht, seinen Sklaven zu verstümmeln und zu verunstalten, und der Sklave darf nicht murren wider seinen Herrn. — Er darf weinen, er darf klagen: „O du allbarmherziger Gott, warum hast du das aus mir gemacht. Doch Gott ist keinem seiner Geschöpfe Rechenschaft schuldig. — Er ist der allmäch-

tige Gott, welcher thut, was ihm beliebt. Den einen schafft er prangend-schön, den andern, zum Abscheu häßlich. — Warum? — Weil er Lust dazu hat. — Aber Gott ist doch auch der gerechte Gott. Meine Tochterlieb, der Herr segne dich! Was hast du Gutes gethan, daß Gott dich schuf in Liebe und Sorgfalt? Was kannst du Gutes gethan haben, eh du geschaffen warst? — Kann Schief-Levinche etwas Böses gethan haben, eh er geschaffen war; und Gott hat ihn geschaffen in Haß und Zorn? — Heißt das gerecht sein? Handelt so der allgerechte Gott? — Ja! Er handelt so, denn ein König handelt nach Launen, und herrscht nach Willkühr, und Gott ist der König der Könige. Er giebt und nimmt, wie es ihm einfällt; dem einen giebt er alles, dem andern nimmt er alles. Aber seine Weisheit bringt nachdem alles wieder in Ordnung, und wo er zu viel gegeben, da nimmt er wieder; wo er zu viel genommen, da giebt er wieder. Er hat in seiner Laune Schief-Levinche gemacht zum Häßlichsten der Männer. Er hat ihm Unrecht gethan, und um ihn zu entschädigen, giebt er ihm zum Weibe, die allerschönste der Frauen. Meine Mariamne hat er in seiner Laune geschmückt mit allem, was lieblich in die Augen fällt, und weil er allzugnädig war gegen dich, mußt du dankbar sein und vorlieb nehmen, mit dem allerhäßlichsten der Männer. So gleicht seine Weisheit alles wieder aus, daß niemand zu kurz kömmt. Gepriesen sei der Name des Ewigen. Amen."

„Wohlgesprochen! Ein feines Wörtchen," murmel-

ten die Anwesenden unruhig durcheinander, und wie sie sich beim Rabbi verabschiedeten und ihm einen guten Schabbes wünschten, dankten sie ihm auch für die schönen Wörtlein, welche er diesen Abend gesagt.

Allein Mariamne war beim Schlusse dieser Rede in Thränen ausgebrochen und rief, nachdem die Gäste sich entfernt. „O mein Vater, wie unverständig und einfältig bin ich gewesen, weil ich meinem Bräutigam mit Thränen in den Augen das Jawort gegeben, da ich doch eigentlich hätte lachen sollen vor Glückseligkeit, dankbar gegen Gott sein zu können und meine Bestimmung zu erfüllen, zu der er mich ausersehen.“

„Wie glücklich will ich sein, wenn ich erst verheirathet bin,“ fuhr sie fort: „So oft ich mich in den Spiegel sehe und mich recht schön und herrlich finde, werde ich denken, so soll ich sein, so will es Gott. Und mein Bräutigam, ich habe ihn verpflichtet, sich neue Kleider machen zu lassen, allein ich werde es ihm wieder ausreden. Er soll schäbig und zerrissen einhergehen, und je häßlicher er ist, desto mehr werde ich ihn lieben und dankbar sein gegen Gott.“

So sprach die schöne Schwärmerin, und war versöhnt mit ihrem Schicksal und fühlte sich glücklich.

Der Rabbi war heute ein zärtlicher Vater. Der reiche Israel war erster Gemeindevorsteher, eine Verbindung seiner Tochter mit dem Sohne desselben machte ihn im Judenquartier allmächtig, denn er war die geistliche, der reiche Israel die weltliche Obrigkeit. — Er

sprach daher zu seiner Tochter, von der er so große Vortheile erwartete.

„Mariamnelieb. Komm setze dich auf meinen Schooß, du bist meine gute Tochter."

Sie gehorchte.

„Du mußt aber still sitzen," fuhr er fort, „denn ich will ein bischen schlafen."

Zu Ehren des Sabbat, legt sich der fromme Jude spät zu Bett, und schläft lieber gelegentlich auf einem Sopha, im Armstuhl oder wo er sonst bequem liegt. Geht er zu Bette, so würde er sich entkleiden müssen, allein es steht geschrieben: Am Sabbat sollst du deine Feierkleider anlegen, er behält sie deshalb an, so lange wie möglich. —

IV.

Bräutigamssorgen und Brautträume.

Schief-Levinche ging mit seinem Vater nach Hause. Von Thränen war keine Spur mehr in seinen Augen; denn was bedeutet Rührung bei dem polnischen Juden? Kaum sind die leicht erregbaren Nerven wieder beruhigt, so sind auch die Eindrücke verflogen und vergessen, und

für das was gewesen ist, giebt der Jude nichts. Er fragt: Was soll mir das? Was habe ich davon? Was thue ich damit? Was bringt es mir ein? Was nutzt es mir?

Der reiche Israel begann: „Weist du nun, welch eine Parthie du machst: das erste Wort, was der Rabbi gesagt hat, war, wenn er stirbt, soll die Rabbizin ihre Zuflucht nehmen zu ihrer glücklichen, reichen Tochter. Das ist die Erbschaft, die du zu erwarten hast."

„Soll ich dem Vater noch mehr sagen," rief Schief-Levinche. „Das erste Wort, was meine Braut zu mir gesprochen, war, sie hat gebettelt für ihre Eltern. Sie will keinen Putz, keinen Schmuck, keine Kleider; sie will nur ihre Eltern bedenken."

„Nun da hast du's! Was habe ich dir gesagt. Aber sie muß Schmuck haben, sie soll schöne Kleider tragen. Warum! sie ist meine Schwiegertochter."

„Was thut der Vater damit! Laß der Vater ihr den Willen. Ich werde tragen schöne Kleider."

„Du? Eine Sünde für das Tuch."

„Was thut der Vater damit! das Engelsangesicht will stolz auf mich sein. Lasse ihr der Vater doch ihren Willen."

„Wie heißt? sie will stolz auf dich sein."

„Ich bin doch der einzige Sohn des reichsten Mannes in der Gemeinde, und ich bin geschickter, thätiger und klüger, wie alle andern jungen Menschen, die sie kennt. Und ich habe ein gutes Herz."

„Du hast ein gutes Herz?"

„Laß der Vater doch dem schönen Mensch ihren Willen; sie sagt: ich habe ein gutes Herz, und hat nichts weiter auszusetzen an mir, als meine Kleider. Morgen, wie Schabbes aus ist, lasse ich mir kommen den jüdischen Schneider, um mir Maaß zu nehmen. — Warum den jüdischen Schneider? — Ein Christ hat nicht den Verstand, und hat nicht das Geschick, den Schnitt herauszubringen, den mein Wuchs verlangt. Ich lasse mir machen die schönsten neuen Kleider, die noch jemals hat getragen ein reicher Sohn Abrahams."

„Bist du Meschugge! du willst Aufwand machen und sie wird Aufwand machen. Thun und verrichten kann sie nichts, du wirst ihr halten müssen ein bis zwei Mägde. Und den Rabbi und die Rabbizin bekommst du auch auf den Hals. Bisher habe ich gehabt alle Lasten allein. Zuerst kömmt man zu mir, und ich muß das Meiste geben. Ich gebe an die Gemeinde, an die Synagoge, an die Armen und an die Begräbnißmänner. Wenn du heirathest, mußt du auch geben an die Gemeinde, an die Synagoge, an die Armen und an die Begräbnißmänner. Wenn jemand bettelt, zu wem kommt er zuerst? Zu mir. Wenn ein Gast kommt, bei wem will er essen? Bei mir. Wenn was Gutes zu thun ist, wer muß den Anfang machen? Ich. Man wird jetzt auch bei dir betteln kommen, bei dir essen gehen, du wirst Gutes auch thun müssen, Levinchelieb, du kannst es nicht ausführen."

„Ich weiß doch, woher der Vater so spricht. Ich soll lassen von dem Mädchen, denn der Vater selbst hat

Absichten auf sie. Aber ich lasse nicht von ihr, denn sie hat vier Tugenden.“

„Welche vier?“

„Erstlich ist sie schön. Eine Königin, eine Prinzessin kann nicht schöner sein; zweitens ißt sie wenig, daß es ein Wunder ist, wie eine erwachsene Frauensperson leben kann von so wenig Essen. Drittens ist sie so dumm, daß sie nicht weiß ob sie lebt.“

„Ja, sie ist dumm, du wirst sie kennen lernen.“

„Sie denkt nicht an sich, sie denkt nur andere, sie weiß nicht, ob sie lebt. Sie will nichts für sich, sie bettelt für ihre Eltern, und viertens kann sie predigen, — Vaterlieb! sie hat zu mir gepredigt heute. — Dumm bin ich geblieben; ich bin noch ganz dumm davon. —“

„Mariamne, du mußt still sitzen, oder ich kann nicht schlafen;“ ermahnte der Rabbi.

— „Vaterlieb! ich denke eben, wenn ich verheirathet bin und ich höre dich nicht lernen und reden, womit ich mir dann die Zeit vertreiben werde!“

— „So laß mich doch schlafen!“

— „Vaterlieb, ich habe noch so viele Fragen auf dem Herzen, die mir niemand beantworten kann, als du.“

— „So frage geschwind, damit ich schlafen kann.“

— „Vaterlieb! Am Osterfest läßt man doch die Hausthüre offen und stellt einen vollen Becher auf den

Tisch für den Prophet Elias. Woher darf aber der letzte, der aufbleibt, diesen Becher austrinken?"

— „Der Prophet Elias geht umher, um uns zu trösten in der Verbannung und uns den Messias zu verheißen. Wer den Becher austrinkt, aus Durst nach dem Wein, der versündigt sich; wer ihn aber austrinkt, um seine Hausgenossen zu trösten, als sei der Prophet selbst da gewesen, um uns zu trösten, der thut keine Sünde."

„Wenn man aber den Wein ausgetrunken hat," fragte Mariamne weiter, „und der Prophet kömmt später und findet einen leeren Becher?"

Der Rabbi antwortete nicht, er war eingeschlafen, und sie blieb still auf seinem Schooße sitzen, um ihn ja nicht zu wecken, bis sie endlich auch einschlief.

Da träumte ihr, es sei Ostern. Aber man war vom Tische aufgestanden und zu Bette gegangen. Die Lichter brannten noch; der Becher für den Propheten Elias stand da, und die Hausthür war offen. — Sie dachte: „Ich bin die letzte die noch wach ist, ich werde den Becher austrinken, damit morgen meine Hausgenossen denken, der Prophet Elias sei da gewesen, und sich getröstet fühlen mögen in der Verbannung." — Aber wie sie eben ihre Hand danach ausgestreckt, öffnete sich die Zimmerthür und eine hohe Gestalt trat ein, welche sie augenblicklich für die des Propheten Elias erkannte, denn er hatte einen Silberbart und Silberlocken, und trug einen Oberpriestermantel mit Purpursaum und Granaten und goldenen Glöckchen, und vor der Brust das Schild von prachtvollen, bunten Edelsteinen. — Starr vor Verwunderung blieb sie stehen, den Becher

in der Hand. Da sprach der Prophet: „Mariamne! Laß mir meinen Wein. Ich komme hoch vom Himmel her und bin sehr durstig. Wo ich aber auch eintrete, hat man mir meinen Wein schon ausgetrunken, um den Hausgenossen glauben zu machen, ich sei dagewesen, sie in der Verbannung zu trösten.“

„Heiliger Prophet,“ antwortete Mariamne, „ich bin nicht lüstern nach dem Wein; doch hier ist ein heiliges Haus. Hier wohnt der Rabbi und die Rabbizin, die Rabbinerstochter und die Talmudschüler. Wir fühlen um so tiefer die Strafe der Verbannung und sind um so empfänglicher für deinen Trost. Es freut mich, daß du selbst gekommen bist, und ich die Wahrheit sage, wenn ich morgen behaupte, du habest diesen Becher geleert. Nimm hin, was dein ist.“

Der Prophet nahm den Becher aus ihrer Hand, leerte ihn, und gab ihn ihr zurück, mit den Worten: „Habe Dank Mariamne! Der Wein war gut; er hat mir sehr geschmeckt; erbitte dir dafür eine Gnade.“

„Heiliger Prophet! Mein innigster Wunsch ist, daß, wenn ich morgen sage, du habest diesen Becher geleert, jedermann mir glaube. Gieb mir daher ein Unterpfand, zur Bestätigung deiner Anwesenheit.“

„Der Prophet langte in seinen Mantel, und indem er sagte: „Zeige dieses und sprich: Er sei dein Bräutigam,“ reichte er Mariamne ein Rosinenmännchen, welches Schief-Levinche auf einem Haar glich, und aussah, wie er leibte und lebte. Mariamne seufzte: „Heiliger Prophet! was wird man von mir denken,

wenn ich ein Rosinenmännchen heirathe, ich bin ja kein Kind mehr. —"

Der Prophet langte in seinen Mantel, zog ein anderes Püppchen hervor und sagte: „So zeige dieses und sprich: es sei dein Bräutigam." Es war wieder Schief-Levinche, wie er leibte und lebte, aber als Nußknacker, und Mariamne seufzte: „Was wird man von mir denken, wenn ich einen Nußknacker heirathe. Ich bin ja nicht genäschig, und nach Nüssen lüstern."

„Aber welch einen Mann wünschest du dir? Begehre nur, du sollst ihn haben!"

„Heiliger Prophet!" entgegnete Mariamne: „Ich bin arm, und meine Eltern auch. Deswegen muß ich einen reichen Mann haben, der mich ernähren, und nöthigenfalls anch meine Eltern unterstützen kann."

Da langte der Prophet zum drittenmal in seinen Mantel, und reichte ihr wieder ein Püppchen: abermals Schief-Levinche, wie er leibte und lebte; aber dieses mal als Dukatensch ..... — — —

Aber der Erzähler dieser wahrhaften Begebenheiten ist ein so gebildeter Mann, und dermaßen vertraut mit den Sitten der großen Welt; daß es ihm platterdings unmöglich fällt, ein Wort zu sagen, was in guter Gesellschaft Anstoß erregen könnte. Darum schließt er hier das erste Buch und bemerkt nur noch: daß Mariamne dießmal nicht seufzte; sondern so herzlich lachte, daß sie uneingedenk, auf wessen Schooß sie eingeschlafen war, durch das Schütteln und Beben ihrer Glieder den Rabbi erweckte, welcher ärgerlich rief:

„Dumme Gans! Maſſe Beheme! Was lachſt du mich aus dem Schlaf?“ —

„Vaterlieb!“ entſchuldigte ſich Mariamne. „Es iſt mir ſelbſt nicht beſſer ergangen. Ich habe mich ſelbſt auch aus dem Schlafe gelacht. Aber die Lampe droht zu erlöſchen, und die Lichter ſind niedergebrannt. Ich will die Schabbesgoie rufen, damit wir zu Bette gehen können.“ —



Zweites Buch.

Das Marienbild.

I.

Der Knaß.

Obschon der Rabbi bewiesen hatte, daß Schief-Levinche und Mariamne für einander geschaffen, und ihre Ehe im Himmel beschlossen sei, und es eine große Sünde bleibt, den Ausspruch eines Rabbi in Zweifel zu ziehen: so mußte doch auch der Sitte Genüge geschehen, und die Verlobung durch einen herkömmlichen Act bestätigt werden. Diese Feierlichkeit fand vier und zwanzig Stunden später im Hause des Rabbiners statt, nachdem der Sabbat zu Ende war, die Sterne am Himmel standen, die Lichter brannten, und den Juden alle Arten von Geschäften wieder erlaubt sind.

Eine polnisch-jüdische Verlobung zu schildern, ist mit großen Schwierigkeiten verbunden, und man stößt

auf so viel Unbedeutendes und Verkehrtes, daß man fast die Hoffnung verliert, diesem Auftritt eine interessante Seite abzugewinnen.

Eine polnisch-jüdische Verlobung heißt gar nicht Verlobung, sondern „Knaß legen." Knaß ist ein hebräisches Wort, und bedeutet: Strafe, Buße, Abstandsgeld. Es wird nemlich eine Art Ehecontrakt aufgesetzt, der aber kein Ehecontrakt ist, weil er durchaus nicht bindet und keinen weiteren Sinn hat, als: „Heirathen oder bezahlen." Es wird in demselben eine Summe Geldes namhaft gemacht, welche, wenn die Verlobung nicht zu Stande kommen sollte, der schuldige Theil, dem beeinträchtigten zu entrichten hat. Da nun der Knaß für beide Theile dieselbe Summe beträgt, kann der Reiche, indem er den Knaß erlegt, jeden Augenblick und ohne weitere Verantwortung zurücktreten; der Arme hingegen, welcher den Knaß nicht auftreiben kann, ist unauflöslich gebunden. Auf diese Weise kann der reiche Jude, so oft er will, den Spaß sich machen und sich mit einem schönen, armen Mädchen verloben, einen seligen Brautstand mit ihr durchschwelgen, und in dem Augenblick, wo es zur Trauung geht, die Arme beschimpfen, indem er in Gegenwart aller Hochzeitsgäste den Knaß auf den Tisch hinzahlt. Der Jude aber, und ist er noch so reich, hat niemals Geld zu einem Spaße übrig. Auch gilt es für eine große Sünde, mit einem Mädchen seinen Scherz zu treiben. Sollten aber dereinst die jüdischen Litteraten so viel Geld haben, daß sie, statt Romane zu schreiben, Romane spielen, so würde gewiß in keinem Falle ein schönes, armes Judenmädchen sich sehr zu



grämen haben, wenn sie mit Bewilligung ihrer Eltern, und ohne Verlust ihrer Ehre, sich einen Brautschatz erwirbt, der ihr bald einen zweiten, echten Freiersmann verschaffen kann. —

Eine polnisch-jüdische Verlobung ist ein Auftritt ohne Handlung. Alles ist vorher besprochen und abgemacht, und wird in aller Stille nur aufgeschrieben und endlich laut verlesen. Die Scene begiebt sich im Hause der Brauteltern. Anwesend sind als Hauptpersonen, der Vorsänger der Gemeinde, welcher „Chasan" heißt; und der Synagogendiener oder Küster, der sogenannte „Schamus." — Nebenpersonen sind Braut und Bräutigam, deren Eltern, Vormünder, Geschwister, und überhaupt beliebig viele Zeugen.

In der Regel ist der Chasan ein großer, rebuster Mann. Denn bei Festtagen muß er von früh bis spät laut singen und beten. Bei Fasttagen sogar muß er denselben ermüdenden Altardienst verrichten, ohne sich im geringsten erfrischen, oder das mindeste zu sich nehmen zu können, was einer schwächlichen Natur unmöglich fällt. Ein Chasan muß auch ein aufgeweckter Kopf und zu Allem zu gebrauchen sein. Er muß Stimme und eine Ahnung von Musik haben; wenn auch beides nicht weither zu sein braucht. Aber rohe Talente wissen gewöhnlich ein Bischen von allem, und leisten in dem einen Fache eben so viel oder wenig, wie in dem anderen. Daher ist der Chasan gemeiniglich auch der Notar der Gemeinde, in so fern es seines Rabbiners unwürdig ist, weltliche Dinge zu verrichten.

Im Gegensatze zu ihm ist der Schamus, in der

Regel ein erbärmliches, gottesjämmerliches Männchen, das zu gar nichts zu gebrauchen ist. Er hat eine große Familie, welche ihm die schwierigen Verrichtungen abnimmt, so daß ihm nur die kleinen und bequemen Synagogendienste übrig bleiben. Auch verdankt er sein Amt der Barmherzigkeit seiner Glaubensbrüder, welche den Vater einer so zahlreichen Familie, nicht mit derselben verhungern lassen. Nachdem der Chasan den Ehepakt niedergeschrieben, muß er denselben laut verlesen, und bei dem letzten Worte, bei dem: Amen, muß der Schamus eine alte Ober- oder Untertasse mit aller Macht zu Boden schleudern, daß sie zerbricht. — Weil er aber häufig so schwächlich ist, daß er sich nicht zutrauen kann, eine Tasse auf den ersten Wurf zu zertrümmern, muß er augenblicklich mit dem Fuße nachhelfen, und die Scherben zermalmen. Denn diese Tasse muß aufhören eine Tasse zu sein. Es ist ein Stück Hausrath, welches man opfert, um dem Schöpfer des Himmels und der Erde zu versprechen, daß das junge Ehepaar seine zukünftige Wirthschaft und alle nothwendigen Einrichtungen mit eben dem Eifer und derselben Entschlossenheit ihm darbringen wird; sobald er es befehlen sollte. Ueberhaupt begegnet der Jude bei jeder Gelegenheit, und fast zu jeder Tagesstunde, dem lieben Gott, mit der größten Höflichkeit. Aber es ist spanische Höflichkeit. Der vornehme Spanier, wenn man seine Equipage, seinen Palast, seine Gemälde schön findet, antwortet: „Es ist Ihr Eigenthum!“ Findet man seine Frau, oder Tochter schön, sagt er ebenfalls: „Betrachten Sie sie als die Ihrige,“ und verläßt sich auf die Artigkeit und Anstän-

digkeit des Fremden, der ihn nicht beim Worte nehmen wird. — So auch verläßt sich der Jude jederzeit auf die himmlische Generosität des lieben Gottes, wenn er ihm sein ganzes Krämchen zur Disposition stellt; vielleicht denkt er aber auch: „Was wage ich Großes dabei? Was soll der liebe Gott auch mit solchem Plunder anfangen.“

Wenn die Tasse am Boden zerkracht, schreien die jungen Mädchen, und wer sonst zum ersten Male dieser herrlichen Feierlichkeit beiwohnt, laut auf. Dann gratulirt man Braut, Bräutigam, Eltern, Geschwister u. s. w. und im ganzen Zimmer vernimmt man nichts, als das einzige Wort: „Maseltof,“ zu deutsch: „Gut Glück!“ — So geschah an jenem Abend im Hause des Rabbiners, und so geschieht noch heutigen Tages überall, wo Juden sich verloben. Zu bemerken ist nur, daß für Schief-Levinche, falls er wider alles Vermuthen zurücktreten sollte, der Knaß etwa ein Verlust war, wie jeder Kaufmann dann und wann ihn hat, und worauf er alle Zeit gefaßt sein muß. Für Mariamne aber, oder deren Eltern vielmehr, denn sie hatte keine Stimme, war es eine Sache der Unmöglichkeit, diesen Knaß zu entrichten. Es schien demnach, im Himmel wie auf Erden, beschlossen und ausgemacht, daß sie Schief-Levinche angehören sollte, und niemand konnte ahnen, wie ganz anders ihr Schicksal sich gestalten würde. —

II.

Der Zuspruch.

Am nächsten Sabbat hatte Schief-Levinche neue Kleider, in welchen er eine noch weit seltsamere Figur spielte, als je zuvor. Er konnte von seinen Eigenthümlichkeiten einmal nicht lassen, und wenn er auch noch so verschwenderisch sein wollte, so mußte er dabei doch immer wieder knausern und abknappen. Zu seinem Rokeleaux hatte er schweres, theures Seidenzeug genommen, aber er hatte es seinem Schneider so kärglich zugemessen, daß dieses Kleidungsstück, welches eigentlich sehr weit und bequem getragen wird, ihm überall zu eng und zu kurz war. Die Aermel reichten ihm kaum bis an die Knöchel, und seine langen, dürren Arme glichen, wenn er sie ausstreckte, zweien, mit glänzender Seide überzogenen Besenstilen, die statt der Reiser, mit schmalen, langfingrigen Händen versehen waren. Auch die seltsamen Formen seiner Brust und seines Rückens traten von glattgespannter, glänzend-schwarzer Seide umgeben, schärfer hervor, und vollendeten um so mehr sein carrikaturartiges Wesen, als er selbst jederzeit bemüht war, seine Häßlichkeit zur Schau zu tragen, und auf seine Mißgestalt aufmerksam zu machen. Auch schwarz seidene Strümpfe, aber wie immer, von ungleichen Paaren, hatte er an, und seine Schuhe waren jedem Fuße besonders angemessen. Aber damit auch die Ungleichheit seiner Füße jedermann in's Auge fiele;

waren seine Schuhe mit einem Paar alten, silbernen Schnallen geziert, von welchen die auf dem rechten Fuß zu klein, die auf dem linken Fuß natürlicherweise zu groß war. —

Nachdem er seine Schabbestoilette vollendet, verlangte ihn zum ersten Male in seinem Leben nach einem Spiegel. Es gab deren genug unter den Trödelwaaren des reichen Israel, und Schief-Levinche nahm keinen Anstand, obschon es Sabbat war, eine Niederlage aufzuschließen; zumal er kein weiteres Geschäft vorzunehmen hatte, als sich in einem Spiegel zu betrachten.

Wenn der Deutsche oder der Christ Ansprüche macht, so ist er von seinen eigenen Verdiensten und Fähigkeiten auf eine thörichte Weise eingenommen, und hält sich voll Hochmuth für besser als andere Menschen. Der polnische Jude hingegen ist niemals hochmüthig, doch immer frech. Er kennt seinen Unwerth und seine Armseligkeit, und macht dennoch Ansprüche. Er urtheilt folgendermaßen: Ich bin einmal auf der Welt, und bin auch ein Mensch; folglich bin ich eben so viel, und habe dieselben Ansprüche wie alle andern Menschen, die auch nur auf der Welt sind. Aus diesem Grunde that sich Schief-Levinche sogar auf seine Häßlichkeit und seine Gebrechen etwas zu Gute, denn sie zeichneten ihn vor allen anderen aus, und er bildete sich ein, um ein so geschickter Handels- und Geschäftsmann zu sein, wie er, dürfe man gar nicht anders aussehen. —

Beim ersten Blick in den Spiegel schlug er zwar die Hände zusammen, und rief: „Weihgeschrieen! — So auszusehen am Schabbes und auf seinem besten

Feiertage, möchte man fast keinem Hunde wünschen. Unter den Marktbuden darf ich mich nicht sehen lassen, oder die Lebkuchenkrämer machen von mir ein Rosinen-männchen. Eine Backbirne als Buckel vorn und hinten, drei Rosinen zum rechten und zwei zum linken Fuß, und Schief-Levinche ist fertig. — Weihgeschrieen! nun ich mir habe machen lassen einen neuen, knappen Rock; nun sehe ich erst, wie schief und krumm ich bin. — Aber was thu ich damit," fügte er gleich wieder getröstet hinzu. „Die Elle von dem Zeug kostet 4 Thaler 12 Gutegroschen, und darum wird kein Jude sich unter-stehen heut zu mir zu sagen: Schief-Levinche, und ich mache Ehre meiner geliebten Mariamne."

In diesem hohen Bewußtsein beschloß er, vor An-fang des Gottesdienstes noch einen Besuch bei seiner schönen Braut zu machen. —

„Schönes Mensch!" begann er zu Mariamne, indem er eintrat. „Wie gefalle ich dir heut? Sage mir auf-richtig! Bin ich schön angezogen, oder bin ich nicht schön angezogen?"

Mariamne gedachte ihres Traumes, und mußte so herzlich lachen, daß sie nicht antworten konnte.

„Aber wie sitzt mein Rock?" fragte Schief-Levinche weiter, und gab sich mit dem linken Fuß einen Schwung, drehte sich auf dem rechten Beine um, so daß er sich von allen Seiten bewundern lassen konnte; und sank endlich wieder auf den kleineren, linken Fuß zurück. — „Er sitzt wie angegossen! Gotteswunder! Es ist ein Meisterstück, und ein jüdischer Schneider hat ihn ge-macht. Ein christlicher Schneider hat gar so viel Geschick

nicht, um im Stande zu sein, mir ein Rückentheil zuzuschneiden, wie ich es gebrauche! — Mache ich so dir Ehre, schöne Braut.“

„Du bist mein liebes Rosinenmännchen,“ lachte Mariamne.

„Rosinenmännchen? Rosinenmännchen? Mariamne-lieb! Noch hast du mich doch nicht gesehen auf dem Markte, und hast mich nicht gekauft in einer Lebkuchenbude.“

„Es ist eine große Ehre für mich,“ erwiederte sie gelassen, „daß du um meinetwillen dich neu gekleidet hast, denn früher hast du dergleichen nicht an dich gewendet.“ —

„Du Krone! du Perle! du Schatz! du Kleinod!“ rief Levinche, und hob sich empor um sie zu küssen. Aber er war zu klein und konnte nicht anreichen, und lächelnd und erröthend versicherte sie: — „Nach der Synagoge.“

Es war Zeit nach der Synagoge zu gehen. Schief-Levinche mit seinen neuen Kleidern machte ein unglaubliches Aufsehen. Anfangs zwar lachten die Knaben, welche, wie gewöhnlich, um den Al-Memor (Altar) standen, und die Mädchen oben auf der Frauenschule kicherten. (Die Frauen nemlich sitzen abgesondert von den Männern, auf einem vergitterten Chor oder Galerie, wo sie wenig gesehen werden können; so daß ihre Anwesenheit die Andacht nicht stört.) — Aber die Väter und Mütter unterdrückten augenblicklich diese Aufwallung kindischer Aesthetik, indem sie sprachen: „Der Mann kann das thun! Er ist ein fleißiger, geschickter Handelsjude, warum soll er nicht einen guten Rock tragen? Er

heirathet das schönste Mädchen in der Gemeinde und nimmt uns allen die Sorge für die Zukunft der Rabbinersfamilie ab. Auch zu den Gemeindekassen und Wohlthätigkeitsanstalten wird er jetzt beisteuern, warum soll er nicht auch einmal an sich denken?"

Die Synagogennachbaren machten Schief-Levinche ehrerbietig Platz, damit er zu seiner Betstelle gelangen konnte, ohne seinen neuen Rock zu scheuern, und der kleine, bereits vorhin erwähnte Schamus, trat zu ihm, mit der Aufforderung, vor der Thora zu erscheinen. —

Die Thora sind die fünf Bücher Moses, aber nicht gedruckt, sondern, an die ältesten jüdischen Zeiten erinnernd, auf eine große Pergamentrolle geschrieben, welche mit einer kostbaren, golddurchwirkten Hülle versehen, und mit silbernen Kronen, Glöckchen und Schellen verziert, in der heiligen Bundeslade aufbewahrt wird. Diese geschriebenen fünf Bücher Moses sind anders eingetheilt, als die gedruckten, und zerfallen in Abschnitte (Seddères) und Capitel (Paches). Als ein Theil des Sabbat Gottesdienstes wird jedesmal eine Seddere feierlich verlesen, und zu jeder Pasche wird einer der Anwesenden auf den Al-Memer (Altar) gerufen, wo die heilige Thora ausgebreitet liegt, und der Vorleser einen silbernen, mit Diamanten besetzten Griffel in der Hand, auf jedes Wort hindeutet, wie er es ausspricht. Es gilt für eine besondere Ehre, auf den Al-Memor gerufen zu werden, und sich eine Pasche auf diese Weise vorlesen zu lassen, und man ertheilt diese Ehre mit großer Umsicht, und befolgt dabei streng und pünktlich eine gewisse Etiquette oder Rangordnung. Die erste

Pasche darf nur einem Priester (Cohen, Nachkömmling des Stammes Aaron) vorgelesen werden. Die Zweite nur einem Leviten. Schief-Levinche gehörte nicht zu diesen bevorzugten Stämmen, und hatte auch auf die dritte Pasche keinen Anspruch, indem er seinem Vater den Vortritt lassen mußte. Auch die vierte durfte ihm nicht angeboten werden, weil es gegen alte Sitte ist, daß der Sohn unmittelbar seinem Vater vor die Thora folgt, damit es nicht scheine, als würde eine einzelne Familie mit dieser Ehre begünstigt. Endlich erhielt er die fünfte Pasche, womit er sehr zufrieden sein konnte. Denn nur in seiner Eigenschaft als Bräutigam durfte ihm ein Vorzug vor alten, verheiratheten und gelehrten Juden zugestanden werden, welche in ziemlicher Anzahl noch nach ihm aufgerufen wurden, da er als Kaufmann und Junggeselle, bei religiösen Handlungen weit hinter denselben zurückstehen mußte.

Vor Ende des Gottesdienstes verlassen die Frauen die Synagoge, und es ist nicht Sitte, daß die Männer sie auf dem Heimwege begleiten. Denn die eben empfangenen heiligen Eindrücke sollen nicht unterwegs schon verloren gehen, sondern hübsch mit nach Hause genommen werden.

Schief-Levinche, der, wie ein frommer Bräutigam, bis zu Ende geblieben war, fand daher, als er die Wohnung des Rabbi betrat, Mariamne und ihre Mutter schon zu Hause. Dießmal empfing ihn Mariamne wie einen Freund und Vertrauten, reichte ihm die Hand und neigte sich zu ihm nieder, daß er sie küssen konnte. Ihre Mädchenschüchternheit war besiegt, denn sie war

mit ihrem Bräutigam vor Gott und der Gemeinde erschienen.

„Levinchelieb! du hast Ehre gehabt," rief sie ihm, mit dem ihr eigenthümlichen, bildschönen Lächeln, entgegen. „Weist du aber auch, warum du vor die Thora gerufen bist, und vielen Gelehrten, alten und verheiratheten Männern vorgegangen bist? Weil du eine Rabbinerstochter heirathest, du bist jetzt beinahe eben so viel wie ein Rabbi. — Ich habe auch Ehre gehabt. Man hat mir und der Mutter viel Gutes von dir und deinem Vater gesagt. Hast du auch viel von mir gehört?"

„Nein!" versetzte Schief-Levinche.

„Nein?" fragte sie.

„Kein Wort!"

„Sagte von mir niemand etwas Gutes?"

„Das hätte sich jemand unterstehen sollen!"

„Warum? Bin ich nicht deine Braut. Muß es dir nicht lieb sein, die Leute gut von mir reden zu hören?"

„In der Synagoge? Gott soll bewahren! Mariamnelieb! Sprichst du wie eine Rabbinerstochter? Wie darf sich jemand unterstehen in der Synagoge deiner zu erwähnen? Kann ich wie ein frommer Jude beten, wenn ich an dein reizendes Angesicht erinnert werde. Kann ich vor der heiligen Thora erscheinen mit den Gedanken an solch ein Prachtbild."

Mariamne war feuerroth geworden und erwiederte: „Ich habe doch viel von dir gesprochen und mir sagen lassen."

„Was thu ich damit, was ihr Weiber oben in der

Frauenschule schwatzt; denn es steht geschrieben: ein Frauenzimmer kann thun was sie will, so schwatzt sie dabei, und selbst wenn sie betet, betet sie nur mit der halben Zunge, mit der anderen Hälfte schwatzt sie. Und von mir darfst du plaudern. Ich bin so appetitlich nicht, daß es deine Andacht stört, wenn du an mich denkst."

Der Rabbi kehrte heim, sah sich verdrießlich im Zimmer um und fragte unwirsch: „Warum ist denn noch kein Tisch gedeckt? die Schule ist lange aus! der Zuspruch wird gleich kommen."

Mariamne eilte, einen wollenen Teppich über einen kleinen, runden Tisch in der Mitte des Zimmers auszubreiten, denn der gewöhnliche große Tisch, um welchen die Familie uud die Gäste zu sitzen pflegen, war für heute bei Seite geschafft worden, und an den Wänden rings standen Stühle und Bänke. Die Rabbizin trug eine große Schüssel mit Kuchen auf. Einige Flaschen Branntewein, süßen für die Frauen, starken für die Männer, und einige Gläser und Becher, waren alle Vorbereitungen zu dem sogenannten Zuspruch.

Schief-Levinche hatte indessen auf einen Stuhl an der Wand sich niedergelassen, und Mariamne setzte sich zu ihn. So brachte es die Sitte mit, und Schief-Levinche ahnte heut zum ersten Male, daß es noch eine größere Wonne giebt, als ein schönes Mädchen zu lieben; die, von ihr geliebt zu werden; wo nicht, wenigstens die Hauptfigur in ihrem Leben zu sein. — Da saß er versunken in der Ahnung seeliger Gefühle, die nicht für ihn geschaffen waren, und schwelgte in einem ihm unbe-

greiflichen Glücke, welches ihn nur berauschte, ohne ihn zu erquicken. Er begnügte sich, ihre schlanken Hüften zu umfassen, küßte ihren vollen Arm, und manchmal auch ließ sie sich erbitten, und reichte ihm die frischen Lippen zu einem Kuße. Der Zuspruch erweckte ihn endlich aus seinen süßen Träumen. Er hatte lange auf sich warten lassen, jetzt kam alles auf einmal. Augenblicklich war das Zimmer gefüllt, und was nicht hinein konnte, wartete draußen auf dem Flur, bis einer oder der andere schwitzend sich herausdrängte, und es Platz gab.

Die Männer alle behielten ihre Pelzmützen auf, und lüfteten sie höchstens einmal um sich zu kratzen. Die verheiratheten Frauen entblößen niemals ihr Haar. Es ist eine der weiblichen Zierden, welche sie nur für ihre Männer besitzen. Im Zimmer erzeugte sich eine drückende Hitze, und der, durch Branntewein geschärfte, von Zwiebeln- und Knoblauchduft geschwängerte Athem, verdarb die Luft vollends. In der Mitte, um den kleinen runden Tisch, standen die ärmeren Gäste, und aßen und tranken alles, was sie auf gute Manier erreichen konnten. Den Reichern wurden die Stühle und Bänke an der Wand eingeräumt. Sie nippten an einem Glase Branntwein, bissen an einen Kuchen an; standen wieder auf und drängten sich hinaus. Ihre Plätze wurden augenblicklich von anderen Gästen eingenommen, die nur darauf gewartet hatten; und die Rabbizin goß die halbleeren Gläser wieder in die Flaschen zurück, und verschenkte die angebissenen Kuchen an die armen Gäste, oder an Kinder. — Schief-Levinche nahm schweigend und gedankenvoll die Glückwünsche an, die man ihm

spendete, und Mariamne antwortete darauf mit ihrem bildschönen Lächeln. Ueberhaupt schien sie in ihrer neuen Lage, nichts weiter zu erblicken, als ein verständiges Kinderspiel. — Eine volle Stunde währte der Zuspruch; dann ward mit einem Male Haus und Zimmer eben so plötzlich wieder leer, wie es sich gefüllt hatte.

Das Sabbatmahl wartete, und der Rabbi, die Rabbizin und Mariamne waren heut beim reichen Israel zu Tische geladen, wo sie auf einen besonders fetten und koscheren Sabbatschmaus rechnen durften; denn ein Rabbi speist nicht leicht an fremden Tischen.

Sie begaben sich auf den Weg, und überließen die Hütung des Hauses der christlichen Aufwärterin, oder Schabbesgoie, welche indeß nicht sonderlich viel zu hüten hatte, denn außer den werthvollen hebräischen Büchern des Rabbi hatte die ganze Familie ihre besten Habseligkeiten von Kleidern und Schmucksachen auf dem Leibe.

Der Rabbi und die Rabbizin gingen voran. Das Brautpaar folgte. Wo sie vorüber kamen, eilte alles an die Fenster. Die muntere, geschmeidige Mariamne grüßte rechts und links, aber Schief-Levinche ging stolz und ernst, wie ein König, vorüber, ohne sich umzusehen.

Mariamne war mit aller Welt befreundet und hatte ein Glück gemacht, um welches eigentlich niemand sie beneidete. Aber die ungeheuchelte Theilnahme, die jedermann ihr erwies, rührte und erfreute sie. Schief-Levinche hingegen verachtete die Juden, die ihm nichts zu verdienen gaben. Er führte heut ein armes, aber bildschönes Mädchen über die Straße. Er konnte nach

seiner Phantasie leben, denn er machte die besten Geschäfte. Er konnte diejenige heirathen, die ihm am besten gefiel. Er war der Sohn des reichen Mannes, und kein anderer konnte ihm das nachmachen.

III.

Der Maler.

Etwa zwanzig Schritte weit vom Hause des reichen Israel kam ihnen ein feiner Herr entgegen, wohlgepudert und frisirt, in einem braunen Rock mit silbernen Stickereien, und ein spanisches Rohr mit goldenem Knopfe in der Hand.

Er faßte Schief-Levinche scharf in's Auge, und begann nicht eben unfreundlich: „Ist er Schief-Levinche? Oder giebt es noch mehr solcher krummbucklicher Juden hier herum?“

Schief-Levinche empfand wie ein Nachtwandler, den man beim Namen ruft. Er hatte dieses Wort den ganzen Tag über noch nicht gehört. Mariamne blickte stolz und zornig den alten Herrn an, der jetzt erst sie gewahrte und mit Erstaunen betrachtete.

Schief-Levinche übergab Mariamne ihren Eltern, die er bat, vorauszugehen, dann sprach er zu dem alten

Herrn. „Ich bin der, den Sie suchen, aber heute mache ich keine Geschäfte, denn ich habe meinen Schabbes.“

„Und wer ist dieser Engel?“ fragte der feine alte Mann, indem er Mariamne mit den Angen verfolgte, bis sie im Hause des reichen Israel verschwand.

„Wie heißt Engel?“ fragte Schief-Levinche, bei dem sich etwas wie Eifersucht zu regen begann. „Ein armes Judenmädchen! Es giebt auch schöne Judenmädchen! Mit Engeln geht man nicht auf der Straße spazieren, und wenn Eure Gnaden mich mit einem Frauenzimmer über die Straße gehen sehen; so ist es meine Frau oder meine Braut.“

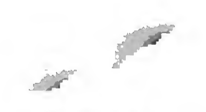
— „Ist er schon verheirathet?“

— „Noch nicht?“

— „Er Schelm! er ist ein glücklicher Kerl, wenn dieser Engel seine Braut ist. Grüße er sie von mir und sage er ihr, sie sei das schönste Judenmädchen auf der Welt. Dafür erkläre ich sie, ich, der Maler Andersen. Sie wird von mir gehört haben, oder wird in Zukunft von mir hören. Was ihn betrifft, so ist er mir gerühmt worden, als ein redlicher, zuverlässiger und dienstfertiger Jude. Ich brauche Geld, hundert Louis'dor, auf zwei Monate, kann er mir das schaffen?“

— „Verzeihen Ihre Gnaden! Es ist heut mein Schabbes, und ich darf keine Geschäfte machen; meine Religion leidet das nicht! Aber wie die Sterne am Himmel stehen, Punkt neun Uhr, will ich zu Eure Gnaden in's Haus kommen, und Geld mit bringen.“

— „Komme er morgen früh um neun Uhr. Ich



wohne St. Marienplatz, im geistlichen Hause. Aber sei er pünktlich."

— „Wie heißt pünktlich! Ich seh mir doch meine Leute an? Es ist mir doch zu thun um galante Kundschaft!"

— „Ich kann mich also auf ihn verlassen?"

— „Verzeihen Ihre Gnaden! Wenn sie sich auf einen Juden in der ganzen Stadt verlassen können, so bin ich's. Erkundigen Sie sich bei wem Sie wollen, ob ein anderer Jude thun kann, was ich thu. Morgen, mit dem Glockenschlag neun, bin ich bei Ihm mit den Louisd'ors."

— „Es wird sein Schaden nicht sein," versetzte stolz der alte Herr, und wandte ihm den Rücken.

Schief-Levinche blieb einen Augenblick stehen, zog die spitzen Achseln hoch, spreizte die langen Finger aus, zog ein bedenkliches Gesicht und sprach: — „Ein Maler? Wie kömmt ein Maler dazu, hundert Louisd'or zu gebrauchen." — —

Andersen war ein Portraitmaler, der sehr glücklich traf, und die reichen bunten Trachten, welche in der damaligen Zeit noch Mode waren, fleißig und mit vieler Geschicklichkeit ausführte. Bei diesen Anlagen konnte es ihm nicht fehlen sein Glück zu machen. Sein Ruf war gegründet und sein Name verbreitet, und der Dechant, der von ihm, als von einem der ersten, jetzt lebenden Künstler reden hörte, und sich für einen Kenner hielt, ohne das Mindeste von der Kunst zu verstehen, hatte es für gut erachtet, das Altarblatt für den Hoch-

altar der seit Kurzem renovirten Marienkirche bei ihm zu bestellen.

Andersen spürte weder Neigung noch Beruf, einen solcheu Auftrag anzunehmen. Er war nur Portraitmaler und alt, und hatte sich in seinem ganzen Leben nicht mit eigenem Erfinden und Componiren befaßt. — Dergleichen aber gesteht ein Maler ungern ein, und statt einen so ehrenvollen Auftrag abzuweisen, stellt er in solchen Fällen lieber seine Foderungen so hoch, daß zu vermuthen ist, man wird sich nicht darauf einlassen. Andersen begehrte 300 Louisd'or, und während der sechs Monate, die auf Vollendung des Altarblattes hingehen würden, (es war funfzehn Fuß hoch und neun bis zehn Fuß breit) freie Kost und Wohnung. Man würde sich vielleicht nicht darauf eingelassen haben, hätte er lediglich die Geldfoderung unverschämt gestellt. Allein Kost und Wohnung gewährt die katholische Geistlichkeit nur allzugern. Sie hat Häuser genug, und Ueberfluß in Küche und Keller, und will jeder Zeit mit ihrer üppigen Gastfreundschaft prahlen. Zu Andersens größtem Erstaunen wurden seine Bedingungen ohne Weiteres angenommen, und er höflichst gebeten, so bald wie möglich einzutreffen.

Bei seiner Ankunft wurde er vom Dechant auf's glänzendste empfangen, und in alle vornehme Familien eingeführt; auch Portraits wurden bei ihm bestellt, und nachdem das erste gelungen war, wollte alle Welt von ihm gemalt sein. Da er zu dem Altarbild sechs volle Monat Zeit hatte, beschäftigte er sich einstweilen nur mit portraitiren, ging seinem Vergnügen nach, und machte



sich wenig Sorge darum, ob er seinen eingegangenen Verpflichtungen auf rechtschaffene Weise genügen würde, oder nicht.

Da führte ihm sein gutes Glück Mariamne entgegen: das Bild des Hochaltars stellt gewöhnlich eine Scene aus dem Leben desjenigen Heiligen dar, dem die Kirche geweiht ist, und Mariamne war eine ganz eigenthümliche Madonna. Daher das Erstaunen des Malers, als er sie erblickte. Gewohnt, sich auf seine Kunstfertigkeit, aber nicht auf seine Phantasie zu verlassen, hatte er mit einem Male sein Ideal gefunden, und brauchte nur zu portraitiren.

„Es giebt Madonnen die Menge!“ dachte er. „Italienische, deutsche, spanische, französische, niederländische; aber eine ächt jüdische giebt es noch nicht. Beim St. Lucas! am Ende war die heilige Jungfrau, wenn auch nicht die Tochter eines Juden, in so fern sie unbefleckt empfangen wurde *), doch immer die Tochter einer Jüdin. Eben so gewiß ist diese Judentochter eine leibhaftige Madonna, und wo die Natur so fein und regelmäßig gearbeitet hat, wie bei diesem Weibe, da bleibt der Kunst nichts übrig, als Zug für Zug abzuschreiben. — Diese Jüdin wird für gutes Geld mir sitzen — laß sehen! Ich wage etwas daran, und portraitire sie als heilige Jungfrau.“

---

*) Bei den Katholiken gilt die heilige Jungfrau für unbefleckt Empfangen, eben so wie Jesus Christus.

IV.

Bräutigamsträume.

Indeß saß Schief-Levinche höchst glücklich neben seiner Braut beim Sabbatmahl, aß und trank und freute sich über Mariamne, welche die Speisen kaum berührte. „Gerechter Gott,“ dachte er. Dies schöne Weib zu ernähren, kostet doch gar nichts. Ich thue eine unerhörte Parthie.“

Als das Sabbatmahl verzehrt war, und der Rabbi den Segen gesprochen, der eigentlich dem reichen Israel zu kam, welcher ihn aber aus Ehrfurcht dem Rabbi übertragen hatte; stand man vom Tische auf. — Schief-Levinche küßte seiner schönen Braut höflich die Hand und sprach: „Gott segne dein Mahl, du Engelsangesicht.“

Mariamne antwortete: „Schönen Dank! mein liebes Nußknackerche.!“ —

„Nußknackerchen!“ wiederholte Schief-Levinche in seinen Gedanken, „Sie hat Recht, das reizende Gesicht! Sie will mir zu verstehen geben, daß ich schöne Zähne habe, und einen schönen schwarzen Kinnbart. Warum muß ein Nußknacker just ein Zwerg sein, mit dickem Kopf und baumwollenem Bart? — Ich bin ein junger, ein koscherer Nußknacker.“

Aber keine Freude währt ewig. Auch der Schabbes ging zu Ende, der glücklichste in Schief-Levinches Leben. Er geleitete die schöne Braut heim, ließ sich vor der Thür ihres Hauses noch einen Kuß geben, und sprach:

„Mariamnelieb! du hast mir heute schon zwei süße Wörtchen gesagt. Diesen Morgen hast du gesagt: Guten Morgen mein liebes Rosinenmännchen; diesen Mittag hast du gesagt: Gesegnete Mahlzeit mein liebes Nußknackerchen. Jetzt sage mir gute Nacht, mit einem eben so süßen Wörtchen."

Worauf Mariamne sich lächelnd zu ihm niederbeugte, und leise und zärtlich ihm in's Ohr flüsterte:

„Gute Nacht mein liebes Ducatensch......chen."

— Es war dasselbe Wort, welches in guter Gesellschaft Anstoß erregen würde, und welches der Erzähler nicht aussprechen kann, da er ein zu gebildeter Mann, und zu sehr an die Sitten der vornehmen Welt gewöhnt ist; nur mit dem Unterschiede, daß Mariamne diesmal ein Diminutiv daraus gemacht hatte.

Schief-Levinche aber war ganz glücklich. „Dieses Mädchen liebt mich," dachte er, „denn sie schwärmt für mich und muthet mir in ihrem zärtlichen Gedanken übermenschliche Dinge zu. Ich bin doch nur ein polnischer Handelsjude, ich kann höchstens goldene Dukaten beschneiden." — — —

Schief-Levinche hatte sich entkleidet, und war nicht übel Willens, in's große Himmelbett sich schlafen zu legen, in die Kissen von Seide, mit durchbrochenen Spitzenbezügen; so groß, so außerordentlich kam er sich heute vor. „Aber nein!" dachte er: „Mariamne muß dieses Bett einweihen," und war es nun ehrfürchtige Liebe, oder geizige Gewohnheit, oder eine Mischung von Beidem. — Er kroch wieder in seine Schieblade.

Aber der Aermste konnte nicht schlafen. Mariamne

stand vor seinen Augen, lächelte bildschön, spitzte ihr Purpurmüudchen zum Kusse, und neigte sich zu ihm nieder, und er erinnerte sich der verhängnißvollen Worte, die sie ihm zugeflüstert hatte, und jeder Augenblick, in welchem sie an seiner Seite gesessen, wo er sie umschlungen oder berührt hatte, kehrte in sein Gedächtniß wieder. Er wunderte sich, daß er gar nicht müde ward an sie zu denken. —

Er wendete sich der Wand zu, schloß die Augen, und nahm sich fest vor, jetzt einzuschlafen. — Da fiel ihm ein, daß Marianne zum nächsten Lauberhüttenfeste schon seine Frau sein würde, und er freute sich, mit ihr in der Lauberhütte zu sitzen, welche voll Lichter, und mit grünen Zweigen, Papierblumen, vergoldeten Apfeln und Nüssen, und langen Netzen und Streifen von buntem Papier verziert war, während man oben, durch das Flechtwerk, die Sterne sehen konnte.

Dann fiel ihm wieder ein: zu Purim, (der jüdischen Fastnacht) wollte er mit Mariamne sich verkleiden. Sie sollte die Königin Batseba vorstellen, und dazu seine Ringe und Schmucksachen geliehen bekommen. Er selbst, mit einer Harfe und einer Krone von Goldpapier, wollte den kleinen David machen, den Ueberwinder des Goliath; und im Voraus schon war er glücklicher, als der König David, welcher mit der Wittwe des Urias vorlieb nehmen mußte, während seine Mariamne noch eine Jungfer war. Vor Freude darüber hätte er tanzen mögen, wie der König David vor der Bundeslade.

Endlich gedachte er auch des Passahfestes, wo jeder jüdische Familienvater vorschriftsmäßig sich wie ein

König vorkommen soll. Denn Gott hat an diesem Tage die Juden frei gemacht, und seinem auserwählten Volke alle anderen Völker der Erde unterworfen. Im Geiste sah sich Schief-Levinche am Ostertische sitzen — seinen Sterbekittel an, denn in dieser Nacht geht der Todesengel herum. Als Königin ihm zur Seite saß Mariamne, gleichfalls in Sterbekleidern, in einem reizenden, schneeweißen Nachtgewande.

Bei dem Gedanken an dieses schneeweiße Nachtgewand ward ihm gar schwül und beklommen, in seiner Schieblade. Er streifte sich die Decke ab, allein das wollte nichts helfen. Er stand auf, tappte nach dem Feuerzeug, schlug Feuer, und zündete sein Licht an, dann setzte er sich im bloßen Hemde und barfuß, aber eine tüchtige wollene Mütze auf dem Kopfe, an den runden Tisch.

Ohne diese Mütze wäre ihm vielleicht besser geworden, und die Gedanken an das schneeweiße Nachtgewand hätten ihn vielleicht minder beunruhigt. Allein der fromme Jude darf zu keiner Zeit sein Haupt entblößen. Die reizenden Vorstellungen behielten daher die Oberhand; und in seinem Kopfe, den er allzu warm hielt, während er seinen Rumpf der Kälte aussetzte — blieb es Ostern.

Um sich die Sache noch besser zu vergegenwärtigen, rückte er einen zweiten Stuhl an den Tisch, holte ein großes, seidenes Kissen aus dem Himmelbette, und breitete es auf diesen Stuhl aus. Dieß Kissen sollte Mariamne vorstellen. Ach! es war weich und sanft anzufühlen, wie sie, und doch war es nicht Mariamne.

Darauf holte er einen Quartband mit Holzschnitten aus einem Schrank, setzte sich damit an den Tisch, schlug ihn auf auf und fing an, dem Kissen, welches Mariamne bedeutete, den Auszug der Kinder Israel aus Aegypten vorzulesen; die sieben Plagen; den Tod Pharaos und seine Heerschaaren, u. s. w. — Dabei ward ihm recht wohl. Anfangs murmelte er alles ganz leise vor sich hin, doch bald erhob er seine Stimme lauter und immer lauter, und je lauter er sang und betete, desto glücklicher fühlte er sich. Endlich begann er mit lauter Stimme auch die Festgesänge von dem Zickelein und dem Tempel Zion.

Aus voller Brust sang er das El Benei, erst in hebräischer, dann in deutscher Sprache.

„Lieber Gott! Guter Gott!
Bau meinen Tempel Schiere! (Zion)
Also schier und also bald
Bau meinen Tempel Schiere.
Lieber Gott!
Schöner Gott!
Niedlicher Gott!
Prächtiger Gott!
Jüdischer Gott!
Süßer Gott!
Ziemlicher Gott!
Du allein bleibst Gott, kein anderer neben dir!
Nun bau! nun bau! nun bau! nun bau! nun bau!
nun bau! nun bau
Bau meinen Tempel Schiere!“

Die verschiedenen Verse dieses Osterfestgesanges

bleiben sich durchweg ziemlich ähnlich. Nur die Eigenschaftsworte, zu Ehren des lieben Gottes, verändern sich.

Schief-Levinche hielt bei diesem Verse, als sich die Thür seines Zimmers öffnete, und sein Vater, ebenfalls im blossen Hemde, barfuß, die wollene Mütze auf dem Kopfe und ein Licht in der Hand, eintrat, und ausrief:

„Bist du Meschugge! Mitten in der Nacht, im blossen Hemde sitzest du am Tische und machst Passah? (Ostern)"

„Was soll ich thun?" rief Schief-Levinche, „ich kann nicht schlafen."

— „Mach meinetwegen Passah und Purim (Fastnacht), aber laß die Leute schlafen, du singst El Benei, daß ich kein Auge zu thun kann."

Nach dieser väterlichen Ermahnung wollte der reiche Israel wieder zu Bette gehen, aber Schief-Levinche rief: „Vaterlieb! Vaterlieb!"

— „Nu? Was soll's? ich stehe im blossen Hemde."

— „Vaterlieb! der Maler hat gesagt: Meine Mariamne ist das schönste Judenmädchen auf der Welt, er muß das verstehen:"

„Mach Schabbes davon!" versetzte der reiche Israel. „Ich stehe hier in blossen Füßen, ich werde mich erkälten." Nach diesen Worten wollte er in sein Bett zurück. Aber Schief-Levinche ergriff ihn beim Arme.

„Vaterlieb! habe ich nicht gesagt, meine Mariamne ist so dumm, wie ein Vieh."

— „Sie ist klüger als du, sie wird jetzt zu Bette liegen und schlafen."

„Klüger als ich?“ rief Schief=Levinche mit einem glücklichen Lächeln, indem er seinen Vater immer noch eisenfest hielt. „Die reizende Maße Beheme sagt mir alles wieder, was von mir Gutes gesprochen wird. Warum? — Ich soll mit aller Gewalt stolz werden. Und ich habe ihr nichts gesagt von dem Maler, und nichts von allem, was ich in der Synagoge gehört habe, und ich sage ihr auch nicht, wie mir zu Muthe ist, wenn ich nur an sie denke.“

Der reiche Israel, der sich vergebens bemühte, aus den Händen seines Sohnes, welche ihn krampfhaft umschlossen hatten, sich loszureißen, fing mit einem Male an laut zu schreien: „Weihgeschreien' Was hältst du mich so fest? Ich kriege den Kribbel in den Füßen, ich kriege den Husten, ich kriege den Schnupfen, ich kriege das Fieber! Mich rührt der Schlag. Laß mich los und kriege die Schwerenoth!“ —

Erschrocken ließ Schief=Levinche seinen Vater los, der davon rannte, als brenne ihm der Kopf, und fröstelnd und schaudernd zu Bette eilte.

Ueber das Angstgeschrei seines Vaters kam auch Schief=Levinche zur Besinnung, und da seine Aufregung und fieberische Unruhe dem Schreck gewichen war, fühlte auch er Kälte und Müdigkeit, und kroch in seine Schieblade.

Dießmal gelang es ihm einzuschlafen, und er erwachte erst spät am andern Morgen. Er stand auf, und es war ihm beinahe fatal, daß er seine Hausirerkleider wieder anlegen, und auf den Handel gehen sollte. Es schien, als habe die Zärtlichkeit, die Mariamne ihm

einflößte, seinen Handelsgeist getödtet; sein Trödelgenie, das ehemals nach allem möglichen Besitze strebte, und nicht den geringsten Plunder ausschloß, schwärmte jetzt nur für den Besitz der Geliebten, und war für alles andere gleichgültig. Wirklich dachte er ernstlich daran, seine Schabbeskleider wieder anzulegen, und zu Mariamne zu gehen. Aber dies war platterdings unmöglich.

„Es ist heute Sonntag;“ dachte er, „wo jeder Christ seine Feierkleider trägt. Der Rabbi hat gesehen, wie der Maler mich bestellt hat. Geh ich nun heut zu dem Rabbi, mache keine Geschäfte, nnd trage meine Schabbeskleider, so könnte er auf den Gedanken kommen, ich will, Gott bewahre, ein Christ werden.“

Während er noch unentschlossen dastand, trat sein Vater eiligst in's Zimmer, und es begab sich ein kleiner Auftritt zwischen Vater und Sohn, der zwar an sich sehr unbedeutend war, aber diesem seinen ganzen Trödelstolz und Hausirerbewußtsein zurückgab.

V.

Der Gast.

Nach der nächtlichen Störung, welche der reiche Israel seinem Sohne verdankte, hatte er gleich am frühen Morgen einen neuen Verdruß. Der erste Fremde, der zu ihm kam, war kein Kundmann, mit dem er Geschäfte machen konnte; sondern ein Gast oder Bettler, der einen Almosen verlangte.

Gast und Bettler ist bei den Juden gleichbedeutend. Der Jude ist so stolz auf Haus und Heerd, daß nur Armuth ihn bewegen kann, bei seinen Glaubensbrüdern zu Gaste zu gehen. Auch sind die Gäste oder fahrende Bettler gewöhnlich arme Rabbinen ohne Anstellung, oder Talmudschüler, welche neben der Gastfreundschaft, die man ihnen erweiset, auch auf eine kleine Gabe Anspruch machen. Für Beides danken sie, indem sie ihre talmudische Weisheit auskramen, oder, wie es bei den Juden heißt: indem sie „ein Wörtchen sagen." Der jüdische Geist beschäftigt sich also nicht nur mit den kleinlichsten Spitzfindigkeiten, er geht vielmehr betteln im strengsten Sinne des Wortes.

Der junge Gast, welcher bei dem reichen Israel bettelte, war ein Talmudschüler, der in den hebräischen Schriften ziemlich bewandert schien. Vergebens aber bot er heut seine Weisheit auf, und verschwendete alle möglichen Wörtchen, um eine kleine Gabe zu erlangen. — Der reiche Israel pflegte sonst mit Almosen nicht

zu kargen; aber heute wollte er sich die Woche nicht verderben, und Geld verschenken, ehe er welches verdient hatte.

Als der junge Gast sah, daß alle seine Bemühungen vergeblich blieben, sprach er: „Ihr sollt mir nichts geben, und obendrein sage ich Euch noch ein Wörtchen, worüber Ihr eine große Freude haben werdet."

„Laßt hören!" versetzte der reiche Israel. —

„Der Talmud sagt: Ein fauler Bote ist ein halber Prophet. — Wie ist das zu verstehen und was bedeutet das? — Eines Tages trafen sich zwei Boten auf derselben Straße, und hatten einen Weg zu einem und demselben Herrn. Aber der eine Bote war müde und erschöpft von den Anstrengungen des vorigen Tages, und hatte die vergangene Nacht wenig geschlafen. Er konnte daher nicht gleichen Schritt halten mit dem anderen, welcher die Nacht zuvor gut geschlafen hatte, und munter und rüstig war. Da sprach der muntere Bote zu dem trägen. „Beschleunige deine Schritte, denn, wenn wir an Ort und Stelle sind, wird gewiß ein jeder von uns einen Becher guten Weines erhalten." — Der Träge aber sprach: „Wir werden auch nicht einen Tropfen Wasser bekommen, um unsere Lippen zu netzen." — Als sie nun an Ort und Stelle waren, und ihre Botschaft verrichtet hatten, erhielten sie weder einen Becher Wein, noch einen Tropfen Wasser, um sich die Lippen zu netzen. Da sprach der muntere Bote zu dem Trägen. „Du bist ein Prophet." — „Das bin ich nicht;" antwortete der Träge, „denn so sprach ich nicht im Geiste, sondern, weil es mir um deine Gesellschaft zu thun war, suchte

ich dir eine falsche Hoffnung zu benehmen, welche deine Schritte beflügelte.“ — „Aber du hast doch wahr gesagt?“ — „Ja, denn der Rabbi Ruben Ben Jochiel wohnt in einer Wüste. Ich weiß, das Wasser in der Wüste theuer ist, um wie viel theurer also ist der Wein.“ — Ein andermal trafen sich beide Boten wieder, und hatten wieder einen Weg zu demselben Herrn. Aber ihr Weg ging diesmal nicht durch eine Wüste, sondern nach einer großen Stadt, zu einem reichen Manne, und der Bote, welcher damals träge war, hatte diesmal die Nacht gut geschlafen, und war munter und rüstig, der andere hingegen war erschöpft von den Anstrengungen des vorigen Tages, und hatte die Nacht nicht geschlafen. Da sprach der Bote, der heute munter war, zu seinem Gefährten: „Beschleunige deine Schritte, denn, wenn wir an Ort und Stelle sind, werden wir gewiß ein gutes Trinkgeld bekommen.“ Der Bote aber, welcher heute träge war, antwortete: „Wir werden auch nicht einen rothen Heller sehen, um ihn in die Tasche zu stecken.“ Als sie an Ort und Stelle waren, bekamen sie weder ein gutes Trinkgeld, noch einen rothen Heller, und der Bote, welcher heute munter war, sprach zu seinem Gefährten: — „Du bist ein Prophet.“ — „Das bin ich nicht, denn ich habe nicht im Geiste gesprochen, sondern es war mir um deine Gesellschaft zu thun. Deshalb nahm ich dir eine Hoffnung, welche deine Schritte beflügelte.“ — „Aber du hast doch wahr gesagt? — „Ja! du wußtest, daß Rabbi Ruben Ben Jochiel, zu den wir damals gingen, in einer Wüste wohnte

und ich kannte den Herrn, zu dem wir heute gingen: den reichen Israel Levin. Die Wüste hat nur dürren Sand, und kein Tropfen Wasser ist in derselben zu finden. Der reiche Israel Levin hingegen hat Geld, wie Sand in der Wüste, allein das Herz dieses Menschen ist dürrer als brennender Sand, und wenn du den Sand der Wüste auspressen willst, in der Hoffnung, einen Tropfen Wasser zu gewinnen; so ist diese Hoffnung sicherer, als wenn du denkst, von dem reichen Israel einen rothen Heller zu besehen, den du in die Tasche stecken kannst."

Nach diesen Worten wollte sich der junge Gast aus dem Staube machen. Allein der reiche Israel nahm dieses Wörtchen keineswegs übel, vielmehr fühlte er sich geschmeichelt, weil es hieß: Der reiche Israel hat Geld, wie Sand in der Wüste. Er rief den jungen Gast zurück, und gab ihm einen halben polnischen Gulden, damit er diese Geschichte aller Welt erzählen möge.

„Dieß gebe ich Euch;" sprach er, „nicht, weil ich Mitleid mit Euch habe, sondern, weil mir dies Wörtchen gefällt. Mehr wie einen halben Gulden kann ich nicht geben für ein gutes Wörtchen. Warum? Ich bin nur ein polnischer Jude. Wäre ich aber Friedrich der Große, so würde ich Euch machen zu einem Lieutenant."

Der junge Gast bedankte sich und ging; aber den reichen Israel verdroß dennoch der halbe polnische Gulden; er ging daher zu seinen Sohn, um seinen Aerger auszulassen.

Er fand hiezu die beste Gelegenheit, denn Schief-

Levinche war noch nicht angekleidet. „Was ist dermehr mit dir?“ begann er. „Bei Tag und bei Nacht stehst du im blo ssen Hemde.“

— „Vaterlieb! Das schadet mir nichts, ich kann das vertragen.“

— „Es ist aber halb neun Uhr, du mußt doch zu dem Maler gehen.“

— „Nun, ich gehe schon!“

— „Wie heißt du gehst schon? Willst du so über die Straße gehen?“

— „Ja, die Geschäfte, die ich mit dem Maler mache, sind der Mühe werth, daß ich mich deshalb ankleide. Er braucht hundert Louisd'or sagt er. Wenn ich ihm fünf gebe, wird er zufrieden sein.“

„Nun bleib nur zu Hause;“ rief der reiche Israel. „Du bist auch ein fauler Bote, welcher wahrsagt. Du wirst keine Geschäfte machen heut; und keine Geschäfte die ganze Woche.“

— „Wie heißt? Ich werde keine Geschäfte machen? Ich bin Schief-Levinche, und wenn ich noch so sehr ein fauler Bote bin, mache ich doch gute Geschäfte.“

— „Ich sage dir, du wirst heut keine Geschäfte machen, und die ganze Woche nicht, denn es ist eine unglückliche Woche.“

— „Und ich sage dem Vater, ich mache heute gute Geschäfte, und mache die ganze Woche gute Geschäfte, denn ich bin Schief-Levinche.“

Diese Worte wiederholten Vater und Sohn unaufhörlich mit immer größerem Eifer, bis Schief-

Levinche sich in die Kleider geworfen hatte, und voll Verdruß das Haus verließ, aber mit dem festen Vorsatz, seinem Vater Lüge zu strafen. —

VI.

Das Attelier.

Andersen bewohnte vier Gemächer im Vordergebäude des geistlichen Hauses, welche sämmtlich reich ausgeschmückt und elegant meublirt waren. Schief-Levinche wurde in's Attelier geführt und erstaunte nicht wenig über die vielen schönen Bilder, in prachtvollen, goldenen Rahmen.

Eines derselben fesselte die Aufmerksamkeit des kleinen Hausirers ganz besonders. Es war das lebensgroße Portrait einer pariser Schauspielerin, welche sich einst durch ihr Talent eben so berühmt gemacht hatte, wie durch ihre unzähligen Liebschaften. Auch Andersen hatte in seiner Jugend dieser reizenden Person eine vorübergehende Zuneigung gewidmet, und aus Dankbarkeit für ihre Gegengunst hatte er sie gemalt.

Im Schäferkostum, nach damaliger Mode, den kleinen Strohhut auf der ungeheuren gepuderten Frisur, voll Blumen und Perlen, in einem geblümten Reifrock voll

Schleifen, Rosetten und Litzen, die Lilien und Rosen ihres Antlitzes durch Schönpflästerchen gehoben, trat sie aus einer mit blühenden Schlingpflanzen umrankten Hütte. In der einen Hand hielt sie den, mit bunten Bändern umwundenen Schäferstab, mit der anderen führte sie ein milchweißes Lämmchen an einem purpurrothen Bande. Ihre Füßchen waren von scharlachrothen Pantöffelchen mit hohen Absätzen knapp umschlossen. Der rechte stand noch auf der Schwelle, der andere betrat einen blumenreichen Rasen. Das Bild war entsetzlich geziert und überladen. Wie konnte das auch anders sein? Ein phantasieloser Maler hatte alle Magazine der Putz-, Mode- und Geschmeidehändler ausgeplündert, um seiner Herzenskönigin in allen Farben und Nuancen zu huldigen, und die zahllosen kleinen Einzelheiten waren mit merkwürdigem Fleiße ausgeführt; hinsichtlich der, bis zur äußersten Buntheit gehäuften Farbeneffecte, hatte der verliebte Künstler fast das Unmögliche geleistet. — Freilich stand die Dauer seines Liebesglückes in keinem Verhältniß zu der Zeit, welche die Vollendung solch eines Bildes ihm kostete. Dafür ist aber auch der Kunstfleiß eines deutschen Malers ausdauernder, als die verliebte Laune einer pariser Coulissenheldin. Eh Andersen mit ihrem Bilde fertig wurde, hatte sie drei, vier mal ihre Liebhaber gewechselt, und dachte nicht mehr an den Maler, der mit deutschem Fleiß und deutscher Treue ihr Bild vollendete, — um sich nie davon zu trennen. Er nahm es auf allen seinen Reisen mit, und in der That diente es, ihn zu empfehlen und darzuthun, was er als Portraitmaler zu leisten vermogte.

Indem Schief-Levinche dieses Bild betrachtete, wiegte er den Kopf, schnalzte mit der Zunge, und wiederholte: „Gotteswunder! Was Menschenhände doch vermögen!“

Andersen gedachte des Modells zu seiner jüdischen, heiligen Jungfrau, die Bewunderung des kleinen Hausirers war ihm nicht unschmeichelhaft, und lächelnd fragte er: „Was meint er, Jude, wenn ich ihm ein solches Portrait von seiner Braut male?“

Zu seinem Erstaunen fingen Schief-Levinches Augen an zu blitzen, und sein bewegliches Gesicht verzog sich in unzählige, lächelnde Falten.

Ein solches prachtvolles, lebensgroßes Bild seiner geliebten Mariamne war ein Besitzthum, wie kein Jude ein ähnliches aufzuweisen hatte, und solch ein Gemälde behält seinen Werth, ißt kein Brod, und bleibt eine schöne Sache, die man seinen Kindern und Kindeskindern hinterlassen kann. — Mit freudiger Schüchternheit fragte Schief-Levinche: „Verzeihen Eure Gnaden. Was kostet solch ein Bild?“

Der Künstlerstolz erwachte in Andersen, und, indem er Schief-Levinche verächtlich ansah, sprach er: „Jude! Ein solches Bild kann er nicht bezahlen.“

„Wie heißt?“ fragte Schief-Levinche. „Ich habe doch Geld! Warum soll ich nicht können bezahlen ein Bild?“

— „Er ist ein Esel, solch ein Bild malt man nicht für Geld, sondern aus Laune.“

— „Malen Sie mir meine Braut nicht für Geld, sondern aus Laune; ich habe nichts dagegen.“



— „Wenn ich mir weniger Mühe gebe als hiebei, wird das Bild für ihn auch noch gut genug sein."

— „Verzeihen Eure Gnaden! hier sind Bilder ohne Arme und Beine; andere sind wieder zu klein. Wenn ich meine Braut malen lasse, so will ich sie haben mit Armen und Beinen, und so groß, wie sie ist."

— „Er meint ganze Figur und Lebensgröße."

— „Ja! Aber es muß sein Alles so natürlich, daß ich glaube, meine Mariamne tritt mir entgegen, gerade so, wie diese schöne Person, daß man schwören muß, sie lebt."

— „Habe er keine Sorge, ich verstehe zu malen. Aber was wendet er an das lebensgroße Bild seiner Braut?"

— „Wie heißt, was ich daran wende? Ich wende daran, was es kostet!"

— „Hat er mir die hundert Louisd'or mitgebracht, wovon wir gestern sprachen?" —

— „Ja! Eure Gnaden, hundert Louisd'or auf zwei Monate."

— „So zähle er mir das Geld auf, und er hat das Portrait seiner Braut im Voraus bezahlt."

Schief-Levinche machte vor Schreck eine Capriole. „Hundert Louisd'or!" rief er. „Höre Volk Israel. Hundert Louisd'or für ein Bild!"

— „Nun! Was soll's?"

— „Wie können Eure Gnaden fodern hundert Louisd'or!"

— „Dummer Jude! Die Kunst muß bezahlt werden."

— „Eure Gnaden sind sehr klug. Es ist sehr klug von einem Maler, daß er sagt: „die Kunst muß bezahlt werden." Aber der Jude ist doch noch klüger."

— „Wie so?"

— „Der Jude bezahlt die Kunst nicht. Ich behalte meine hundert Louisd'or; ich lasse meine Braut nicht malen."

„Wie er will!" entgegnete Andersen verdrießlich. „Kommen wir zur Hauptsache. Hat er mir Geld mitgebracht."

„Ja! Eure Gnaden, hundert Louisd'or auf zwei Monate. Was können mir Eure Gnuden für Sicherheit geben?"

— „Einen Wechsel!"

— „Was thue ich mit einem Wechsel, ein Wechsel ist keine Sicherheit."

Andersen zeigte ihm den Brief des Dechanten, aus welchem sich ergab, daß er nach Vollendung des Altarbildes 300 Louisd'or zu fodern habe, und verschiedene andere Schriften und schriftliche Bestellungen auf Portraits, welche hinreichend darthaten, daß seine Geldverlegenheit nur eine augenblickliche sei. Indessen Schief-Levinche blieb dabei: „Ein Wechsel ist keine Sicherheit. Eure Gnaden sind hier fremd. Sie können abreisen wann sie wollen. Ich weiß, Sie werden es nicht thun, aber, was nutzt mir dann mein Wechsel? Zwei Monate ist eine lange Zeit. Eure Gnaden können inzwischen sterben; Eure Gnaden können krank werden; Eure Gnaden können bekommen einen schlimmen Finger, daß Sie nicht können malen."

„Mach er's kurz Jude! Was verlangt er von mir.“

„Ein Unterpfand! Eure Gnaden haben schöne Ringe, schöne Uhren, schöne Brustnadeln!“ Er sprach nicht weiter, denn der zornige Maler versetzte ihm einen derben Fußtritt mit den Worten: „Da hat er ein Unterpfand.“

Schief-Levinche war der Mißhandlungen gewohnt, er rieb sich die getretene Stelle und fragte? „Verzeihen Eure Gnaden, ist das ein Unterpfand, worauf ich leihen soll Geld?“

„Wenn es ihm nicht gut genug ist, kann er bessere bekommen.“

„Incomodiren Sie sich nicht. Als das sein soll ein Unterpfand, gebe ich lieber Geld auf Wechsel.“

„Das dachte ich wohl,“ versetzte Andersen. „Auf solche Weise muß man einen Juden zur Raison bringen.“ Er eilte den Wechsel auszustellen, und reichte ihn Schief-Levinche, der ihn einer sorgfältigen Prüfung unterwarf, und hierauf sagte: „Das Wechselchen will ich bezahlen. Aber was soll ich machen mit dem Unterpfand. Ich kann doch nicht behalten Wechsel und Pfand. Das Pfand will ich Eure Gnaden zurückgeben! Haben Sie die Güte und nehmen Sie in Empfang;“ Und im ganzen Gesichte lächelnd erhob er sich auf seinem größeren rechten Fuße und streckte den kleineren linken, drohend gegen Andersen aus.

Zu einem Spaße aber gehören zwei, einer der ihn macht und einer der ihn versteht. Den stolzen Maler verdroß der freche Scherz, und Schief-Levinche bekam eine so derbe Ohrfeige, daß er dießmal laut weinte. „Weihgeschrieen! was sind Eure Gnaden für ein

unbarmherziger Cavalier, daß Sie schlagen und treten einen armen Juden, der Ihnen Geld anbietet mit einem kleinen Spaß.“

„Auch im Scherze lasse ich mir keine Fußtritte anbieten,“ zürnte Andersen, „und am wenigsten von einem Juden.“

„Gott! Eure Gnaden,“ weinte Schief-Levinche. „Sie sollen haben hundert Louisd'or auf Wechsel, und ich will keine Interessen, aber Sie sollen malen meine Braut.“

Andersen beruhigte sich mit einem Male wieder.

Schief-Levinche fuhr fort: „Aber das Bild muß in zwei Monaten fertig sein.“

— „In zwei Wochen!“

— „Und es muß ein gutes Bild sein.“

— „Was denkt er von mir?“

— „Wollen sich Eure Gnaden zu einer Geldbuße verstehen, wenn das Bild in vierzehn Tagen nicht fertig ist, oder unähnlich wird?“

— „Zu jeglicher.“

— „In diesem Falle also wollen mir Eure Gnaden noch hundert Louisd'or schuldig sein?“

— „Meinetwegen!“

— „Ferner verpflichten sich Eure Gnaden mir zu dem Bilde auch einen schönen goldenen Ramen zu liefern!“

„Es sei;“ versetzte Andersen, „aber dies ist das letzte, was ich bewillige. Seine Braut ist schön, es macht mir Spaß sie zu malen. Doch er ist auf dem besten Wege, sich und mir den Spaß zu verleiden.“

„Ich muß aber doch auch etwas schriftlich haben!“ fuhr Schief-Levinche dem unerachtet fort.

— „Nein! dergleichen stelle ich nicht schriftlich aus.“

— „Was thun Eure Gnaden damit? Bei mir sieht es Niemand. Und wie lange dauert es, haben Eure Gnaden es wieder eingelöst.“

Wie schimpflich es auch Andersen erschien, für zweimonatliche Zinsen von hundert Louisd'or ein lebensgroßes Bild zu versprechen, so erreichte er dadurch seine Wünsche doch. Er bedurfte des Geldes sehr dringend, und zugleich lag ihm an dem Modell zu seiner heiligen Jungfrau. Er säumte daher nicht, den Contract aufzusetzen und doppelt auszufertigen, und als Schief-Levinche seinerseits Schwierigkeiten machte, zu unterzeichnen, versetzte er:

„Obschon er mir als ehrlich empfohlen ist, halte ich diese Vorsicht nicht für überflüssig, er könnte Lust zu den anderen hundert Louisd'or bekommen, und mir so viel Hindernisse in den Weg legen, daß ich das Bild zur gesetzten Zeit nicht vollenden kann.“

Schief-Levinche konnte dawider nichts einwenden, unterzeichnete, und zählte das Geld auf.

„Das sind erst sechs und neunzig Louisd'or!“ rief Andersen.

„Verzeihen Eure Gnaden,“ schmunzelte Schief-Levinche: „Ein Louisd'or geht ab für den Patsch. Es ist Schmerzensgeld.“

„So fehlen immer noch drei!“

„Verzeihen Eure Gnaden! ich habe bekommen einen

Patsch, der mir ledirt hat mein zart Gehör, ich muß einen Doctor annehmen, der mir mein Ohr courirt."

— „Und die anderen zwei Louisd'or?"

— „Der dritte ist für den Fußtritt," versetzte Schief-Levinche immer dreister.

— „Und der Letzte?"

„Den bekommt der Wundarzt für eine Bandage. Eure Gnaden haben mir einen Bruch getreten."

Hastig strich Andersen das Geld ein. „Er ist ein gefährlicher Gauner und man muß auf seiner Hut sein, wenn man es mit ihm zu thun hat. Jetzt packe er sich und komme er morgen um diese Zeit mit seiner Braut."

„Verzeihen Eure Gnaden! meine Braut ist eine Rabbinerstochter, die zu keinem Christen in's Haus geht. Am allerwenigsten aber kann sie hieher kommen, denn dies ist ein geistliches Haus."

— „Hölle und Teufel! So muß ich zu ihr gehen?"

— „Verzeihen Eure Gnaden! der Vater meiner Braut ist ein Rabbiner, zu dem kein Christ in's Haus kommen darf."

— „Dummkopf! wie soll ich seine Braut denn malen?"

— „In meinem Hause."

— „Hat er auch helle Zimmer?"

— „Ich habe alles. Fragen Eure Gnaden wonach Sie wollen, ich habe alles. — Helle Zimmer? — Ich habe helle Zimmer."

Sie trennten sich, beide höchst zufrieden mit einander, und Schief-Levinche sprach draußen triumphirend: „Der Vater soll mir nur noch einmal sagen, ich mache

keine gute Geschäfte. Ich verdiene einen Louisd'or in der Geschwindigkeit, mit der man einen Patsch kriegt, und obendrein bekomme ich ein großes Bild von meiner Mariamnelieb, mit einem großen goldenen Ramen."

Nicht minder einträchliche Geschäfte machte Schief-Levinche noch im Laufe des Tages und des Abends, denn Sonntags besuchte er die Wirthshäuser, die seine Glaubensgenossen inne hatten, und unterstützte die Geschäfte derselben mit Schleichhändlern und Dieben, durch beträchtliche Darlehne.

VII.

Das Portrait.

Schief-Levinche wunderte sich nicht wenig über die Anstalten, welche der Maler zu treffen für gut fand. Er suchte sich das hellste Zimmer im Hause aus, verhing in demselben alle Fenster, bis auf eins, und vor dieses mußte Mariamne in ihrem gelben, violett- und brauncarrirtem Kleide, mit blossen Armen und Schultern hintreten, um das volle Licht zu empfangen, während hinter ihr, um die nöthigen Lokaltöne hervorzubringen, ein bläulicher Teppich aufgehängt wurde.

Schon am zweiten Tage war Andersen mit seinem Carton zufrieden und am dritten fing er an zu malen. Schief-Levinche, der ab und zu nach Hause kam, um nach seiner Braut und dem Bilde zu sehen, hatte jetzt häufiger Anlaß zu sagen: „Gotteswunder! was Menschenhände doch vermögen.“ Denn Andersen gehörte zu den Malern, die keinen vergeblichen Pinselstrich machen. Künstler, die sich nicht durch ihre Genialität auszeichnen, haben ihre geringeren Fähigkeiten um so mehr ausgebildet, und was Andersen an Phantasie fehlte, ersetzte seine vollkommene Technik, seine reiche Erfahrung und sein gebildeter Geschmack. Er konnte nichts erfinden, war aber um so glücklicher in der Praxis.

Dießmal hatte er ein Modell, wie er es sich nicht besser wünschen konnte. Ein Modell voll Jugendpracht und weiblicher Anmuth. Die Vollkommenheit der Jugendblüthe hat etwas Göttliches, und die in zarter Regelmäßigkeit prangende Weiblichkeit etwas Heiliges. Auch war Mariamne fügsam und geduldig. Ihr Bräutigam und ihr Schwiegervater hatten ihr gesagt, sie müsse thun, was der Maler verlange, denn ein großes Stück Geld stände auf dem Spiele, und kein Gehorsam war zu schwer für sie, sie unterzog sich willig jeder Mühe und Anstrengung.

In den beiden ersten Tagen mußte sie in einer fast schwebenden Stellung, mit vor der Brust zusammengefügten Händen und gen Himmel erhobenen Augen verweilen. Es giebt nichts ermüdenderes und angreifenderes als das; auch ist es ohne häufige Unterbrechung fast unmöglich. Mariamne ward bleich vor Mattigkeit

und Langerweile, ihre holden Züge entstellten sich. Aber wenn Andersen sagte: „Mariamne! Sie sind zu ernst;“ so lächelte sie wieder. Wenn er sagte: „Mariamne! Sie blicken trübe;“ so gewannen ihre Augen wieder Feuer und Glanz.

Als Andersen mit der Zeichnung fertig war, durfte Mariamne freilich sitzen. Er quälte sie aber deshalb nicht minder, und ließ sie sitzen, sitzen, bis sie wieder bleich und leidend wurde. Denn für ein historisches Bild war sie fast zu zierlich; — die Augenbrauen einer Madonna dürfen nicht zu fein gepinselt sein, ihre Lippen nicht ganz korallenroth, und ihre Wangen nicht ganz rosenfarb. In der That, Mariamne war zu sehr Püppchen; doch ein Maler weiß sich zu helfen. Wenn sie recht matt und leidend wurde, dann erst zeigte sich auf's wunderbarste die Zartheit und strenge Regelmäßigkeit ihrer Züge; das Allzuzierliche verschwand, und das Leidende in den feinen, jugendlichen Formen, gewann etwas Rührendes und Heiliges. — Je mehr sie litt, desto mehr begeisterte sie den Maler, und um so herrlicher und merkwürdiger ward das Bild. —

Aber Andersen hatte Eile, und vierzehn Tage sind eine geringe Frist für ein lebensgroßes Portrait in ganzer Figur Er kam täglich und malte a la prime. Die Augen hatte er bis zuletzt gespart, aber das Bild lebte und prangte schon ohne Augen. Endlich kamen auch diese an die Reihe, und Mariamne sollte lächelnd und verzückt gen Himmel schauen. Allein sie war zu erschöpft und angegriffen und fing an zu weinen. —

„Ruhen Sie eine Weile aus!“ sprach der Maler, und indem er sie lächelnd betrachtete, fuhr er fort: „Wahrlich Mariamne, Sie sind ein merkwürdiges Mädchen; Sie können einen Maler unsterblich machen. Ich habe nie etwas Aehnliches gesehen, und weiß erst jetzt durch Sie, wie vollkommen die Natur bildet, wenn keine äußere, schädliche Einflüsse sie stören, und sie ihr Werk in stiller Liebe vollenden kann. — Sie sind nach allem, was ich von Ihnen gehört habe, eine gute gehorsame Tochter. Sie werden auch eine treue sanfte Gattin und eine zärtliche, edle Mutter werden. Sie sind innerlich eben so vollkommen, wie äußerlich. — Aber die inneren Vollkommenheiten sind beständiger als die Aeußeren. Ihre Tugenden werden ihre Reize überdauern. In Ihren späten Jahren werden Enkel, und vielleicht auch Urenkel, noch das seelengute, steinalte Großmütterlein zärtlich lieben, ohne zu ahnen, wie Großmütterlein wohl als Mädchen aussah, dann aber wird dieses Bild ihnen zeigen, welch ein leibhaftiger Engel Großmütterlein damals war.“

Mariamne lächelte über diese Schmeichelei, und ihre Augen fingen wieder an zu blitzen. Andersen fuhr fort.

„Ihre Enkel, Ihre Urenkel werden auch einst nicht mehr sein, und Ihrer Tugenden, Ihrer Zärtlichkeit wird niemand mehr gedenken, dann aber bleibt immer noch dieses Bild, und ihre Nachkommen werden sich freuen, daß eine so schöne Person in ihrer Familie gelebt hat. Vielleicht auch hat sich dann noch als Tradition erhalten,

daß Sie eben so gut als schön wären, und haben sich ihre Enkel gefreut, daß das seelengute Großmütterlein früher engelschön war, so werden ihre Nachkommen sich freuen, daß ein so engelgleiches Wesen beseelt war von Tugend und Liebe."

Solche Schmeicheleien hatte Mariamne noch nie gehört; sie war wieder ganz munter, und eine leichte, fieberische Röthe belebte ihre Wangen.

„Wohlan!" fuhr Andersen fort: „So denken Sie an die ferne Zukunft, und thun Sie noch das Ihrige zu dem Bilde. Es gilt die letzte Anstrengung."

Mariamne setzte sich: Ihre verzuckten Blicke hatten etwas herbunschuldiges, in ihrer bleichen Verklärung lag eine jungfräuliche Wildheit. Andersen war überrascht, und um sie in dieser wünschenswerthen Aufregung zu erhalten, fragte er sie:

„Glauben die Juden an Unsterblichkeit? —"

„Freilich!" antwortete sie; „und ich bin eine Rabbinerstochter."

— „Liegt darin ein Vorzug?

— „Die Rabbinen und deren Familie haben einen Vorzug. Aber unsere heiligen Bücher lehren, daß auch Christen, welche die Gebote des Herrn erfüllen, des Paradieses theilhaftig werden. Denn Gott ist gerecht. Uns hat er zu seinem Volke auserwählt und seine Gebote gelehrt; allein er vergißt auch diejenigen nicht, welche seine Gebote aus eigenem Antriebe erfüllen, ohne sie gelernt zu haben.

— „Wie sieht es aus in Ihrem Paradiese?"

fragte Andersen. „Giebt es davon eine ungefähre Beschreibung.“

Mariamne war sehr glücklich, wenn sie wieder geben konnte, was sie aus den Reden und den Studien ihres Vaters erlernt hatte; aber diese Frage setzte sie in Verlegenheit. Wie sollte sie einem Christen, der ihres Glaubens spottete, und dem die heiligen Bücher der Juden völlig unbekannt waren, eine verständliche Beschreibung vom Schooße Abrahams geben? Aber weiblicher Takt findet überall einen Ausweg, und sie sprach: „Ich will Ihnen etwas erzählen, damit Sie sich einigermaßen einen Begriff davon machen können,“ und sie begann:

VIII.

Ein jüdisches Mährchen.

„Die Frömmigkeit des Rabbi Chanina Ben Dotha war so groß, daß die Seeligen in Abrahams Schooß ihre Freude daran hatten; allein er war arm, und hatte oft für sich und seine Frau kaum den Bissen trocknen Brodes. Ja oft mußten beide mit einem einzigen Laibe Brod die ganze Woche haushalten.

Ihn kümmerte das wenig, denn er lebte ganz seinen Büchern und Andachtsübungen. Aber Frummit, so hieß seine Gattin, stammte aus einer, vormals reichen Familie, und war eben so stolz auf ihre Abkunft, als auf die weit und breit berühmte Frömmigkeit ihres Gatten, und es verdroß sie, daß ihre Nachbarinnen besser als sie lebten, da sie weder Rabbinerfrauen, noch Töchter reicher Familien waren. — Wochentags, wenn sie nichts zu kochen hatte, diente die Frömmigkeit ihres Mannes ihr zum Vorwande, und sie sprach: „Mein Mann fastet von einem Sabbat zum anderen, und ist so strenge, daß ich nie vor Freitags etwas kochen darf. Nahte aber der Sabbat, so that sie sehr geschäftig, um die Nachbarinnen glauben zu machen, sie koche Wunder welch ein Mahl. — Sie machte ein großes Feuer an, daß die Funken zum Schlotte herausstoben, lief mit einem großen Korbe auf den Markt, fragte nach allem, ließ sich alles zeigen, und fand nichts was ihr anstand. Wenn sie dann heim kehrte, ohne etwas gekauft zu haben, so stellte sie sich vor die Thür und rief die Höker an, welche ihre Waaren durch die Straßen feil boten, mit denen sie es eben so machte, wie auf dem Markt. Den größten Theil des Schabbes aber stand sie vor der Thür und stocherte sich die Zähne, und wenn sich eine Nachbarin blicken ließ, so sprach sie: „Es giebt Menschen, die niemals Fleisch zwischen die Zähne kriegen, weil ihnen entweder die Zähne oder das Fleisch fehlt. Wer beides hat, muß Gott danken und sich die Zähne stochern.“

Es war an einem Freitag, und Frummit hatte ein

Feuer angemacht, daß eine dunkle Rauchwolke aus ihrem Schlotte, wie von dem Opferaltar Abels, gerade gen Himmel stieg. Ihre Hausthür war offen, und sie hatte sich dahinter verborgen, um die Nachbarinnen zu beobachten, und zu erlauschen, was sie wohl sagen würden.

Diese sprachen unter einander; „Unsere Rabbizin macht heut einen großen Schabbes.“

— „Wie sie mir gesagt, hat sie nur zwei Hühnchen und eine Torte, dazu braucht sie ein solches Feuer nicht.“

„Die Hühnchen und die Torte sind auch nur Gerüchte, die ihr zum Munde herausgehen, wovon aber auch kein Bissen ihr zum Munde hineingeht. Und mit dem Feuer, da macht sie uns nur einen blauen Dunst vor.“

„Ich habe sie nichts auf dem Markte kaufen sehen.“

„Ich habe sie nichts vor der Thüre kaufen sehen.“

„Wovon soll sie auch etwas kaufen, um Schabbes zu machen? Ihr Vater ist arm gestorben und ihr Mann hat nichts als seine Frömmigkeit.“

Frummit, die jedes Wort gehört hatte, eilte weinend vor Verdruß zu ihrem Manne, welcher in Erwartung des Sabbat sich aller Gedanken entschlagen, und ausgestreckt im bequemen Lehnsessel, sich dem süßen Schlummer überlassen hatte.

Dreimal mußte sie ihn rütteln, eh er erwachte und fragte: „Weib! warum rüttelst du mich!“

— „Wir können nicht länger unsere Armuth verbergen, alle Kunstgriffe, deren ich mich bis heute bediente, sind entdeckt.“

— „Liebes Weib! wir müssen unsere Noth ertragen, so lange Gott es will.“

— „Gott ist dir gnädig und erhört alle deine Gebete, warum betest du nicht, daß er deine Lage verbessern möge.“ —

„Das hieße um meinen Tod bitten. Gott hat mir alle Freuden des Paradieses zugedacht, nachdem ich hier vollendet habe.“

„So bete zu ihm, daß er dir von den Freuden des Paradieses, welche er dir zugedacht, hienieden einen kleinen Vorschuß gebe. Nach deinem Tode kann er sich bezahlt machen, und du wirst der Freuden so viele haben, daß du den Abzug gar nicht merkst.“

„Liebes Weib! Das eben träumte mir in eben dem Augenblick, wo du mich wecktest, indem du mich dreimal rütteltest, höre zu! —“

„Mir träumte, der Sabbat habe begonnen, und wir hatten nur Salz und Brod, und ein Tröpfchen Wein zum Segen. Das war wenig, um Schabbes davon zu machen, und du fühltest dich sehr unglücklich. Deshalb sagte ich, ich wolle zu Gott beten, nicht um meinetwillen, sondern um deinetwillen, weil du dich unglücklich fühlst, daß er mir von den großen Paradiesesfreuden, die droben auf mich warten, hienieden eine Kleinigkeit vorschießen möge, die er nachmals, wenn ich derselben theilhaftig sein werde, mir wieder abziehen möge. Darauf fing ich an zu beten, und als ich mein Gebet vollendet, streckte ich mich in behaglicher Sabbatruh wieder auf meinem Sessel aus, und schlief ein.

Da rütteltest du mich zum ersten Male, und ich fragte: „Weib! was rüttelst du mich." — „Horch diesen Lärm!" sagtest du. — Es rollte etwas im Schlott; es kollerte durch die Röhren; es fiel endlich zur Ofenthüre heraus; und glich einer großen feurigen Kohle. Als wir es aber näher besahen, war es ein goldener Tischfuß, so schwer, daß wir beide ihn nicht heben konnten. „Gott sei Dank," sagte ich, „jetzt bist du glücklich und ich habe Frieden," und von neuem, so träumte mir, streckte ich in behaglicher Sabbatruh mich auf den Sessel aus, und schlief wieder ein, und träumte wieder, das heißt: mein Traumschlaf versetzte mich in einen zweiten Traum, und dieser Traum im Traume zeigte mir das Paradies, und ich saß darin mit allen Frommen und Rabbinen, jeder hatte seine Rabbizin bei sich, und speiste mit ihr an einem goldenen Tische. Aber die Frommen flüsterten unter einander, und ihre Weiber betrachteten uns mit spöttischen Blicken, denn siehe, unser Tisch hatte nur drei Beine, das vierte fehlte; es war das goldene Tischbein, welches Gott uns im ersten Traume vorgeschossen, und was er uns jetzt wieder abgezogen hatte, um sich bezahlt zu machen. Ich hatte ein gut Gewissen und sprach zu dir: „Liebes Weib! dies ist nicht meine, sondern deine Schuld, denn um deinetwillen habe ich gebetet, weil du dich unglücklich fühltest." — Du aber fühltest dich jetzt weit unglücklicher und sprachst: „Da du dein Leben lang studirt hast, hättest du wissen und mir sagen können, daß das Spott- und Hohngelächter der Rabbiner Frauen, die meines Gleichen sind, mir

empfindlicher und kränkender sein muß, als der Spott meiner Nachbarinnen, die nicht meines Gleichen sind."
— „O rief ich aus, das ist noch nicht alles. Auf Erden entgeht man nicht so leicht dem Spotte und dem Gelächter; aber dort ist alles eitel und flüchtig, und wird auch bald wieder vergessen. Aber im Paradiese hier ist alles ewig. Weh dem! der hier sich lächerlich macht."
— „Und das sagtest du mir nicht auf Erden," riefst du, wie in Verzweiflung, und faßtest mich an und rütteltest mich zum zweiten male, so daß ich aus meinem zweiten Traum wieder in meinem ersten erwachte und fragte: „Weib! was rüttelst du mich?" —

Du sagtest: „Es ist Zeit zu Bette zu gehen."

„Gut!" versetzte ich. „Warte einen Augenblick." Hierauf fing ich wieder an zu beten, daß der hochgelobte Gott mir hienieden doch die Gnade wieder entziehen möge, die er mir im Voraus ertheilt, damit ich sie da genieße, wo sie mir bestimmt sei. Und siehe! der Allgütige erhörte auch mein zweites, dem ersten ganz entgegengesetztes Gebet, und der goldene Tischfuß verschwand. Du aber riefst trostlos: „Was hast du gethan, o Mann?"

Ich sagte: „Es ist besser, du fühlst dich hienieden unglücklich, unter den Nachbarinnen, die nicht deines Gleichen sind, als daß du droben dich ärgerst über deines Gleichen, die Frauen und Töchter der Rabbinen. Auf Erden entgeht man nicht leicht dem Spotte und dem Gelächter, doch auf Erden ist alles flüchtig und eitel, und wird bald vergessen. Im Paradiese aber

ist alles ewig, und weh dem, der dort sich lächerlich macht.“

Du aber warst sehr zornig und rütteltest mich wieder, daß ich von neuem erwachte, und zwar aus jenem Traum in die Wirklichkeit. Ich fragte: „Weib! was rüttelst du mich?“ Da klagtest du mir, unsere Noth sei groß, daß wir sie nicht länger geheim halten können! — Was ich dir darauf zu erwiedern habe, kannst du dir jetzt denken: Besser, du fühlst dich hienieden unglücklich unter den Nachbaren und Nachbarinnen, welche nicht meines und deines Gleichen sind, als droben im Himmel, unter meines und deines Gleichen. — Nicht leicht entgeht man dem Gespötte und dem bösen Leumund auf Erden, doch auf Erden ist alles eitel und flüchtig und wird leicht vergessen. Doch weh dem, der im Paradiese Gespötte und böse Nachrede sich zuzieht, dort ist alles ewig und nichts kann vergessen werden.“

Frummit beherzigte diese Lehre, und wenn der Sabbat kam, that sie nicht mehr geschäftig, prahlte nicht mehr von Leckerbissen und ausgesuchten Speisen, sondern wenn die Nachbaren sie fragten, womit sie sich eine Güte gethan, antwortete sie bescheiden: „Wir sind leider arm, und haben kaum Salz und Brod, und nur ein Tröpfchen Wein zum segnen.“

Gott hat das Herz des Menschen mitleidig geschaffen, und als man in der Stadt vernahm, der fromme Chanina Ben Dotha habe nichts, wovon er Schabbes mache, gab ihm jeder von seinem Ueberflusse ab. Er erhielt Speisen in Hülle und Fülle, und einer

wetteiferte mit dem anderen, ihm das Schönste und Beste zu senden, und rühmte sich dessen."

So endete Mariamne ihr Mährchen, und Andersen, der inzwischen die Augen gemalt, legte zufrieden jetzt Pinsel und Palette hin, und sprach:

„Ich glaube, ich bin fertig; den Hintergrund und die Gewänder werde ich zu Hause malen. Sie schicken mir wohl dieses ihr Kleid mit, nicht weil ich nicht aus der Idee ein solches Kleid vollenden könnte, aber besser ist besser; Ich habe was ich male gern vor Augen."

Gerührt betrachtete Mariamne ihr wildentzücktes, trotzigglückseliges Bildniß. „Ich bin es, sprach sie, und bin es auch nicht. Wenn ich so aussähe, wäre ich ein Geschöpf voll Glück und Glückseligkeit. Ich glaube, Sie haben mich gemalt, wie ich einst im Paradiese aussehen werde."

„In der That," sprach Andersen, betroffen über diese Bemerkung. „Ich habe mich bemüht, Sie recht heilig und überirdisch aufzufassen. Bleiben Sie fromm und gut, Mariamne, damit Sie stets Ihres Bildes würdig sind."

Mariamne reichte ihm gerührt die Hand. „Sie haben sich so viele Mühe gegeben, mein Bild zu malen," sprach sie. „Wie kann die arme Judentochter Ihnen ihre Dankbarkeit zu erkennen geben, außer durch das Versprechen, sich nie dieses Bildes, Ihrer Kunst und Ihres Fleißes unwürdig zu zeigen." — Ihre schönen Augen füllten sich mit Thränen. „Ja!" rief sie, „ich

will fromm und gut bleiben, um so im Paradiese auszusehen.“

Am folgenden Morgen ließ Andersen das naße Bild nach seinem Atelier transportiren, um es hier zu vollenden. Auch Mariamnens gelbes, braun- und violettcarrirtes Taffetkleid bat er sich aus; so sehr hielt er sich an das Vorhandene, und liebte dasjenige, was er malte, vor Augen zu haben.

Indeß ward dem Dechanten die Zeit lang, und er theilte sein Befremden darüber dem Pastor Vitepsky mit. „Was soll daraus werden,“ sprach er. „Bisher hat Andersen die Portraits vornehmer Damen gemalt, ohne auch nur im entferntesten an das Altarbild zu denken, und jetzt geht er morgen für morgen nach dem Judenquartier und bleibt dort den ganzen Tag.“

„Hochwürdiger Herr,“ antwortete der Pastor, „Ich war in seinem Atelier, aber ich werde es niemals wieder betreten. — Dieser Maler ist für mich ein entsetzlicher Mensch! — Wie kann man, ohne mit dem Schwarzen verbrüdert zu sein, eine schneeweiße Gliederpracht so natürlich dahin zaubern, daß der ahnungslose Zuschauer den frischen Duft des jugendlichen Fleisches wahrzunehmen glaubt, daß der volle blendende Busen sich zu blähen, und der feuchte Kelch des Purpurmundes den süßen Lebensathem hinzuhauchen scheint, während

die blauen Augen albern und verliebt funkeln oder unverschämt und wollüstig blitzen. — Dieser Mensch übt eine wahre Satanskunst. Er fodert alle fleischlichen Gelüste heraus. Er legt der muthwilligen Jugend Fallstricke, um sie toll zu machen. Und alle seine Bilder haben etwas Uebermenschliches. Mich dünkt, Frauenspersonen können gar so schön nicht sein. Es sind frische junge Heilige, die sich weltliche Kleider angelegt haben, um die thörichte Putzsucht und den eitlen, irdischen Tand zu Ehren zu bringen. Und wahrhaftig, sie blicken uns an voll thörichter Huld, voll alberner Barmherzigkeit, als wollten sie uns die Hand reichen, als wollten sie mit ihrem ganzen verführerischen Wesen in uns überfließen. Ich fürchte, Eure Hochwürden haben den Bock zum Gärtner bestellt. Er wird uns ein Altarbild liefern, vor dem kein Priester, und hat er seinen Leib auch noch so sehr ertödtet, im Stande sein wird, eine Messe zu lesen. Ich habe große Lust, in meiner nächsten Predigt gegen diese Bilder zu eifern, und das ganze Atelier mit sammt der höllischen Portraitirkunst in den tiefsten Pfuhl der Hölle zu verdammen.“

„Lieber Pastor,“ erwiederte der Dechant. „Wenn ich auch diesen keuschen Eifer loben muß, so ist doch Ihre Ansicht eine durchaus verkehrte. Sie sind jung, Sie haben noch nicht viel gesehen, und Bilder vielleicht noch niemals. Die Heiligenbilder und Altarstücke, die Sie in Kirchen und Klöstern gefunden, waren, wenn auch nicht schlecht, doch meistens alt und unscheinbar. Sie hatten also bisher noch keinen Begriff von dem, was

ein Maler vermag; und welche Wirkungen Licht und Farbe hervorbringen können, haben Sie zum ersten Male empfunden. Verdammen Sie nicht, was Sie nicht verstehen. Die wollüstige Empfindung, die Ihnen der Anblick eines weiblichen Bildes einflößt, ist nur Neulingsreiz und schwindet mit der Zeit. Der Künstler und der Kunstkenner forschet, prüfet und vergleicht, und ist befriedigt oder hat zu tadeln. Der Verliebte erblickt in seinem Mädchen, sie mag beschaffen sein wie sie will, ein Ideal. Das Ideal des Künstlers darf aber nicht einmal an Wollust erinnern. Darum lieber Pastor, folgen Sie meinem Rath, gehen Sie heut noch einmal in Andersen's Atelier und morgen wieder, und wenn Sie übermorgen dann die Bilder sehen, so werden sie Ihre Seelenruhe nicht mehr anfechten."

Der Pastor folgte diesem Rathe. Er ging zu Andersen, und fragte ihn: „Wann das Altarblatt wohl vollendet sein könne, weil dem Herrn Dechanten daran liege, den Hochaltar einzuweihen."

Andersen antwortete: „In vier Wochen. Jedenfalls sollte zu Maria Himmelfahrt die Weihe statt haben können, zumal das Bild das heilige Ereigniß dieses Tages darstelle."

Ebenfalls konnte der Pastor nicht umhin, sich zu erkundigen, was Andersen in der Judengasse täglich mache.

Dieser sagte die Wahrheit, und der Pastor kehrte zum Dechanten zurück, dem er lautlachend erzählte: „Andersen habe eine heilige Jungfrau in der Judengasse

gefunden, und es sei die Tochter des Rabbi Raphael Ben Eli."

Der Dechant fand dieses durchaus nicht unwahrscheinlich. „Obschon Leernardo da Vinci und Raphael," sprach er, „zu Rom darüber klagten, daß es so wenig wahrhaft schöne menschliche Gestalten gäbe, so ist es doch nicht unmöglich, daß ein Maler hier zu Lande einen solchen Fund macht, wozu man ihm aufrichtig Glück wünschen muß. Wenn Andersen aber glaubt, in vier Wochen ein Altarbild von funfzehn Fuß Höhe und neun bis zehn Fuß Breite zu vollenden, so ist das ein Irrthum, den man nur der Schwärmerei eines Künstlers verzeihen kann, in so fern ein Schwärmer stets seine Kräfte überschätzt, und nie die Zeit berechnet. —"

Als der Pastor Vilepsky am folgenden Tage wieder zu Andersen ging, um sich die Bilder zu besehen, welches ihm nunmehr ein angenehmer Zeitvertreib geworden, den obendrein sein Vorgesetzter ihm anempfohlen hatte, fand er zu seinem größten Verdrusse das Atelier verschlossen. Marianne's Bildniß war angelangt, und Andersen wollte es so bald wie möglich vollenden und copiren. Er ließ daher dem Pastor sagen, „daß sein Attelier bis zur Vollendung des Altarbildes geschlossen, und selbst für den heiligen Vater in Rom unzugänglich sei, wenn er etwa herkommen sollte."

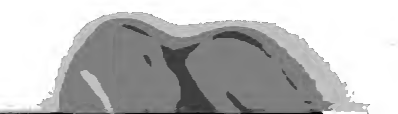


IX.

Pastor Vitepsky.

Joseph Alexander Vitepsky war der älteste Sohn einer fürstlichen Familie. Seine Geburt kostete der Mutter das Leben, und sein Vater vermählte sich zum zweiten Male mit einem reichen, aber eben so selbstsüchtigen, wie stolzen Fräulein, die ihren Gatten plagte und ihren Stiefsohn unterdrückte. Dieser verlebte demnach eine trostlose, freudenleere Kindheit; finstre Schwärmereie und Melancholie bemächtigten seine Seele; er sehnte sich nach der Stille und Abgeschiedenheit des Klosters, und seine Mutter bestärkte ihn in dem Vorsatze, der Welt zu entsagen, und das Majorat seinem ältesten Stiefbruder abzutreten.

In seinem funfzehnten Jahre kam er in ein Collegium der Jesuiten. Die Ruhe und Abgeschiedenheit, nach welcher sich der melancholische Knabe sehnte, fand er hier in vollem Maße. Ueberhaupt kann der Weltliche kaum sich einen Begriff von der Todtenstille machen, die in einem solchen geistlichen Gebäude herrscht. — Jedes unnütze Geräusch zieht einen Verweis oder eine Buße nach sich. Man darf nicht laut sich schneutzen, nicht schnauben, indem man Athem holt, beim Gehen nicht stark auftreten, nicht schlürfen, wenn man Suppe ißt, nicht mit Messer und Gabel auf dem Teller klappern u. s. w. Während der Dauer der Exercitia spiritualia



aber, darf man auch nicht einmal ein lautes Wörtchen reden, weder einsam auf der Zelle, noch wenn man sie verläßt, um zur Messe, zu Tische oder zu Bette zu gehen. — Die Jesuiten halten sehr viel auf die Exercitia spiritualia, und beaufsichtigen sie mit besonderer Strenge. Sie bestehen darin, daß man viermal des Tages eine volle Stunde lang über gegebene Themata nachdenkt, wenn nachdenken heißen darf, daß man alles Forschen, Urtheilen, Prüfen als sündlich betrachtet; sogar unschuldige und erbauliche Gedanken als störend vermeidet, und sich lediglich darauf beschränkt, das gegebene Thema sich möglichst sinnlich vorzustellen, diese Vorstellung sich zu vergegenwärtigen und festzuhalten. Mit einem Worte: Man träumt mit wachen Augen über ein heiliges Thema, und das eben vermogte Joseph Alexander, vermöge seiner finsteren Gemüthsart, besser, als mancher grauhaarige Profeß. Es war ihm ein leichtes, sich an der glänzenden Gliederpracht der heiligen Jungfrau zu entzücken; er konnte, wie Thomas von Aquino sich in ihre seeligen Gedärme legen, welche den Heiland trugen, und in denselben die unsägliche Wonne eines Embryo empfinden, welches zum Heiland der Welt ausersehen ist. Er konnte noch weit mehr. Er sah einmal den St Paulus, und entdeckte auf seinem Rücken die Spuren von allen Peitschenhieben, deren er sich rühmt. (Corinth. 2. 11, 24.) Er überzählte die Narben, und es waren wirklich fünfmal neun und dreißig, so daß der Apostel die Corinther unmöglich belogen haben konnte. Ein andermal erblickte er den Malchus und fand, daß das Ohr, welches ihm



St. Peter abgehauen hatte, dermaßen gut angeheilt war, daß man die Nath, wo es abgeschnitten war, nicht mehr entdecken konnte. Auch die heilige Martha erschien ihm, und duftete noch nach der köstlichen Narde, mit welchem sie der Heiland gesalbt. Selbst der ungläubige Thomas versicherte ihm, daß er links sei, und zeigte ihm seine linke Hand, als diejenige, welche er prüfend in die fünf gnadenvollen Wunden des Heilands gelegt.

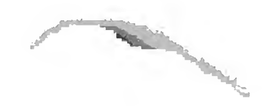
Aber die Zeit verging. Der gottgeliebte Novize bekam einen Bart, und mußte sich schon von einem Layenbruder barbiren lassen. Er sehnte sich, und wußte nicht wonach. Er dachte immer gern an die schöne heilige Jungfrau; er hatte das tiefste Mitleid mit jungen schönen Märtyrerinnen, von denen er in den Legenden hörte; und die Exercitia spiritualia schlugen nicht mehr an. Er schlief gut, aß und trank mit großem Appetit, aber er hatte keine Andacht.

Die Exercitia spiritualia dauern acht, vierzehn Tage, sogar vier Wochen. Während dieser Zeit bleibt man in strenger Abgeschiedenheit auf seinem Zimmer, dessen Fenster in den ersten Tagen verhüllt, oder ganz verhangen ist, so daß gar kein Tageslicht Zugang findet. Loyola will sogar, daß man sich mit Todtenschädeln und anderen Schauererweckenden Gegenständen umgeben soll, und Joseph Alexander hatte ein ganzes Skelett aus der Bibliothek nach seiner Zelle geschleppt. — Umsonst; die Vorstellungen von Himmel und Hölle waren ihm schon zu geläufig; er verrichtete spielend seine geistlichen Uebungen. Er ergriff oftmals das Skelett bei seinen Knochen-

Armen und sprach: „Du hast schöne weiße Zähne, dein Lachen gefällt mir.“ Darüber lachte er zuletzt selbst, beichtete sein Lachen, ließ sich die Buße dictiren und vollzog sie.

So saß er eines Tages wieder in seiner schauerlich stillen Zelle. Er hatte das Thema überlesen; das Zimmer war verfinstert, und er erwartete das Zeichen mit der Glocke, um seine Exercitia zu beginnen. — Die Glocke ertönte. Er erhob sich von seinem Stuhle, stellte sich einige Schritte weit von seinem Betpult, heftete die Augen auf das Crucifix, und dachte sich, wie die Vorschrift lautet, Gott und alle Heilige gegenwärtig; warf sich zu Boden, um den Staub zu küssen, nahte sich demüthig dem Betschemel, und bat flehentlichst um den Geist, die Exercitia vorschriftsmäßig zu vollführen. Sein Gebet blieb auch heute unerhört. — Wörtlich, wie Ignatius Loyola vorschreibt, maß er einen Raum von vier Schritten im Zimmer ab, welches die Hölle vorstellen sollte. Er bildete sich ein — denn die Gewohnheit macht alles leicht — das unterirdische Höllenfeuer aufschlagen zu sehen, in jeder Flammenspitze entdeckte er die Seele eines Sünders, welche darin, wie in einer Flasche eingeschlossen war. Er streckte die Fingerspitze nach einem Flämmchen aus, und fühlte, wie es brenne. Er zog die Hand zurück, als habe er sich verbrannt; aber dennoch fühlte er die bitterste Langeweile. Er dachte an seinen Bruder, der vielleicht auf der Jagd sich erlustigte, vielleicht in ausgelassener Tafelfreude schwelgte, und dessen Leben eine Kette von Lustbarkeiten

war, die ihm von Rechtswegen gebührten. Er hatte sich zu Armuth, Keuschheit und Gehorsam verdammt, und seinem jüngeren Stiefbruder die Sorge überlassen, durch Prachtliebe und Verschwendung den Glanz und die Ehre des Hauses aufrecht zu erhalten. — Darüber lachte er laut und grimmig auf. Mit einem Male aber erfaßte ihn Angst und Verzweiflung. — „Wie!" rief er laut. „Ich lache im Angesicht des höllischen Feuers!" — Und von neuem hörte er sich lachen. — Da fing neues unterirdisches Feuer an, aus dem Bodem zu schlagen. Aber es brannte nicht lichterloh, es dampfte dick und dumpfig, und ganz kleine Flämmchen, blau und gelb, blickten aus dem dunkelrothen Qualm. Der Raum vergrößerte sich, das Zimmer schien sich zu erweitern. Die Wände verschwanden — er sah ein unermeßliches Meer von dunkelblauem Qualm, in welchem unzählige blaue und gelbe Flämmchen tanzten, und mit einem Male fing der Boden unter seinen Füßen zu glühen an, ihm war, als würde eine Flamme emporschlagen, um ihn in seiner ganzen Unseligkeit, wie eine enge glühende Flasche zu umschließen. Er wollte um Hülfe rufen, aber der Laut stockte ihm in der Kehle, und die Hitze drohte ihn zu ersticken; schon wollte er sich willenlos dem ewigen Verderben, Preis geben, doch siehe! die süße Berührung von einer leichten, zarten Hand hielt ihn zurück. Es war die heilige Jungfrau in schneeweißer Gliederpracht, mit goldenem Haar, und Augen rein und blau, wie der Himmel. Sie trug ein silbernes Gewand, welches, wie ein Demant, in tausend Funken spielte, und ihr Mantel



war blau, wie das Brustgefieder des Pfau's, und schillerte eben so in's Grüne und in's Violette. Dieses entzückende Wesen lag knieend auf den Schemal vor dem Betpult, und sprach zum Crucifix halb flehend und halb schmollend, aber mit unbeschreiblicher süßer Stimme. — „Laß ihn! Er ist ja noch ein Kind.“ — Dieß hörte er noch, und gleich darauf schwanden ihm die Sinne.

Erst nach mehreren Stunden vermißte man ihn, und fand ihn endlich mitten in seinem Zimmer ohnmächtig am Boden. Man brachte ihn wieder zu sich, und die ehrwürdigen Väter der Gesellschaft Jesu waren entzückt, als er ihnen seine Vision erzählte, und freuten sich, daß der Geist in ihm zurückgekehrt sei, und die Spiritualia wieder bei ihm anschlügen. Er mußte noch einige Tage das Bette hüten, und war vier Wochen lang der alleinige Gegenstand erbaulicher Betrachtungen, Verwunderungen und Gespräche. —

Von diesem Augenblicke an war und blieb Joseph Alexander trunken von der Holdseligkeit der himmlischen Maria, er fühlte, daß alle Seelen sie lieben, alle Geister sie anbeten mußten, daß sie mehr als ein Geschöpf — ein Gedanke Gottes sei, so voll Sympathie mit dem heiligen Geiste, daß dieser, als sie reif war, nur in ihre Nähe zu kommen brauchte, damit sie empfinge. — Die heilige Jungfrau war nunmehr sein Trost und seine Beschäftigung, seine Zerstreuung und sein süßester Traum bei Tag und bei Nacht. Er weihte sich ihr mit Leib und Seele.

Einige Jahre später erschien das Breve Clemens des Vierzehnten: Dominus ac Redemtor noster, wodurch der Orden der Jesuiten aufgehoben wurde. Joseph Alexander vollendete seine Studien, und widmete sich als Weltgeistlicher dem Beichtstuhl und der Kanzel. Von Jugend auf gewohnt, wachend zu träumen, und in süßen und schauerlichen Vorstellungen von Himmel und Hölle zu schwelgen, wurde er als Prediger bald weit und breit berühmt. — Aber für Männer hatte er keine Beredsamkeit. Nur weibliche Seelen sind aufgelegt, die Wonnen und Entzückungen der Andacht zu genießen, und die wollüstigen Beängstigungen und Schrecken der Unseligkeit und Verdammniß zu fühlen. Wenn der Pastor Vitepsky daher predigte, und gut predigte, so hatte er gewiß eine junge und schöne Zuhörerin im Auge, die er fesselte, indem sie ihn gefesselt hatte, und mit der er von der Kanzel herab andächtig schwelgte, Auge in Auge, und Seele in Seele. Ihr malte er den Himmel so rein und blau, daß man die Heiligen im sonnenhellen Paradiese Hosianna singen zu hören glaubte; ihr malte er die Hölle so schwefelblau und pechschwarz, daß man den Qualm und Brodem der Verdammniß zu wittern vermeinte; und sein Eifer erschütterte die ganze Gemeinde, und seine Salbung gereichte ihm zum Lobe und zum Ruhme weit und breit. Eben so machte er es im Beichtstuhle. Wo eine männliche Stimme sprach, hörte er kaum mit halbem Ohre hin. Ganz anders aber war's, wenn ein weibliches Stimmchen sich erhob, und

süßflüsternd ihre liebenswürdigen Sündlein beichtete. Die Frauen sind ja nicht nur zarter geformt und reizender gebaut, als die Männer, sie haben auch eine viel zartere und hellere Stimme. Die Stimme kömmt aus dem Inneren; folglich ist ihr Inneres auch reiner und frommer, und es sind lichtere, seligere Geschöpfe, als die Männer. — Für den guten Pastor hatten sie alle etwas von der himmlischen Jungfrau, wenigstens das Geschlecht, und er verliebte sich in ihre Stimmen auf die Gefahr hin, daß sie alt und häßlich sein konnten. Er war im Beichtstuhl noch glückseliger als auf der Kanzel. Hier verbrauchte er nur seinen altväterischen katholischen Hausrath, woran in der geistlichen Wirthschaft eines wohlstudirten Priesters kein Mangel ist; dort aber fühlte, lebte und genoß er; dort fand seine Seele andächtigen Zeitvertreib und zärtliche Erbauung. — —

Dieser galante Priester zählte jetzt acht und zwanzig Jahr, hatte noch keine Sünde wider den heiligen Geist begangen, und noch keine Bilder gesehen. Daher machten die üppigschönen Frauenbilder in Andersens Atelier einen so wunderbaren Eindruck auf ihn. — Die Träume erhitzter Einbildungskraft stehen weit zurück gegen die bewußte Phantasie des Malers, und die heilige Jungfrau, welche Joseph Alexander als siebzehnjährigen Knaben in Fiebergluth, Inbrunst und Höllenangst erblickte, war minder schön und klar als Andersens weibliche Portraits. Eben so erklärlich ist aber auch sein Gelächter, weil Andersen ein Judenmädchen als Himmelskönigin für den

Hochaltar malen wollte. Was gab es süßeres und heiligeres für ihn als die himmlische Maria, und was schien ihm garstiger und verworfener, als ein Judenmädchen.

X.

Das Altarbild.

Vier Wochen waren etwa verstrichen, als Andersen an einem sonnenhellen Vormittage sich beim Dechanten melden ließ. Er wurde augenblicklich angenommen und meldete, daß das Altarbild vollendet und in seinem wiedergeöffneten Atelier ausgestellt sei für jeden, der es in Augenschein zu nehmen Lust habe.

„Geliebter Freund!“ rief der Dechant. „Wie kann das Bild vellendet sein? Das ist unmöglich!“

— „Ich bitte um Verzeihung; es ist factisch.“

— „Dann kann es aber unmöglich viel taugen!“

— „Bitte um Verzeihung; es ist das Beste aller meiner bisherigen Bilder.“

— „Geben Sie Acht, Sie werden sich übereilt haben.“

— „Die Einzelheiten sind nicht so fleißig behandelt, wie bei der Schäferin, allein das Bild ist dennoch sauberer, und bei weitem besser.“

— „Das kann ich dem Künstler selbst unmöglich glauben, und muß mich mit Kenneraugen davon überzeugen.“

— „Das können Sie auf der Stelle.“

Der Pastor Vitepsky war gegenwärtig, und bat sich die Erlaubniß aus, mitzugehen. —

Es war ein kunterbuntes Bild, voll katholischen Spectakel. Rechts von der heiligen Jungfrau erblickte man Engel mit Lilien und Palmen; links von derselben sangen zwei Engel fromm und ämsig aus einem Notenbuche, und ein dritter schaute über ihre Köpfe hinweg mit in's Buch, und strich zartlächelnd zu ihrem Gesang die Geige. Unten blickte der Rand der Erdkugel aus dunkelblauem Gewölk; oben war der Himmel rosenfarbig, und Engel mit Harfen und Geigen saßen singend und musicirend auf einem goldgelben Regenbogen. — So weit die Ausstaffirung, welche weder etwas Ausgezeichnetes noch Originelles hatte, was sich von Andersens Compositionen auch nicht erwarten ließ. Ganz anders aber war es mit der Hauptfigur, welche voll Kunstwahrheit und Leben aus der farbenbunten Umgebung hervortrat. Ein wunderbares junges Mädchen, strahlend von Jugend und Anmuth, glänzend von Schön-

heit, lächelte glückselig verzückt und schaute begeistert gen Himmel, und die Stellung war so glücklich, das Colorit so durchsichtig, die Haltung so leicht, der Fallenwurf so gelungen, daß, je länger man sie betrachtete, desto mehr schien sie empor zu schweben. — Es war Schade, daß Andersen diese Figur nicht allein und ohne weitere Umgebung gemalt hatte; aber die Erdkugel, die Engel und der rosenrothe Himmel waren bestellt worden, und solche Bestellungen haben schon manches Bild verunstaltet.

Der Dechant wußte nicht, sollte er sich mehr wundern über das Bild an sich, oder, daß es in so kurzer Zeit vollendet war.

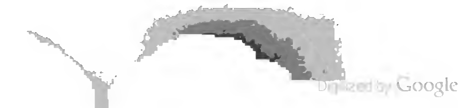
Der Pastor aber fragte mit athemlosem Staunen: „Und dieses bezaubernde Geschöpf lebt wirklich und ist kein Künstlertraum?“

„Sehen Sie dort ihr Kleid, welches ich noch nicht zurückgeschickt habe;“ sprach Andersen, und deutete auf Mariamne's gelbes, blau- und violettcarrirtes Taffetkleid, welches er, um den Faltenwurf herauszubringen, einem seiner Mannequins umgehängt hatte, der in der schwebenden Stellung sich gar wunderlich darin ausnahm.

Der Pastor aber nahte sich dieser sonderbaren Gestalt voll Ehrfurcht, kniete nieder, ergriff das Gewand und küßte es inbrünstig.

Andersen lachte laut.

„Lachen Sie so viel Sie wollen,“ sprach der Pastor auf seinen Knieen. „Aber selbst das Gewand eines so vollkommenen Geschöpfes ist jeder Huldigung werth.“



„Stehen Sie auf!“ rief der Dechant unwillig.

Der Pastor gehorchte und sprach: „Sie ist eine Jüdin; aber im Namen der heiligen Jungfrau, welche ich ferner in ihrer Gestalt verehren werde, gelobe ich, ihre Seele zu retten, ihr den Weg des Himmels kennen zu lehren, und sie an meiner Hand einzuführen in den Schooß der allein seligmachenden Kirche.“

Dawider konnte der Dechant nichts haben. Doch Andersen versetzte: „Das wird Ihnen sehr schwer werden. Sie ist die gehorsame Tochter eines langnäsigen, langbärtigen Rabbi, und die glückliche Braut des garstigsten, elendesten Schacherjuden, der je einen Packen unter dem Arme trug. Ihr Vater überwacht sie mit frommem Eifer, damit kein Blick aus Christenaugen die Unschuld seiner Tochter entweihe, und ihr mißgestalteter Bräutigam hat die Argusaugen der Eifersucht; sie soll nur für ihn schön sein, und er mißgönnt ihren Anblick jedem Anderen. Für Christen ist sie unzugänglich.“

„Wie gelang es Ihnen denn, sie zu portraitiren?“

Andersen erzählte, durch welche List er ihren Bräutigam dazu vermogt hatte, und der Dechant konnte nicht umhin, herzlich darüber zu lachen.

„Aber diese Blicke heiliger, gen Himmel schwebender Begeisterung, dieses Lächeln der Glückseligkeit ist **Ihr** Werk?“ fragte der Pastor.

„Ich könnte ja sagen, aber dieses Geschöpf ist zu merkwürdig, darum will ich gestehen, ich habe alles Zug für Zug abgeschrieben. Es sind ihre Augen, ihre Haare, ihr Mund, ihr Hals, ihre Brust, ihre Arme,

ihre Hände, ihr Kleid, ja selbst ihre Füße; weil der Contract lautete, daß ich sie von Kopf bis Fuß malen sollte, so bestand ich darauf, daß sie Schuh und Strümpfe ausziehen mußte. Sie sehen, ich habe wohl gethan, auch diese schwebenden Füßchen nach der Natur zu malen.“

„Und ein solches Wesen,“ fragte der Dechant, „gehorcht dem Blödsinn und begnügt sich mit dem Garstigen?“

„Ich habe nie ein sanfteres Geschöpf gesehen,“ antwortete der Maler. „Sie kennt nicht die Welt und das Leben, und ihr ganzes Glück besteht darin, gehorsam zu sein. Mit Freuden gehorcht sie ihren Eltern, ihrem Bräutigam, und jedem, in dem sie einen Vorgesetzten erblickt. So ist das jüdische Weib eine Magd, die Sklavin in einem, seit Jahrhunderten in Sklaverei versunkenem Volke. Ihr Bräutigam befahl ihr, sich portraitiren zu lassen, und wer vom Modellstehen lebt, hat nicht die Geduld, Ausdauer und Gewalt über seine Mienen und Blicke, wie dieses Mädchen. — Für eine Heilige ist sie ein wenig zu blühend, aber ich ließ sie sitzen, ohne daß sie sich erholen und erquicken durfte, und wenn sie bleich, matt und hinfällig war, suchte ich sie durch religiöse Gespräche aufzuregen. So entstand dieses Heiligenbild, das Portrait einer leibhaftigen Jüdin.“

„Sie suchten sie durch religiöse Gespräche aufzuregen?“ fragte der Pastor. „Haben Sie ihr die Wahrheiten unserer heiligen Kirche mitgetheilt.“

— „Nein. Ich ließ sie reden. Sie schwärmt für



den Glauben ihres Volkes, und ist stolz auf die Weisheit ihrer Väter. Sie hat mir viel Schönes von den Schriften und Sagen der Juden mitgetheilt. — Als das Bild sich aber seiner Vollendung nahte; als sie gewahrte, wie rührend schön die Blässe und Mattigkeit ihr ließen, und wie sehr Begeisterung und Verzückung sie kleideten, da brauchte ich zu keinen künstlichen Mitteln mehr meine Zuflucht zu nehmen; sie schwärmte für ihr Bild, sie war entzückt davon, sie hätte sich zur Märtyrin desselben gemacht. Und als es endlich vollendet war, und ich es ihr zeigte, fragte sie: „Werde ich im Paradiese so aussehen?“ und weinte Thränen der Rührung und Dankbarkeit.“

Mit vieler Theilnahme hatte der Dechant zugehört. „In der That,“ sprach er, „wenn sie nur portraitirt und nicht erfunden haben, so weiß man nicht, soll man das Bild oder das Original mehr bewundern.“

Der Pastor aber murmelte vor sich hin: „Gehorsam, — schwärmerisch, — leichtgläubig, — verliebt in ihr Bild. — Es muß gelingen.“

Drittes Buch.

Die Folgen.

I.

Der Brief.

Der reiche Israel hatte sich sehr freigebig erwiesen. Mariamne besaß an Schmuck und Kleidern mehr, als sie wünschen konnte. Manchmal fand sie die Gaben ihres Schwiegervaters zu kostbar; dann aber sagte er: „Bedenke wer du bist: Die Tochter des Rabbi, die Schwiegertochter des ersten Vorstehers der Gemeinde, die Braut des einzigen Sohnes des reichen Israels; also bist du die erste Jüdin in unserem Quartier und für dich kann gar nichts zu gut sein.“

Gleich früh Morgens mußte sie sich putzen und zu ihrem Schwiegervater gehen, wo sie den ganzen Tag blieb, vor dem Fenster saß, und sich mit weiblicher Handarbeit beschäftigte. Das ämsige und anhaltende

Arbeiten aber war ihre Sache nicht, und zu mal wenn sie allein war, sanken ihre Hände in den Schooß, ihr Kopf fiel hinten über, und sie fing an zu sinnen und zu träumen.

Sie war aber häufig allein. Schief-Levinche war meistentheils auf den Handel; der reiche Israel in seinem Lager, und die Muhme bei der Magd in der Küche. Auch hatte sie viel zu sinnen und zu träumen, denn sie war nicht glücklich. Nicht weil sie an sich dachte, Wünsche hegte, oder Ansprüche machen wollte. Nein! Ihre ganze Umgebung war nicht mehr die heitere und zufriedene von ehemals; sie konnte Niemandem mehr Freude machen und Gutes thun. Auch war Schief-Levinche eifersüchtig auf seinen Vater, und erwies sie diesem Ehrfurcht und Dankbarkeit, so war er hämisch und boshaft gegen sie. Oft verwies ihn dies sein Vater und es entstanden Zwistigkeiten und Zänkereien, deren ganz unschuldige Veranlassung sie war.

Noch viel bunter ging es jetzt im Hause des Rabbi zu. Die Rabbizin führte die Wirthschaft und den Befehl über die Talmudschüler. Aber niemand that, was sie sagte, und sie selbst konnte nichts angreifen, und war überhaupt nicht mehr gewohnt, etwas zu thun. Der Rabbi weinte alle Tage, weil er entweder Mittags oder Abends nichts zu essen hatte, oder die Speisen nicht gar oder auch verbrannt waren. Nichts wurde mehr rein gemacht, und die Schüler murrten laut und weigerten sich, das Geringste zu verrichten. Kurz, die Seele des Hauses fehlte, und fühlte sich da, wo sie war, unbehaglich.

„Was soll ich in diesem Hause?“ dachte Mariamne oft. „Hier ist eine Muhme und eine Magd und nur zwei Männer, welche Geschäfte haben, und mit allem was geschieht, zufrieden sind. Aber der Rabbi ist eigen, und meine Mutter ist noch eigener. Es ist eine Kunst, bei ihnen zu wirthschaften, denn es ist wenig vorhanden, aber zu thun giebt es dort immer, denn den ganzen Tag wird das Haus nicht leer. — In dieses Haus gehört ein reiches Mädchen, welche viele tausende mitbringt. Ein reiches Mädchen mag die Dame spielen, müssig vor dem Fenster sitzen und sich bedienen lassen, ich aber habe kein Herz dazu; wenn ich bedenke, daß meine Eltern in Armuth, Staub und Koth umkommen. — Wehe, Wehe! Ich bin eine Fremde in diesem Hause, ein Kind, dem man nichts anvertraut und aufträgt, eine Puppe, die man aufputzt und vor's Fenster setzt, damit die Vorübergehenden sie ansehen. Ich habe nichts zu thun, als mich zu schmücken und mich in den Spiegel zu sehen. Ich werde eitel und thöricht werden und Gott wird mich strafen. Gott straft nur die Sünden der Menschen und eine Thorheit ist keine Sünde. Aber der Talmud sagt: „Gott verzeiht wohl die Thorheiten der Menschen; wenn der Mensch aber seiner Thorheiten halber das Gute versäumt, was er zu üben Gelegenheit findet, so straft Gott auch die Thorheiten der Menschen.“ — Wehe! wehe! Mein ganzes Hiersein ist eine Thorheit, und ich unterlasse alles Gute, was ich zu Hause bei meinen Eltern verrichten konnte. Strafe

mich deshalb nicht, mein Herrgott! Du hast mich zum Frauenzimmer gemacht, welches keinen Willen haben soll."

Am Tage nach Maria Himmelfahrt war Mariamne unterwegs nach dem Hause ihres Schwiegervaters, als sie von einem Fremden angehalten wurde, der verstohlen ihr ein Papier in die Hand schob, und eiligst weiter ging. Es war feines, wohlriechendes Velinpapier mit einer Goldborte, und mit zierlichen, hebräischen Buchstaben sauber beschrieben. Arglos faltete Mariamne es auseinander, aber kaum hatte sie die ersten Zeilen flüchtig durchlaufen, als sie erröthete, das Schreiben versteckte, und sorgfältig umherschaute, ob sie nicht etwa aus irgend einem Fenster beobachtet worden sei. Erst als sie darüber sich völlig beruhigt hatte, setzte sie mit leichtem Herzen ihren Weg nach dem Hause ihres Schwiegervaters fort. —

Das Zimmer, in welchem sie nähte, war zugleich das Wohn-, Speise- und Putzzimmer. Die besten Möbeln schmückten es: das heißt, werthvolle Möbel, welche aber, wie immer bei einem Trödler, nicht zu einander paßten, und in jüngeren Tagen schon diesem und jenem Herrn gedient hatten. Die Fenster gingen nach der Straße. Rechts an der Wand hing ein großer Spiegel; aber der Thür gegenüber prangte Mariamne's lebensgroßes Portrait, und überstrahlte alles andere durch seinen Glanz und seine Neuheit; durch das prachtvolle Colorit und den blitzenden, goldenen Rahmen. Keine andere jüdische Familie hatte einen ähnlichen Zimmerschmuck aufzuweisen. Jeder Eintretende mußte



unwillkührlich seine Augen auf das schöne Bild richten, und wohin er sich auch wandte, seine Blicke kehrten immer wieder zurück zu diesem Wunderwerke, dem Glanzpunkte des ganzen Zimmers.

In dieser Umgebung hatte Mariamne Gelegenheit, das empfangene Schreiben wieder hervorzuziehen, es zu entfalten und zu lesen. Es lautete folgendermaßen:

"Schöne Mariamne!"

„Du bist bestohlen, ohne etwas zu vermissen; was man Dir genommen, hast Du noch, und Dein Dieb ist ein feiner edler Herr, voll Seele und Geschmack. — Kannst Du dieß Räthsel lösen? — Es ist leicht: — Du bist und bleibst das schönste Mädchen auf der Welt; aber Deine unvergleichliche Schönheit hat man zu frommen Zwecken entwendet. — Ein Maler kam hieher, dem viel Geld geboten ward, damit er ein Altarbild male für unsere Marienkirche; die heilige Jungfrau, wie sie in ihrer Verklärung gen Himmel fährt. Aber welche irdische Farben, welche menschliche Einbildungskraft erreicht die heilige Majestät und Holdseligkeit der himmlischen Jungfrau? Wer kann sich einen Begriff machen von den Reizen der auserwählten Braut des heiligen Geistes, von der Seligkeit ihres Leibes, den Gott selbst sich ausersah, um in ihren süßen Eingeweiden Mensch zu werden, und Tod und Sünde zu tilgen? — Selig, selig ist der Leib, der den Herrn getragen, und an Leib und Seele selig ist die heilige Jungfrau, die lebendigen Leibes gen Himmel fuhr. Diese Verklärung sollte der Maler darstellen. Aber vergebens

zermarterte er sein Gehirn; vergebens durchstöberte er alle Schätze der menschlichen Einbildungskraft! Alles, was Maler und Bildner je geleistet, war nicht hold, nicht zart genug.

Da führte sein gutes Glück oder das Schicksal vielmehr, welches Deine Schönheit nicht unerkannt und unbewundert verblühen lassen wollte, dich ihm entgegen — und die Himmelskönigin war gefunden.

Der Maler wußte schlau und listig Deinen Bräutigam zu bereden, daß er Dich malen ließ. Und dieser willigte ein, in Hoffnung eines ansehnlichen Gewinnstes. — Der Maler quälte Dich sehr durch Stillesitzen in einer schwierigen Stellung, nur damit Du recht bleich und leidend aussähst, um Dich, wie Du leibst und lebst, als Heilige und in Verklärung darzustellen. Dann malte er Dich noch einmal für unseren Hochaltar. Beide Bilder gleichen sich sehr. Nur das unsrige ist viel größer, und eine strahlende Glorie schmückt dein holdseliges Haupt. Engel umgeben Dich liebend und anbetend, und Rosenwolken tragen Dich gen Himmel!"

„Gestern wurde unser Hochaltar geweiht. Der hochwürdige Bischof salbte ihn mit Chrysam; denn der Altar bedeutet unseren Heiland, welcher der Gesalbte des Herrn ist, und deshalb auch wird das Gebein eines Heiligen in demselben vermauert, zum Zeichen, daß alle Heilige, Fromme und Gerechte im Heilande fortleben. Der Altar war geschmückt mit vielen Lichtern auf hohen silbernen Leuchtern, mit kostbaren goldenen Gefäßen, und Sonnen und Sternen von Diamanten, deren Werth

unbezahlbar ist; allein der Hauptschmuck war und bleibt Dein Bild! — Wir spendeten ihm köstlichen Weihrauch, der aus silbernen Gefäßen quoll, und der Bischof im goldgestickten Gewande, Chorknaben, ähnlich den Engeln, die auf dem Bilde Dich umgeben, lagen davor auf ihren Knieen. Alles kniete, — vornehme Herrschaften, geistliche und weltliche Herrschaften; schöne Jünglinge und stolze Jungfrauen, Adel und Volk, Armuth und Reichthum, alles war hingerissen von Deiner Schönheit, und berauscht von Deinen Reizen; und wir beteten zu Deinem Bilde:

Heilige Jungfrau aller Jungfrauen, bitte für uns!
Geistliche Rose! bitte für uns!
Königin der Engel! bitte für uns!
Königin der Patriarchen! bitte für uns!
Königin der Propheten! bitte für uns!
Königin der Apostel! bitte für uns!
Königin der Märtyrer! bitte für uns!
Königin der Jungfrauen! bitte für uns!
Königin aller Heiligen! bitte für uns!
Königin des heiligen Rosenkranzes! bitte für uns!

„Dein Bräutigam, ehrt und feiert er Dich auf gleiche Weise? Weiß er Deine Schönheit zu würdigen, und Dein Bild zu schätzen? — Schwerlich! — Heil und Segen aber dem Maler, der Dir Gerechtigkeit wiederfahren ließ, und Deine Schönheit unsterblich machte, indem er sie dahin stellte, wo sie nach hundert und aber hundert Jahren noch von allen Menschen bewundert und angebetet werden wird. Denn zu etwas Besserem bist

Du geboren, als in der engen, finstern Judengasse zu verblühen. Mariamne! ein fürstliches Loos harret Deiner! Du aber kannst einem Sterblichen ein göttliches Loos bereiten.“ —

Ein Christ.

Mariamne war wie im Traume. — Sie ließ die Hände mit dem Briefe sinken — und hatte nun ihr herrliches, lebensgroßes Contrefei vor Augen, welches, viel zu prächtig für ein Judenhaus, gar nicht hieher zu gehören schien, und erhaben und fremdartig-kostbar das ganze Zimmer gleichsam in eine Kapelle verwandelte.

Von bangen Schauern durchdrungen, sprach sie bei sich:

„Bin ich denn wirklich so schön? — Andere junge Mädchen sind doch auch schön? Uebertreffe ich sie alle? Bin ich die Ausgezeichnete, Seltene, Einzige?“

Sie wandte sich zum Spiegel und fand sich bleich vor Aufregung, wie auf dem Bilde, und eben so blitzten ihre Augen vor innerer Wonne. Sie konnte nicht umhin, über die erstaunliche Aehnlichkeit zu lächeln, und wieder fand sie, daß ihr Lächeln ganz das des Bildes sei. —

„Hochgelobter Gott!“ betete sie stille. „Du hast einen Abglanz von deiner Allmacht an einzelne Menschen übertragen! Gelobt seist du! — Du hast dem Einzelnen wunderthätige Fähigkeiten verliehen, daß sie nachbilden können die Geschöpfe, die du geschaffen; daß sie fesseln können das bewegliche Leben, und festhalten die flüchtige



Schönheit und hinfällige Blüthe des Mädchens. Gelobt seist du! — Aber was du zum Guten den Menschen verleihst, mißbrauchen sie zum Bösen, und statt dich anzubeten und zu verehren, du hochgelobter Gott, du Herr der Welten und König der Engel, mißbrauchen sie ihre Wundergaben, um Götzenbilder zu errichten und Abgötterei zu treiben. — Hochgelobter Gott! Du hast dem Maler erlaubt, von der Tochter deines auserwählten Volkes ein Götzenbild zu machen, zürne ihr deswegen nicht! Sie will nicht Königin der Engel und der Patriarchen sein; denn das sind deine Namen. Du bist der einzige Gott, und deine Namen bleiben deine Namen, und preisen und loben will ich dich stets, du einziger Gott, wie meine Erzväter Abraham, Isaak und Jakob dich gelobt und gepriesen haben, und wie die Rabbinen es vorschreiben, denen du einen Abglanz von deinem göttlichen Geiste verliehen hast. — Amen.“

Nachdem sie so gebetet, fielen ihre Augen wieder auf den Spiegel, — und sie stieß einen Schrei aus und verbarg hastig den Brief in ihren Busen. — Schief-Levinche, in seiner ganzen Häßlichkeit, stand in der weitgeöffneten Thür auf der Schwelle, und hatte sie belauscht. Er hinkte näher.

„Hast du nichts zu thun?“ fragte er. „Was stehst du mitten im Zimmer? Was schaust du dich im Spiegel? Was beguckst du dein Portrait? Was versteckst du da für ein Papier? Gieb dir keine Mühe, ich habe alles gesehen!“

— „Levinchelieb! das Papier geht Dich nichts an.“



— „Aber ich will es sehen!“

— „Ich werde es dir aber nicht zeigen!“

— „Aber du mußt, und ich gebe dir noch kein gutes Wort darum!“

— „Ich bin ja noch nicht deine Frau, daß ich dir gehorchen muß!“

— „Du ißt hier, du trinkst hier, du bist den ganzen Tag hier im Hause, deine Eltern kümmern sich nicht mehr um dich, und ich gebe dir alles, also mußt du mir gehorchen!“

— „Schrei nur nicht so!

— „Zeig mir das Papier, oder ich schreie, daß die Leute auf der Straße stille stehen.“

— „Willst du mir Verdruß machen?“

— „Ich will das Papier sehen!“

— „Schwöre mir erst, daß niemand, weder dein noch mein Vater, noch meine Mutter, noch sonst jemand etwas von diesem Brief erfahren sollen.“

Schief-Levinche schwur: „Bei meiner Gesundheit und bei meinem Leben, bei meines Vaters koscheren Bart, und bei der Seele meiner Mutter!“ Wobei soll ich noch schwören? —

Mariamne war befriedigt und reichte ihm den Brief.

Er durchlas ihn und rief ein mal über das andere: „Gott! welche Bosheit! Gott! welche Verruchtheit! Gott! welch ein Scheuel und Grauel! Gott! welche Gemeinheit! Gott! welche Verworfenheit!“

In protestantischen Ländern erblicken die Juden den Urheber aller ihrer Leiden und Verfolgungen in Jesus

Christus; in katholischen Ländern gilt ihnen die heilige Jungfrau als das verächtlichste, hassenswertheste Geschöpf, und man kann einer Jüdin daselbst keinen größeren Schimpf, keine empfindlichere Beleidigung anthun, als, indem man sie eine Mutter Maria nennt. —

Mariamne aber war mehr als beschimpft und beleidigt durch diesen Brief. — Abgötterei gilt bei den Juden für den schändlichsten Frevel, auf welchem die schrecklichsten Flüche und Strafen ruhen, und das unreinste und scheuseligste ist ein Götzenbild; man darf nicht daran denken, ohne sich schwer zu versündigen. — Und die schöne, fromme Rabbinerstochter war laut jenem Briefe zu einem Götzenbild gemacht worden, mit welchem Abgötterei getrieben wurde. — — Leichenblaß und mit zitterndem Munde fragte er: „Mariamnelieb! Wie kommst du zu dem Brief?“

— „Als ich zu euch ging, rannte jemand eilig mir vorüber, und schob mir das Papier in die Hand.“

— „War's ein Christ?“

— „Welche Frage! Juden bestellen doch solche Briefe nicht!“ —

— „Und von Christen nimmst du solche Briefe an?“

— „Wußte ich, was es war? Ich dachte, es sei ein amtliches Schreiben an den Rabbi, ich nehme dem Gerichtsboten öfters die Briefe für meinen Vater ab.“

— „Mariamnelieb! Du lügst mir voll den Hals. Schreiben die Gerichte auf feinem, wohlriechendem Papier? Sind sie so galant und zuvorkommend gegen uns arme Juden?“ —

— „Ich sage dir ja, ich wußte nicht, was es war!“

— „Und solche Briefe liest du und wirfst sie nicht von dir mit Abscheu und Entsetzen?“

„Was mit hebräischen Buchstaben geschrieben ist, darf ich lesen. Mein Vater hat es mir erlaubt, denn es sind die Schriftzüge unserer heiligen Sprache.“

Schief-Levinche verlor die Geduld. Voll Verdruß, ihr nichts anhaben zu können, hinkte er zur Thür und schrie aus vollem Halse:

Vater! Vaterlieb! Komm der Vater! Hört der Vater nicht? Der Vater soll den Augenblick kommen!“

Der reiche Israel eiligst herbeirennend, schrie eben so, und fast zugleich mit seinem Sohne: „Nu! Nu! Was giebts? Was ist dermehr? Was ist los? Was ist geschehen? Was schreist du? Was ärgerst du dich? Was soll ich?“

Schief-Levinche reichte ihm den Brief: „Vaterlieb! solche Briefe nimmt meine Braut auf offener Straße von Christen an, das sind die Freuden, die dir deine liebe Schwiegertochter macht, und obendrein will sie noch Recht haben!“

„Du hast falsch geschworen!“ sprach Mariamne mit Entsetzen.

— „Habe ich falsch geschworen?“ entgegnete er höhnisch. — „Ich bin doch kein Rabbi und kein Gelehrter, der allemal schwören kann richtig. Ich bin doch nur ein Handelsjude und kann auch Mal schwören falsch.“ Ich schwöre falsch das ganze Jahr, mein Geschäft bringt das so mit sich. Du aber bist eine Rabbinerstochter

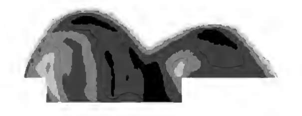
nud sprichst wie ein Gelehrter! Nun? Was bist du jetzt. Eine Mutter Maria, ein böses Götzenbild in einer unreinen Christenkirche. Pfui über dich, pfui! pfui!"

— „Gott ist gerecht, er wird mir nicht entgelten lassen, wenn andere sich an ihn versündigen; du aber hüte dich, daß er deine Meineide nicht straft."

— „Gott hat auch mehr zu thun, als sich darum zu kümmern, ob ich falsch oder richtig schwöre."

Indeß hatte der reiche Israel den Brief durchlesen. „Gott soll doch behüten und bewahren;" rief er, indem er mit Abscheu den Brief auf den Tisch warf. „Welch ein Abschaum von Sünde! Welch ein Bodensatz von Verruchtheit! Man verunreinigt sich die Hände, die das Papier halten und die Augen, die die Buchstaben lesen. — Mariamnelieb! Gott sei dir gnädig! Weißt du, wer die heilige Jungfrau ist? Das ist die Mutter Maria, die Mutter jenes gekreuzigten, verspieenen, ausgepeitschten Bastards, den die Christen zu ihrem Abgott gemacht! — Mariamnelieb! Gott hat dich doch gestraft! Er hat dich gestraft grausamlich!" —

„Was thut der Vater damit?" rief Schief-Levinche. — „Sie freut sich darüber! Ich habe sie belauert, wie sie sich freute! — Hier stand sie, mitten im Zimmer, mit dem Brief in der Hand. Bald schaute sie dahin auf das Bild, bald dorthin in den Spiegel, um zu vergleichen von Wort zu Wort den Brief mit Zug für Zug ihres Bildes, ob sie auch wirklich ist eine Mutter Maria, und als sie gesehen hat, sie ist eine Mutter



Maria, hat sie zusammengelegt die Hände, und die Lippen bewegt, und hat angebetet sich selbst als die Mutter Maria. —

„Pfui über dich du böser Lügner!“ rief die zärtliche Marianne, die gar nicht wußte, wie ihr geschah, und womit sie solch eine feindselige Behandlung verdient hatte.

„Still! still Kinder!“ rief der reiche Israel.“ Was zankt ihr Euch, was ärgert ihr Euch? Ich glaube noch gar nicht die ganze Sache. Schweigt um Gotteswillen, damit nicht ruchbar werde, was uns allen zur Schande gereicht.“

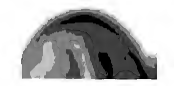
— „Was glaubt der Vater nicht?“

— „Es ist kein Götzenbild von ihr gemacht; es ist eine Bosheit von dem Christen, der den Brief geschrieben. Er wollte sich über sie lustig machen; er wollte sie zum Narren haben.“

— „Wenn man ein Judenmädchen zum Narren haben will,“ wandte Marianne ein, so malt man nicht so feine hebräische Buchstaben auf feines wohlriechendes Papier mit goldener Borte.

„Da sieht es der Vater! rief Schief-Levinche. — Sie freut sich darüber, die Masse Behema; sie schätzt es sich zur Ehre, die Mutter Maria zu sein! — Was habe ich dem Vater gesagt? Sie ist dumm, dumm wie ein Vieh! — So groß wie sie ist, so dumm ist sie! Sie ist dumm zum Erbarmen! Sie ist so dumm, daß sie nicht weiß, ob sie lebt! Es ist eine Strafe von Gott, daß ein Weibsbild so dumm ist! —

Zweierlei konnte Mariamne nicht vertragen: wenn sich jemand frevelhafterweise versündigte, und wenn man sie für dumm erklärte; und pflegmatische Naturen, stört man sie aus ihrer Ruhe auf, sind einer wundersamen Aufregung fähig. — Die sanfte schüchterne Marianne begann plötzlich mit glühenden Wangen und blitzenden Augen: „Ja! ich bin dumm; denn ich thue, was ihr von mir verlangt. — Ich habe stille gestanden und stille gesessen bis zum ohnmächtig werden. Ich habe gen Himmel geschaut, bis mir der Nacken weh that, und obendrein habe ich dazu lächeln müssen und munter schauen. — Wer bestand darauf, ich müßte mich malen lassen? — Das warst du, Levinche! — Wer schärfte mir ein, alles zu thun, was der Maler von mir verlangte? — das war't Ihr, Herr Israel. — Ihr beiden habt mich dem Christen Preis gegeben, daß er ein Götzenbild von mir mache. — Ihr könnt wohl das größte Wort haben gegen ein unwissendes Mädchen, da ihr zwei Männer seid; Ihr könnt schreien und mich behandeln, nicht als ob ich Braut und Schwiegertochter, sondern als ob ich eine fremde Person und Eure Magd sei. Meinem Vater aber bin ich keine fremde Person und keine Magd, und der Rabbi wird sich seiner Tochter schon annehmen, denn der Mann weiß, was er zu thun hat. — Auch habe ich hier den Brief — darin steht alles. — Hier steht: Der Maler wußte schlau und listig deinen Bräutigam zu bewegen, daß er dich malen ließ. — Also hat mein Bräutigam, welcher sich einbildet, ein kluger Kopf zu sein, sich von einem Christen betrügen



lassen. — Hier steht: Dem Maler wurde viel Geld geboten — und hier steht: Dein Bräutigam verstand sich dazu, in Hoffnung eines ansehnlichen Gewinstes! — Also bin ich verkauft und verhandelt worden! — Kann ich dafür? Ich bin nur ein Mädchen, ich muß thun, was diejenigen heißen, denen ich angehöre, und was mein Schwiegervater und mein Bräutigam von mir verlangen. Ich habe es gethan. Es steht auch in dem Brief. — Hier: Der Maler quälte dich sehr; in einer unbequemen Stellung mußtest dn stundenlang verweilen, nur um recht bleich und leidend auszusehen um dich, wie du leibst und lebst, als Heilige in Verklärung darzustellen. — Endlich ist hier auch das Bild. — Es sieht bleich und leidend genug aus, obschon es lächelt und heiter schaut — und so kann jederman sehen, was ich dabei gelitten habe, indem ich that, was Ihr von mir verlangtet.

Mit Erstaunen hatte der reiche Israel ihr zugehört. Er blickte seinen Sohn mit einer Miene an, welche ungefähr auszudrückeu schien: Also die hältst du für dumm? —

Schief-Levinche aber gerieth völlig außer sich. „Die Trauer über dich!“ fing er an zu fluchen. „Ein böses Fieber auf deine rothen Wangen, die schwarzen Blattern auf deine glatte Haut; geh mir aus den Augen, oder ich vergreife mich an dein Mutter Maria Gesicht.

Marianne antwortete stolz: — „Soll ich zu Hause gehen und meinem Vater sagen, daß du mich nicht mehr willst?“

„Kann er den Knaß bezahlen? hat er fünfhundert Thaler? Ich ruhe nicht und sollte ich den Rabbi sammt der Rabbizin von hier treiben, daß sie wie heimathlose Gäste in der Welt herumziehen müssen und betteln!“

„In meines Vaters Angelegenheiten,“ erwiederte sie voll Würde, „habe ich kein Urtheil. Der Rabbi wird wissen, wer der Schuldige ist und ich zeige ihm den Brief. Du hast ihn gelesen und ich habe dir die Stellen genannt, auf die ich mich berufe. Vielleicht bist du der Schuldige. Vielleicht spricht der Rabbi, er könne seine Tochter dem Manne nicht geben, der sie leichtsinnigerweise den christlichen Götzendienern preis giebt. — Vielleicht spricht er, seine Tochter solle Buße thun und du die Kosten tragen. — Vielleicht verurtheilt er dich zu einer bedeutenden Entschädigung, weil seine Tochter jetzt gar keinen Mann bekommen kann. — Du sagst, ich bin dumm, aber ich kenne meine Rechte und ich weiß auch, daß, wenn du dich dem Urtheil des Rabbi widersetzest, er dir die Synagoge verbieten und deinen Namen dort anschlagen lassen kann.“

Dies war keine leere Drohung, damals und dort hatte der Rabbi solche Macht. Der reiche Israel hielt daher für gerathen, sich in das Gespräch zu mischen, und begann zu seinem Sohne:

„Du bist doch so dumm wie ein Vieh; du bist doch so dumm, so groß wie du bist; du bist doch dumm zum Erbarmen; du bist doch dumm, daß es eine Strafe Gottes ist!“

„Warum bin ich dumm wie ein Vieh?“ fragte Schief-Levinche. „Warum bin ich dumm, so groß wie ich bin?“ und so wiederholte er der Reihe nach alle diese schönen Redensarten.

„Was habe ich dir gesagt den Tag, wie der Gast zu mir gekommen ist, betteln. — Ich habe dir gesagt; Levinche! bleibe zu Hause, es ist ein unglücklicher Tag. Ich habe dir gesagt: Levinche! du wirst machen schlechte Geschäfte die ganze Woche, es ist eine unglückliche Woche. — Nun! was hast du gemacht für Geschäfte? du hast bekommen einen Patsch! du hast bekommen einen Fußtritt und du hast verschimpfirt deine Braut. — Welch ein frommer Jude läßt malen seine Braut von Kopf bis Fuß in Lebensgröße? Welch ein kluger Jude läßt sich betrügen von einem Christen, der sagt: „Ich male dir deine Braut umsonst;“ um sie zu verkaufen als Mutter Maria. Schweig stille, da ist das Bild und hier ist der Brief, bitte deine Braut um Verzeihung; oder wie sie zu ihrem Vater geht und den Mund aufthut — bist du verloren, du bist bankerot und ich helfe dir nicht.

Bleich und sprachlos stand Schief-Levinche da und begnügte sich, giftige Blicke auf seine Braut und seinen Vater zu werfen.

Allein Mariamne's Zorn war verschwunden, sobald sie sah, daß sie Recht bekam, und sie fing an zu weinen.

„Er hat an allem Schuld,“ klagte sie „und hält doch nicht Friede. Ich wollte diesen Brief unterdrücken und vernichten; aber er hat ihn mir abgedrungen. Es

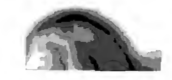
ist ein Geheimniß, welches ich ihm anvertraute, aber er hat es laut ausgeschrieen. Ich habe ihm den Schwur des Stillschweigens abgenommen, aber er hat seinen Eid gebrochen.

„Weißt du was? Mariamnelieb!“ versetzte der reiche Israel „wir können den Brief immer noch verbrennen. Ich schweige, das wirst du mir zutrauen und er darf schon gar nicht den Mund aufthun.“

„Herr Israel!“ erwiederte sie: „Ich werde gewiß niemals Zwistigkeiten erregen, ich werde meinen Eltern niemals Kummer machen und sie aufhetzen gegen meinen Schwiegervater und Bräutigam, aber wenn ich jetzt den Brief vernichte, so versündige ich mich. Sobald mir etwas Unreines begegnet und ich sage es meinem Bräutigam, und er will schweigen, so ist es seine Sache. So wie es aber ein dritter weiß, muß es auch der Rabbi wissen, damit er mir sage, was ich thun muß, um wieder rein zu werden.“

— „Mariamnelieb! du bist zu fromm. Man kann nicht alles thun, was der Talmud befiehlt. Und zwischen zwei Uebeln wählt man das kleinste.“

— „Wohl wahr! Aber was wird gewonnen, wenn ich nun den Brief zerreiße? Wird mein Vater nicht doch erfahren, was mir die Christen hier auf der Straße schriftlich geben? Und wer hat allen Verdruß, alle Qual davon? Von der Buße will ich gar nicht reden, doch wird es keine leichte sein. Aber mein Vater wird weinen und klagen, daß ich ihm Gram und Kummer mache, und ich werde seine Thränen sehen. Meine



Mutter wird mich schelten und schlagen, als sei es Schade um den Schlag, der bei zu ginge, als sei ich die Mutter Maria selbst."

— „Schlägt deine Mutter dich immer noch, obgleich du Braut bist?"

Mariamne nahm ihr Tuch ab, zeigte den schneeweißen Nacken und die runden glänzenden Schultern, von blutrünstigen Spuren entstellt, die noch weit unter dem Kleide fort liefen. „So hat mich die Rabbizin erst diesen Morgen mit einem Scheitholz geschlagen."

Schief-Levinche fühlte bei dem Anblick dieser reizenden, grausam mißhandelten Formen seine ganze Zärtlichkeit wieder erwachen und rief, indem er sich bald auf den langen rechten Fuß erhob, bald wieder auf den kleinen linken niedersank. „Du Engelsangesicht, du bleibst mein Schatz, mein Leben, meine Krone, meine Perle, mein Kleinod, mein Juvel."

„Womit hast du denn deine Mutter erzürnt?" fragte der reiche Israel.

„Womit? — Ich?" — entgegnete sie befremdet. — „Die Rabbizin kann sich mit den Talmudschülern nicht vertragen, die ihr alle möglichen boshaften Streiche spielen, welches nur gar zu leicht angeht, weil meine Mutter nicht gut sieht. Unter anderen — es ist schrecklich zu denken, daß dergleichen im Hause eines Rabbi geschieht — stellen sie ihr das Milchgeschirr dahin, wohin das Fleischgeschirr, und das Fleischgeschirr, wohin das Milchgeschirr gehört. Diesen Morgen, wie ich der Küche vorbei gehe, sehe ich — man sollte der-

gleichen gar nicht wieder erzählen — wie die Rabbizin Fleisch in den Milchtopf legt, um es zu kochen. Vor Schreck zitterte ich am ganzen Leibe und rief außer mir: Mutter! was thust du? dies ist ein Milchtopf. Der Topf und das Fleisch sind unrein! — die Rabbizin lief nach dem Zimmer und fragte: Wer hat den Fleischtopf vom Heerde genommen und den Milchtopf dafür hingesetzt? Natürlich wollte es niemand gethan haben, da nahm sie ein Stück Holz und schlug mich, weil ich an allem Schuld sei, mich um gar nichts mehr kümmere und die Dame spiele, während sie die Magd abgeben müsse. — Bei allem dem ist es noch ein Glück, daß ich es gesehen habe, sonst hätte mein Vater heute Mittag Unreines gegessen. Aber nun hat er gar nichts zu essen und sitzt gewiß wieder da und weint. — „Ach Gott! Ach Gott! Wie geht es jetzt zu in unserem Hause!“

Der reiche Israel eilte zur Thür, öffnete sie und rief zur Küche „Brändel! Brändel!“

Die dicke alte Muhme, welche mit dem glühenden Gesichte und den vom Küchenfeuer gerötheten Augen ihrem Namen keine Schande machte, eilte herbei.

— „Was haben wir heute Mittag zu essen?“

— „Hammelfleisch mit Zwiebeln.“

— „Ist es rein koscher, daß es ein Rabbi essen kann?“

— „Der Hammel war rein koscher, Herr Israel? Simche Heimann hat ihn geschlachtet.“

— „Brändel! füllt einen großen Topf, den größten den Ihr habt und schickt ihn dem Rabbi. — Was habt Ihr zum Abend?“

— „Fisch mit Knoblauchsauce."

— „Die besten größten Mittelstücke legt bei Seite, zu Abend für den Rabbi und Rabbizin."

Brändel ging, um dieser Aufträge sich zu entledigen, und der reiche Israel sprach zu Mariamne:

„Weine nicht mehr! denn du bist ein braves, treues Mädchen, ganz ohne Arg und Falsch, und wenn Levinche so klug wäre, wie er zu sein sich einbildet, so würde er einsehen, welch eine gute Parthie er thut, und daß er mehr Glück hat als Verstand. Arm wie du bist, bist du mir lieber, als wärest du das reichste Mädchen von der Welt, die meinem Sohne Hunderttausende zubringen kann. Warum? Du bist friedsam, du läßt dir alles gefallen, nur um Zank zu vermeiden, und die Menschen nicht aneinander zu hetzen. — Levinche ist mit Blindheit geschlagen, denn er klagt dich an und bereitet dir Verdruß. Ich aber bin dein Freund; ich halte viel von dir und ich will mich deiner annehmen; dir soll kein Haar gekrümmt werden, es soll dich niemand scheel ansehen, oder mein Name soll nicht Israel Levin sein, das will ich dir schriftlich geben."

„Ihr seid sehr gut, Herr Israel," seufzte Mariamne; „aber die Schläge meiner Mutter sind mir so gewiß, als hätte ich sie schon."

— „Sie darf dich nicht schlagen. Ich leide es nicht, und wenn sie nicht Friede halten will, so bleibst du hier und gehst gar nicht wieder zu Hause zu deinen Eltern."

„Bleib du hier, Mariamne, bleib hier,“ rief Schief-Levinche und hüpfte bald auf sein großes, bald auf sein kleines Bein.

„Was meinst du, warum ich deinen Eltern Essen schicke?“ fuhr der reiche Israel fort: „Wenn sie sitzen bei Tische, werde ich zu ihnen kommen mit dem Brief und sagen: „Rabbi! Es ist gekommen ein Unglück über uns; aber das Unglück ist nicht so groß, daß Euch das Essen nicht schmecken sollte.“ — Und des Abends, wenn die Rabbizin wird gegessen haben ein schönes Stück Fisch mit Knoblauchsauce, und du kommst zu Hause, wird sie nicht daran denken, dich zu schlagen. — Hierauf wandte er sich mit bedeutungsvollen Blicken zu seinem Sohne. „Du hast hier nichts thun, geh hinaus.“

— „Wir essen doch gleich!“ wandte Schief-Levinche ein.

„Du gehst hinaus!“ fuhr jener eben sofort.

— „Warum soll ich hinaus gehen?“

— „Sie soll Ruhe haben.“

— „Ich thue ihr nichts.“

— „Es soll Ruhe im Hause sein, während ich beim Rabbi bin.“

— „Aber ich will ihr was schenken.“

— Das kannst du nachher thun.“

— „Ich will ihr schenken ein Ringelchen, ein Nadelchen, ein Perlenschnürchen. Soll ich nicht schenken etwas an meine Braut?“

— „Nein, ich leide es nicht. Ich befehle dir, du sollst hinausgehen!“

Schief-Levinche merkte endlich die immer deutlicheren Winke seines Vaters und folgte ihm.

Draußen begann der reiche Israel: „Ich weiß nicht, Levinche, kannst du mich nicht verstehen, oder willst du mich nicht verstehen! du hast doch sonst einen klaren Kopf, aber die Liebe macht dich dummerhaft!"

„Wie heißt?" fragte Levinche.

— „Merkst du denn nicht, daß ich dir etwas sagen will, was sie nicht hören soll?" —

— „Nu? Was hat mir der Vater zu sagen?"

— „Levinchelieb! Siehst du denn noch nicht ein, daß das Mädchen nichts für dich ist?"

— „Und wenn sie gar nichts für mich ist, heirathe ich sie doch."

— „Aber du kannst dich doch nicht mit ihr vertragen."

— „Und wenn ich mich gar nicht mit ihr vertragen kann, heirathe ich sie doch."

— „Aber was soll daraus werden?"

— „Und wenn gar nichts daraus wird, heirathe ich sie doch!"

So bleib wenigstens von ihr, du fluchst ihr, du schiltst sie, du ärgerst sie; sie kann uns doch machen ein böses Spiel. Wenn sie hingeht und ihrem Vater sagt, womit sie uns gedroht hat, kann es uns kosten viel Geld. Eiskalt überlief es mich, als ich sie drohen hörte. Aber du hast kein Gefühl.

— „Der Vater fürchtet sich vor solch einer Masse Beheme?“

— „Wie heißt Masse Beheme? sie ist klüger als ich, und du und der Rabbi und die Rabbizin und noch zehn andere Juden zusammen genommen. Aber sie ist jung, sie ist gleichgültig und träge, sie weiß von nichts Bösem und läßt sich Alles gefallen. Wenn du sie aber schiltst und ärgerst und reizest, so fällt ihr Alles ein und sie weiß Alles.“

— „Ich weiß doch, warum der Vater so spricht; der Vater hat ein Auge auf das Mädchen!“

Der reiche Israel öffnete die Zimmerthür. „Mariamne! rief er, ich schließe die Thür ab, du sollst Ruhe haben vor deinem Bräutigam, bis ich heimkehre. Bist du es zufrieden?“

„Ja!“ sagte sie.

„Vaterlieb!“ rief Schief-Levinche. „Ich will sie nicht schelten, ich will ihr nicht fluchen, ich will sie nicht ärgern. Ich will ihr was schenken. Ein Ringelchen, ein Nadelchen, ein Perlschnürchen!“

Der reiche Israel steckte den Zimmerschlüssel in die Tasche.

„Vaterlieb! Wenn ich das Mädchen nicht haben soll, lege ich mich auf die faule Seite. Ich gehe nicht mehr auf den Handel, ich verthue, verspiele, vertrinke mein Geld. Ich mache dem Vater Kummer und Schande!“

Der reiche Israel ging zum Hause hinaus.

II.

Der Rabbi und der Parnaß. *)

Voll Zuversicht und im Bewußtsein seines Uebergewichtes trat der reiche Israel bei dem Rabbi ein.

Noch war man nicht bei Tische. Das fette Essen war auf dem langen Wege kalt geworden, und während es aufgewärmt wurde, lernte der Rabbi mitten unter seinen Schülern, schaukelte sich, sang und schrie.

Um ihn in seiner heiligen Beschäftigung nicht zu stören, nahm der reiche Israel still und schweigsam Platz, aber in seinen düstern, befremdeten Mienen war die Unglückskunde fingerdick zu lesen.

Die Rabbizin bemerkte dies zuerst und fragte leise: „Herr Israel! Es ist doch Gott bewahre nichts passirt?"

Ein vielsagendes Achselzucken diente zur Antwort. Sie ward ängstlich und neugierig, trat zu ihrem Manne, legte ihm die Hand auf die Schulter und machte ihn auf die Anwesenheit des reichen Mannes aufmerksam. Der Rabbi hörte auf zu beten und schlug sein großes Buch zu. —

Der reiche Israel begann endlich: — „Eure liebe Tochter, sie ist ein so gutes, so braves Mädchen — das arme Kind! — Sie will gar nicht wieder zu Hause

*) Diesen Namen des Musenberges führt ein jüdischer Gemeindevorsteher. Apoll weiß nichts davon und das ganze Collegium der Parnaßim heißt Kohl.

kommen! — Sie will sich gar nicht mehr vor ihren Eltern sehen lassen!"

„Warum? Was ist geschehen?" fragte die Rabbizin.

— „Das fragt Ihr?" erwiederte jener. — „Ihr schlagt Eure Tochter. Ihr schlagt sie grausam, ihr schlagt sie unbarmherzig; ihr schlagt sie mit einem Stück Holz!"

— „Nun? Sie ist meine Tochter, ich bin ihre Mutter. Ich muß wissen, was ihr zukommt."

— „Sie ist doch nicht blos Eure Tochter, sie ist meine Schwiegertochter auch.

— „Sie ist doch noch nicht verheirathet."

— „Das ist gleich viel. Ihr habt sie meinem Sohne zugesagt. Wenn ich jemandem zusage, ein Stück Waar abzuliefern, darf ich nehmen ein Stück Holz und schlagen darauf? Ich kann die Waare doch beschädigen? ich kann doch ein Loch darein schlagen? — Ihr habt mir zugesagt Eure gute unbeschädigte Tochter, und mein Sohn will haben ein gesundes, heiles Frauenzimmer. Wenn ihr Eure Tochter aber wund und krank schlagen wollt, könnt ihr sie für Euch behalten."

— „Nun? Und das ist alles, was ihr zu sagen habt?"

— „Nein! Aber ich rede nicht eher ein Wort, als bis Ihr mir schwört bei Eurer Seele, daß ihr Eure Tochter nicht mißhandeln wollt. Denn ich komme nicht zu Euch, um gegen Eure Tochter etwas anzubringen, damit sie mißhandelt werde. Wofern ihr das im Sinne

habt, laßt Euch die Sache von einem anderen erzählen. Morgen wird es ohnehin die ganze Welt wissen."

„Bei meiner Seele schwöre ich Euch, ich will ihr nichts zu Leide thun! Sie mag begangen haben was sie will."

— „Sie hat nichts begangen. Sie hat gar keine Schuld! Aber wer kann für Unglück."

„Ein Unglück?" fragte die Rabbizin.

— „Ein Glück ist es wahrlich nicht. Zum Voraus aber will ich dem Rabbi und der Rabbizin den Trost geben, daß alles zwischen uns beim Alten bleibt. Es mag geschehen sein, was da wolle, mein Sohn nimmt Eure Tochter."

Nach dieser schlauen Vorrede, in welcher er zu verstehen gab, daß sein Sohn vielleicht einen Grund haben könne, zurück zu treten, überreichte er dem Rabbi den verhängnißvollen Brief, und dieser empfing ihn mit jener gottseligen Ruhe, in welcher sich der Rabbi stets befand, wenn er nicht studirte, und die ihn nur zu verlassen pflegte, wenn ein Geräusch sich erhob, während er etwas sagen wollte, oder wenn er Speise und Trank begehrte und nichts vorhanden war, oder das Vorhandene ihm nicht anstand.

Ohne eine Miene zu verziehen oder die geringste Bewegung zu verrathen, durchlas er den Brief, dann sprach er: „Rabbizin, steckt ein Licht an!"

Die Rabbizin brachte das brennende Licht. Er hielt den Brief über die Flamme, so lange er konnte, dann ließ er ihn zu Boden fallen und schaute ruhig

dem glimmenden Spiele der Funken zu, bis der letzte verloschen war.

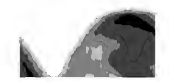
Mit heimlicher Freude sah der reiche Israel ein Schreiben vernichtet, welches seinen Sohn als Urheber des ganzen Unfugs darstellte, und sein Uebermuth, seine Zuversicht mehrten sich und erreichten ihren Gipfel.

Von neuem begann der Rabbi: „Rabbizin! Ich werde morgen fasten, und das ganze Haus muß gereinigt und gescheuert werden von oben bis unten, denn es ist verunreinigt durch den Brief.“ — Dann zerriß er oben am Halse seinen Schlafrock, wie zu geschehen pflegt, wenn man den Tod seines nächsten Verwandten beklagt; — „Rabbizin, weine und klage,“ fuhr er fort, mit einer Ruhe, als sei das Weinen und Klagen nicht seine Sache, sondern gehöre zu den Obliegenheiten seiner Frau, „Weine und klage, denn wir haben keine Tochter mehr!“

„Todt!“ schrie die Rabbizin, „unsere Mariamne todt?“ Und die anwesenden Schüler riefen: „Gott Israels! furchtbar ist der Todesengel, denn der Mensch ist Erde, aber seine Seele preiset den Herrn für und für!“

„Schlimmer als todt!“ sagte der Rabbi, mit eben der, an Blödsinn grenzenden Ruhe. „Ihr Bildniß, als Mutter des Gekreuzigten, ist aufgestellt zur schwarzen Abgötterei auf dem bösen Altarstein, im unreinen Tempel der Nazarener!“

Diese Worte erregten kein Klagegeschrei, keine Angstgebete, sondern bleich, mit offenem Munde, standen die Anwesenden da, als wagten sie nicht, ihren Ohren zu



trauen, obgleich der Rabbi gesprochen hatte, dessen Worte heilig sind.

Der reiche Israel, der einzige gleichgültige Zuschauer dieses abentheuerlichen Auftritts, nahm das Wort:

„Rabbi! Nehmt auch die Sache nicht allzuschlimm. — Es ist ein Unglück. Aber für jedes andere Mädchen wäre das Unglück größer! denn Ihr seid der Rabbi. Hat sich jemand versündigt, müßt Ihr ihm verzeihen; ist jemand geworden unrein, müßt Ihr ihn Buße thun lassen. Eure Tochter ist doch unschuldig und hat sich vergangen in gar nichts. Ihr werdet sie thun lassen Buße, und werdet ihr verzeihen.“

Der Rabbi sprach: „Ich habe meine Kleider zerrissen über sie, ich will nichts von ihr hören, ich will sie nicht wiedersehen, sie darf mir nicht wieder in's Haus.“

— „Rabbi! Ich will mich nicht versündigen und Euch widersprechen. Ihr seid der Vater, Ihr könnt sie verstoßen, Ihr seid der Rabbi, Ihr könnt sie thun in Bann; aber geht von Haus zu Haus, fragt alle Juden, und sie werden sprechen: „Wo soll das Mädchen hin, was soll aus ihr werden?“

— „Sie kann hingehen, wohin sie will. Es mag werden aus ihr, was da wolle. Ich sehe sie nicht wieder, ich will nicht verunreinigen meine Augen an einem Götzenbild!“ —

Der reiche Israel verlor die Geduld. „Heißt das wie ein Rabbi gesprochen?“ rief er. „Ist Eure Tochter ein Bastard? Ist sie eine Verworfene, daß Ihr sie verstoßen wollet? Und warum verschwägert Ihr Euch mit

mir? Was versprecht Ihr Eure Tochter meinem Sohn? Ist sie Euch nicht gut genug als Tochter, ist sie mir gewiß nicht gut genug als Schwiegertochter. — Ihr seid der Rabbi, aber ich bin der Vorsteher der Gemeinde. Ich und der ganze Vorstand der Gemeinde, wir geben nicht zu, daß Ihr Eure Tochter verstoßt; oder wir halten sie aus auf Eure Rechnung, und ziehen Euch von Eurem Gehalte ab, was sie gebraucht. — Ihr wißt nun, woran an Ihr seid, jetzt gehe ich nach Hause und schicke Euch Eure Tochter."

Hiemit stand er, ohne eine Antwort abzuwarten, vom Stuhle auf, und schritt trotzig und ohne Gruß zur Thür hinaus.

Kaum war er einige hundert Schritte weit, als er sich beim Namen rufen hörte. Es war ein Schüler des Rabbi, der athemlos hinter ihm her rannte.

„Herr Israel! Herr Israel! rief er. — Die Rabbizin läßt Euch bitten, dem Rabbi nichts übel zu nehmen."

Ein reicher Mann ist kurz angebunden, er weiß, daß man ihn nöthig hat, und will daher auch auf seine Freundschaft Werth gelegt sehen. Der reiche Israel erwiederte:

„Sagt der Rabbizin: „Was ich als Vorsteher der Gemeinde mit dem Rabbi zu thun habe, geht keinem dritten an, und ein dritter darf sich nicht darin mischen."

— „Aber die Rabbizin läßt Euch auch bitten, Nachsicht zu haben mit dem ersten Schmerz des Vaters. Der Rabbi wird sich schon anders besinnen."

„Was thu ich mit dem ersten Schmerz des Vaters?"

rief der reiche Israel. „Ob sich der Rabbi besinnen will oder nicht, ist seine Sache. Sagt der Rabbizin, ich sei sehr böse, und geht und laßt mich zufrieden.“

Er langte zu Hause an und sprach zu Mariamne: „Deine Eltern sind keine Menschen! Du weinst hier, weil sie nichts zu essen haben; aber deine Mutter schlägt dich und dein Vater will dich verstoßen. Ich aber leide das eine und das andere nicht, denn ich bin der älteste Parnaß, und sage ich: Ja, sagt der ganze Kohl ja, und sage ich: Nein, sagt der ganze Kohl nein. Auch bist du meine Schwiegertochter; also darf dich dein Vater nicht verstoßen und deine Mutter nicht schlagen. Du brauchst dich nicht zu fürchten, aber deine Eltern werden mich kennen lernen.“

Schief-Levinche kam und wollte seiner Braut ein Ringelchen, ein Nadelchen und ein Perlenschnürchen schenken. Allein Mariamne nahm heute nichts und seufzte: „Ach! wärest du doch wie dein Vater!“

Schief-Levinche ergrimmte, sagte aber kein Wort; in der Stille dachte er: „Deine Eltern werden meinen Vater kennen lernen, du aber, wart! — Du sollst mich kennen lernen.“ —

III.

Löbel Kurzweil.

Unter den Schülern des Rabbi befand sich einer, Namens Löbel Kurzweil, welcher aber im ganzen Judenquartier der Schlemiehl hieß. (Das Wort Schlemiehl läßt sich im deutschen am Besten durch Pechvogel wiedergeben.) Er hatte weder Eltern, noch Freunde, noch Verwandte, die etwas für ihn thun konnten, und eben so wenig konnte er etwas erwerben, da er den Talmud lernte. Bei seiner Armuth und dem völligen Mangel aller Hilfsquellen blieb ihm daher nichts übrig, als ein Choßet zu werden, ein gewaltig frommer Mensch, welcher von einem Sabbat bis zum anderen fastet, das heißt: nüchtern bleibt bis Sonnenuntergang, dann aber sich zum ersten, besten Juden begiebt und spricht: „Ich lerne Talmud. Ich habe den ganzen Tag gefastet und bitte um einen Inbiß. Dann giebt ihm der Aermste, was eben vorhanden ist, und läßt ihn essen, so viel er will. Am Sabbat aber geht ein Choßet plätten.

Plätten oder Plätzen kommt von Platz, und bedeutet im verdorbenen Judendeutsch: um einen Platz am Tische eines Reichen betteln; denn auch der Arme soll sich des Sabbats freuen, und der reiche Jude läßt zwei oder drei Couverts zum Freitagabend- und Sonnabendmittagsmahl auflegen, um mittellose oder arme Glaubensgenossen zu bewirthen.

Löbel Kurzweil war ein schlauer und geschmeidiger Bursche, der jedem nach dem Munde sprach, den Mantel nach allen Winden hing, und zu allem sich brauchen ließ und zu gebrauchen war. Allein er war und blieb ein Schlemiehl. Obschon er ein gewaltig frommer Mensch war, wollte man ihn weder in der Woche zum Inbiß, noch am Sabbat bei Tische zulassen, denn er hatte stets einen Löwenhunger und räumte auf, wie ein Vielfraß. Er war sehr häßlich; Kleider, die man ihm schenkte, paßten ihm nicht, und er mogte tragen was er wollte, nichts kleidete ihm. Mariamne war bisher seine Vorsehung gewesen, und hielt große Stücke auf diesen gewaltig frommen Menschen. Sie hatte ihm eine Schlafstelle auf dem Boden des elterlichen Hauses unter dem Dache angewiesen, gab ihm von ihren eigenen Bettkissen, hatte alte wollene Decken und allerlei Lumpen zusammengebettelt, um ihm ein warmes Lager daraus zu bereiten, und empfahl ihn hier und da zum Inbiß und zum Sabbatmahl; sammelte für ihn Ueberreste von Speisen, und schenkte ihm auch wohl Geld zu Brod. Aber seitdem sie Braut war, und alle Tage zum reichen Israel ging, konnte sie nichts mehr für ihn thun. — Er sagte deshalb eines Tages zu ihr:

„Mariamnelieb! Ihr macht eine reiche Parthie; aber warum? Bildet Ihr Euch ein, deshalb, weil Ihr ein Balmasel (ein Glückskind) seid? Nein! sondern deshalb, weil ich ein Schlemiehl bin. Ihr thut die reiche Parthie nicht zu Eurem Glück; sondern zu meinem Unglück.“

Löbel Kurzweil war es, welcher dem reichen Israel auf der Straße nachgeeilt war, um ihn im Namen der Rabbizin zu besänftigen.

Seitdem war etwa eine Stunde verflossen. Der reiche Israel hatte im Kreise seiner Hausgenossen das Mittagmahl verzehrt, und wollte eben den Segen sprechen, als plötzlich die Hausthür hastig aufgerissen wurde, und Löbel Kurzweil ins Zimmer stürzte und ausrief:

„Herr Israel! Herr Israel! ich bin gelaufen was ich konnte, um Herrn Israel zu bestellen, daß sich der Rabbi anders besonnen hat. Er will seine Tochter nicht verstoßen, sie soll Buße thun, um sich zu reinigen, und er will ihr verzeihen.“

„Wie heißt, er will sie nicht verstoßen?“ fragte der reiche Israel trotzig. „Ist er seine Tochter nicht los? Kostet sie ihm noch was? Hat er nicht heute Mittag bekommen Essen durch seine Tochter? — Sage du dem Rabbi, wenn er sich ein Ansehen geben will, und die Leute ärgern, so kömmt er bei mir an den Unrechten.“

„Löbel Kurzweil fuhr fort: „Mariamnelieb, die Rabbizin läßt Euch sagen: Ihr könnt nach Hause kommen, wann Ihr wollt, Ihr habt nichts zu befürchten.“

„Wie heißt, nichts zu befürchten?“ rief der reiche Israel. „Sage Du der Rabbizin, sie soll sich schämen in ihren Hals hinein! Giebt sie mir mit ihrer Tochter das Hemd auf dem Leibe? den Unterrock um die Hüften? Ich nehme ihre Tochter nackt und bloß, wie Gott sie geschaffen, und sie schlägt dem Mädchen Löcher in die Haut? — Das ist eine Bosheit, das ist ein Frevel!

Morgen lasse ich den Rabbi auf Kohls-Stube *) fodern und lasse ihn fragen, ob er seine Frau in Ordnung halten kann oder nicht. — Wirst du das bestellen?"

„Wie heißt bestellen? Ich werde eher ein Wort zusetzen als weglassen. Ich bin doch in dem Hause wie Mariamne; was geschieht, melde ich Euch, Herr Israel!"

„Löbel Kurzweil! Du bist ein braver Junge. — Aber du bist ein großer Schlemiehl. Wenn du früher gekommen wärest, hättest du können bei mir essen!"

— „Verzeiht, Herr Israel! Ich bin ein gewaltig frommer Mensch. Ich faste von einem Schabbes zum anderen. Heute hätte ich doch nicht bei Euch essen können, aber nächsten Schabbes will ich bei Euch essen."

— „Du bist gar nicht dumm," lächelte der reiche Israel. „Für ein Wochenmahl, was du versäumt hast, nimmst du dir ein Schabbesmahl, was du gewiß nicht versäumen wirst."

— „Wie heißt ein Schabbesmahl? Am Schabbes macht man doch zwei Mahlzeiten? Ich werde die Abendmahlzeit so wenig wie die Mittagsmahlzeit versäumen."

— „Löbel Kurzweil! für einen gewaltig frommen Menschen speculirst du gar nicht schlecht."

„Was thut Ihr damit? Herr Israel, ich bin ein Schlemiehl. Aber ein Schlemiehl will doch auch einmal wissen, wie ein reicher Mann Schabbes macht, und

*) Der Gemeindesaal, das Gemeinde-Gericht.

wo wird im ganzen Judenquartier ein besserer Schabbes gemacht, als bei dem reichen Israel."

Der reiche Israel fühlte sich sehr geschmeichelt. Er sprach: „Komm du Abends und Mittags, ich werde drei Pfund Fleisch mehr nehmen, davon wirst du doch satt werden!"

Löbel Kurzweil ging. Der reiche Israel segnete, und nachdem er vom Tische aufgestanden war, nahm er Mariamne bei Seite und flüsterte ihr leise in's Ohr. — „Wenn deine Eltern es zu arg machen, so drohe ihnen, du wollest zu den Christen laufen; so wie ich das höre, lasse ich sie beide auf Kohls-Stube fodern und sage: ich will entweder Sicherheit haben für die fünf hundert Thaler oder für das Mädchen. Deine Eltern aber haben doch keine fünf hundert Thaler, also bestehe ich darauf, dich hier ganz in's Haus zu nehmen."

Die sanfte Mariamne fiel ihm voll Dankbarkeit um den Hals und küßte ihn. Er liebkosete sie, und Schief-Levinche, der es sah, wollte vor Wuth und Eifersucht bersten.

IV.

Rabbinische Weisheit.

Es war spät und Schief-Levinche geleitete seine Braut nach Hause, welche sehr niedergeschlagen war, und sich fürchtete vor dem, was ihr zu Hause bevorstand.

„Soll ich rathen," hub er an, „woran du denkst?"

— „Wie kannst du das?"

— „Eine große Kunst. Du hast heut nur drei Gedanken: der Spiegel, dein Bild und der Brief."

„Du hast es wirklich gerathen," sagte Mariamne mit Erstaunen. „Ja, der Brief, der Brief! — Jedes Wort hat sich tief in mein Gedächtniß geprägt und quält mich und will mir nicht mehr aus dem Sinn."

„Mariamne, du mußt Buße thun! schwere Buße!"

„Mein Vater wird mir nichts schenken. Aber ich will gerne fasten. Es wird mir nicht schwer, du weißt doch, wie wenig ich esse. Ich fürchte nur meine Mutter; sie wird mir heute nichts zu Leide thun, aber morgen und übermorgen sei Gott mir gnädig. Sie vergißt nichts, und wenn es noch so lange her ist."

— „Aber wenn sie dir zerschlägt einen Knochen? Wenn sie dir zerschlägt die Nase? Wenn sie dir schlägt ein Auge aus?"

„Fürchte nichts, Levinchelieb! Deine Braut soll nicht entstellt werden. Ich bin so dumm nicht, wie du glaubst. Ich habe mir vorgenommen, ihr ein Wort zu sagen, und

wenn sie es hört, wird die Waffe, mit der sie mich schlagen will, aus ihren Händen fallen.“

„Und was ist das für ein Wort?“

„Du sagst doch, ich bin dumm! Ich war es einmal, indem ich dir etwas anvertraute. Du hast mich verrathen, und ich will nicht wieder dumm sein!

Vergebens drang er mit Bitten, Drohungen, Versprechungen und Schwüren in sie. Lange Zeit ließ sie sich nicht irre machen. Endlich aber, als er im Namen Gottes und beim Wohle ihrer Eltern sie beschwor, gestand sie ihm.

„Dein Vater hat mir einen guten Rath gegeben, den ich befolgen werde. Ich drohe meiner Mutter mit Etwas, was unsere Heirath unmöglich macht. — Dann muß sie mich in Ruhe lassen, um nicht den Knaß zu bezahlen.“

Eifersucht macht scharfsinnig, und Schief-Levinche hatte alle Qualen derselben heute geschmeckt.

„Ich weiß, was du deiner Mutter sagen wirst;“ rief er plötzlich. „Du wirst ihr drohen, davon zu laufen, zu den Christen.“

Mariamne sah ihn mit Erstaunen an. — „Woher hast du das gerathen?“ — Wäre es nicht so dunkel gewesen, so hätte sie sehen können, wie bleich er war, und wäre sie minder mit sich selbst beschäftigt gewesen, sie hätte fühlen müssen, wie sein Arm in dem ihrigen zitterte.

„Ich will dir noch mehr sagen,“ sprach er mit ge-

preßter Stimme: „Zweimal wirst du es drohen, und wenn es nicht hilft, zum drittenmale Ernst machen.“

„Wie kannst du das denken?“ lächelte sie. „Habe ich nicht meine Nahrung, besser als ich sie gebrauche; Kleider, schöner als ich sie mir wünsche, und einen reichen Mann? Was finde ich bei den Christen? Meine Nahrung wird sein Schweinefleisch. Vielleicht würde ich noch reichere Kleider oder einen Mann, der ein bischen schöner ist als du, bekommen können; deshalb aber werde ich mich nicht versündigen gegen Gott, und werde meine Eltern nicht vor Gram und Herzeleid in die Grube bringen.“ —

Schief-Levinche erwiederte nichts, in der Stille aber meinte er: „Wenn sie an den Brief denkt, so denkt sie an die Engel, an den Altarschmuck von Gold und Juwelen, an die knieenden Christen und an die bösen Gebete der Priester. Dann fehlt auch nicht viel, so läuft sie zu den Christen, und ist hin für mich. — Weihgeschrieen!“ — —

Sie hatten das Haus des Rabbi erreicht und traten ein. Mariamne wünschte guten Abend, aber ihre Eltern dankten nicht und wandten die Augen von ihr.

„Soll ich verstoßen sein?“ fragte sie. „Wollt ihr mich nicht mehr anerkennen?“

Der Rabbi reichte ihr hinterrücks die Hand und sprach mit abgewandtem Gesichte: „Du bist meine Tochter, du bist mein einziges Kind. Aber die Bosheit der Christen hat mir verhaßt gemacht dein Antlitz, und deine

Züge voll Reiz und Milde machen mir jetzt Gram und Kummer!"

„Vaterlieb!" erwiederte sie. „Mit diesem Antlitz habe ich dir gewonnen den reichen Schwiegersohn. Wenn ich erst verheirathet sein werde, sollst du eben so viele Freuden an mir erleben, wie ich dir jetzt Kummer mache."

„Die Freuden hätte ich doch erleben können, ohne daß du mir jetzt Kummer machst."

„Von nun aber will ich dir doppelte und dreifache Freuden machen."

„Die doppelten und dreifachen Freuden hättest du mir doch auch machen können, ohne den Kummer jetzt. Du bist doch meine Tochter, du mußt mir machen so viele Freuden, wie du mir machen kannst, und so wenig Kummer, wie möglich. Den Kummer habe ich einmal, und das Geschehene kannst du nicht ungeschehen machen. — Wehe dir, Mariamne! dein Bildniß prangt auf dem bösen Opferstein der Christen. Gott wird dich hassen!"

Mariamne erwiederte: „Die schwarzen Bethäuser der Christen sind dem Herrn ein Greuel. Er wendet ihnen sein leuchtendes Antlitz nicht zu, um dort das Bildniß der Tochter des frommen Rabbi auf dem bösen Opferstein zu erblicken."

— „Nein! Mariamne! Nein! Gott ist allwissend. Er sieht, er hört alles. Er sieht dein Bildniß auf dem bösen Opferstein der Christen, und hört, wie sie es anrufen: Mutter Maria." Hier spuckte der Rabbi aus. — „Weißt du, wer sie war, die Mutter Maria?"

„Vaterlieb! das muß ich doch wohl wissen!"

Dieß hinderte den Rabbi jedoch nicht, folgendermaßen die Mutter Maria zu schildern:

„Sogar die Christen sagen: Aus Nazareth kann nichts Gutes kommen, und was wissen die Christen von Gutem und Bösem, Reinem und Unreinem, Gottgefälligem und Sündlichem? — Aber Nazareth war der Pfuhl der Verderbniß, der Markt von allem Unreinen und Verbotenen, der Sitz der Unzucht und des Lasters, der Sammelplatz der Zauberer und bösen Geister, und die Christen wußten wenigstens so viel, daß von Nazareth nichts Gutes zu erwarten war. Aber die Mutter Maria war nicht nur aus Nazareth; — sie zeichnete sich selbst unter den Unzüchtigen durch Unzucht, unter den Lasterhaften durch Laster, und durch Verworfenheit unter den Verworfenen aus. Wenn andere Nazarenerinnen mit Männern buhlten, oder unter einander oder mit Thieren, so buhlte sie mit bösen Geistern und Teufeln; kurz, ihre Laster ermüdeten die Allbarmherzigkeit Gottes und er sprach: „Diese Maria macht es zu arg. Fortan will ich nichts mehr gemein haben mit den Sünden der Menschen, und obgleich Unfruchtbarkeit der Fluch der Sünde ist, obgleich der Schooß dieser Maria entweiht, verflucht und verdorrt ist, soll sie dennoch Mutter werden. Aber sie soll gebähren ein Kind meines Fluches und meines Zornes, einen Abgott der Sünde und aller Sünder, damit mein herrlicher Name nicht ferner entweiht werde durch die Verderbniß meines Volkes.“ — Wehe dir Mariamne! Gott wird hören dein Bildniß auf dem bösen Opferstein anrufen: „Mutter Maria!“ —

„Vaterlieb!“ rief sie schmerzlich. „Warum sprichst du diese Worte der Schmach zu deiner unschuldigen Tochter in Gegenwart ihres Bräutigams?“

„Mariamne! Du willst in die Ehe treten!“ fuhr der Rabbi fort. „Wehe dir, wenn Gott deinen Schooß verflucht!“

„Wo steht geschrieben?“ fragte Mariamne zürnend „daß die Sünden eines Bildnisses heimgesucht werden sollen an dem Urbild?“

„Unreines Weib! willst du disputiren mit dem Rabbi, deinem Vater?“

„Ich bin auch zugegen, wenn mein Vater studirt, ich höre eben so fleißig zu, und lerne eben so viel, wie einer seiner Schüler!“

„Aber du bist ein Frauenzimmer, und Gott hat dich gestraft, weil du forschtest nach einer Weisheit, die nicht für dein Geschlecht ist. — Ich sage, wehe dir, wenn Gott deinen Schooß verflucht, und du ein Kind des Zornes und des Fluches gebärst, gleich dem der Mutter Maria.“

Mariamne bedeckte ihr Antlitz mit ihren weißen, zarten Händen, und Schief-Levinche war seelenvergnügt, daß der Rabbi ihr so wacker den Text las.

Der Rabbi fuhr fort: „Dieses Kind des Fluches kam mit Zähnen zur Welt, und biß seiner Mutter, die es säugen wollte, in die Brust. Statt etwas zu lernen, widersprach es seinen Lehrern; statt im dreizehnten Jahre vor der Thora zu erscheinen, ging es in den Tempel Zion und nannte alle dortigen Rabbinen Lügner

und Dummköpfe. Endlich ward es ein Jüngling und stieg hinab in den Mittelpunkt der Erde, um den Schemhamforasch *) zu stehlen, in der Meinung, dadurch allmächtig zu sein. Denn, wer den Namen Gottes kennt, der kann vollbringen was er will. Jener Bastard aber erfüllte nur seine Bestimmung; denn als Dieb des Schemhamforasch, war er nur der Abgott der Sünder und der Sünden, und der allmächtige Schöpfer des Himmels und der Erden, der alles geschaffen, auch das Böse; hat durch diesen Diebstahl des göttlichen Namens nichts mehr gemein mit dem Bösen, sondern alle Sünden werden begangen im Namen jenes Bastards. Aber dieser Bastard wollte sein eben so viel, wie der hochgelobte Gott, und wollte haben alle dessen Ehren, und sprach: „Ich bin der Tempel Zion; Ich bin der heilige Leuchter; Ich bin die Bundeslade; Ich bin die Gesetztafel.“ Und mittelst des gestohlenen Schemhamforasch flog er endlich gar gen Himmel; allein er fand seinen Meister. Damals lebte ein weiser und frommer Rabbi, welcher durch die Kabala den Schemhamforasch wußte, und viele Zauber verrichtete durch Gebet und Erlaubniß Gottes. Dieser flog dem Dieb des Schemhamforasch nach, erreichte ihn, ergriff ihn von hinten und — erkannte ihn, daß der Bastard seine gestohlene Zauberkraft verlor, stürzte, und in eine Renn **) fiel. Am

---

*) Das allmächtige Wort, den Makrokosmus, den Namen Gottes.

**) Renn, verdorbenes Deutsch der Juden, für Rinne.

Passahfest fanden ihn seine Jünger in der Renn und zogen ihn heraus; darum nennen die Christen das Passahfest: Ausderen *), und sagen, ihr Abgott sei auferstanden; weil sie ihn haben gezogen aus der Renn **), Da nun die Zauberkraft des Bastards dahin war, wurde er ergriffen, und mit zwei anderen Verbrechern an's Kreuz gehenkt. Der eine davon hatte gemordet, der andere gestohlen, und als er nun dahing zwischen beiden, rechts den Mörder, links den Dieb, sprach er zu demjenigen, welcher gestohlen hatte: — „Verflucht seiest du, weil du nur gestohlen hast. Wie kömmst du dazu, neben mir gehenkt zu werden?" Darauf wandte er sich zu dem, welcher gemordet hatte, und sprach: „Du bist doch wenigstens ein Mörder, und verdienst eher deinen Galgen neben dem Meinigen."

„Aus diesem gehenkten Verbrecher nun, haben die Christen ihren Abgott gemacht! — Warum das? und woher? — Unserer Sünden halber hat Gott uns in die Hände der Christen gegeben; aber sie sind nicht unsere Herrn. Gott ist unser Herr. Und die Christen sind nur die Zuchtmeister, die Büttel, die Henker Gottes, die uns verfolgen, zertreten, foltern und zu Tode martern, unserer Sünden halber. Für Henker aber ist ein gehenkter Verbrecher zum Abgott gut genug, und nur ein

*) Im Judendeutsch wird Ostern Ausderen ausgesprochen.

**) Diese Sage war in früheren Zeiten unter den Juden sehr verbreitet, und findet sich in hebräischen Büchern vielfach angedeutet.



Henker kann auf den Gedanken kommen, einen Gehenkten anzubeten.“

„Fein gesprochen! ein schönes Wörtchen!“ rief Schief-Levinche. Aber Mariamne ließ die Hände vom Antlitz sinken, und fragte schmerzlich bewegt:

„Was habe ich begangen, daß die ältesten Flüche von einem Vater über die schuldlose Tochter beschworen werden?“

„Ich beschwöre keine Flüche über das Haupt meiner schuldlosen Tochter,“ antwortete der Rabbi. „Aber den Zorn Gottes will ich von ihr wenden, und sie soll einsehen, wie furchtbar er ist, damit sie Buße thue und ich ihr verzeihen kann, was sie unschuldig verbrochen. Nicht nur den Zorn Gottes hast du zu fürchten, Mariamne; die Christen auch könnten deinem Bilde anthun einen bösen Zauber, vor dem ich dich bewahren will. Auf deinem Zimmer findest du eine heilige Thora und eine Kerze, angezündet an der Flamme der ewigen Lampe vor unserer heiligen Bundeslade. Bei diesem Lichte sollst du schlafen, neben dem Schlafzimmer deines Vaters und deiner Mutter. Auch habe ich, als du geboren wardst, eine Mappe *) beschrieben, und die Buchstaben mit bunten Farben sauber ausgemalt; du findest sie auf deinem Tische, und sollst damit deine Hüften umgürten über deinem Hemde, damit durch Berührung

*) So heißt die leinene Binde um die Pergamentrollen der Thora.



der Haut eines Weibes, die heiligen Sprüche und Namen nicht ihre wohlthätige Kraft verlieren. Dann habe ich dir eine Camee *) gemacht, welche du tragen mußt auf der bloßen Herzgrube, und wenn du auf den Abtritt gehst, meine Tochter —"

Mariamne verhüllte wieder ihr Antlitz.

„Wenn du auf den Abtritt gehst," fuhr unbarmherzig jener fort, „so vergiß nicht die Lehre des Rabbi Akiba **), welcher sagt, man solle eintreten mit dem rechten Fuß, und hinaus treten mit dem Linken, denn alles Böse kömmt von links her, und böse Geister lieben das Unreine und halten sich gern in Abtritten auf. — Wenn ein Christ sein Wasser lassen will —"

„O Vater! Vater! Schonung!" rief Mariamne mit Unwillen. Schief-Levinche aber betrachtete vor lüsternem Behagen lächelnd seine Braut, und schien sich über ihre Schamhaftigkeit zu freuen.

„Wenn ein Christ sein Wasser läßt," wiederholte der Rabbi, „wohin geht er? — An seine Kirche. Wenn er ein anderes Bedürfniß hat, wohin setzt er sich? — An seine Kirche. — Er thut dies seinen Götzen zu Liebe, die so große Freude haben an allem, was unrein ist; während der Jude nicht die Schwelle einer Syna-

---

*) Talismann, mit dem Abracadabra, in dreieckiger Form beschrieben.

**) Rabbi Akiba ist berühmt wegen seiner großen Folianten über den Abtritt.

goge betritt, keine Speise berührt, kein Buch in die Hand nimmt, ohne sich die Hände gewaschen zu haben. Vergiß also nicht, der Abtritt ist der Aufenthalt böser Geister und schnöder Abgötter, die man zu bösen Zaubern anruft, weshalb man ihn betritt mit dem rechten, und verläßt mit dem linken Fuß. — Vier Wochen soll deine Buße dauern, und du sollst fasten vom Morgen bis Abend; und so oft der Tag sich neigt, sollst du, ehe du dein Fasten unterbrichst, in's Bad gehen. — Gieb Acht, meine geliebte Tochter, wenn du vier Wochen gefastet und dich gebadet hast, wirst du mager, bleich und entstellt sein, du wirst dir selbst nicht ähnlich sehen, geschweige jenem Götzenbilde auf dem bösen Opferstein; dann kann dein Vater dir vergeben. — Wie aber die Buße vollendet ist, muß die Hochzeit sein; du darfst dich nicht wieder erholen, damit dein Bräutigam eine reine, gottgefällige Braut empfängt, und hast du einmal unter dem Trauhimmel gestanden, ist dein Haar abgeschnitten*), und sind auch andere Veränderungen vorgefallen, so wird die Aehnlichkeit nicht mehr so gefährlich sein, und Gott wird dir nicht mehr zürnen."

Mariamne betrachtete mit flehenden Blicken ihren Bräutigam. Er schwärmte ja für ihre Schönheit, konnte er einverstanden sein mit einer Buße, die sie entstellen mußte?

Schief-Levinche aber sprach; „Gott segne Euch,

*) Jüdische Frauen dürfen ihr Haar nicht zeigen.
Anmerkung des Setzers.

Rabbi! Ihr urtheilt wie ein Daniel, wie ein weiser König Salomo. Was Euch die Tochter kostet während der Buße, werde ich Euch vergüten, nur sagt meinem Vater nichts davon, ich werde es aus meiner Tasche bezahlen.“

„So geh denn, meine Tochter,“ sprach der Rabbi sanft, „und thue, wie ich dir geheißen; umgürte dein Hemd mit der Mappe, trage die Camee auf der bloßen Brust, und verschleiere dein Antlitz vier Wochen lang, damit am Sabbat, wo du nicht büßen darfst, niemand es erblicke. Auch darfst du dein Haar nicht ferner tragen, wie du es bisher getragen hast. Du verschleierst dein Antlitz, aber Gott sieht es dennoch. Hast du aber dein Haar verändert, und Gott sieht dein Bildniß auf dem bösen Opferstein, so wird er sagen: „Dieses ist nicht die Tochter meines Knechtes, des frommen Rabbi Raphael Ben Eli, denn dessen Tochter trägt das Haar anders.“

Mariamne ging schweigend und ohne Nachtgruß.

Schief-Levinche aber, welcher die Weisheit des Rabbi wieder in der Stille bewundert hatte, hub an:

„Rabbi! Eure Tochter ist gehorsam, aber dieser Gehorsam gefällt mir nicht.“

— „Ich bin doch der Rabbi! ich bin doch ihr Vater! Wie kann Euch ihr Gehorsam mißfallen?“

— „Ich fürchte, ihr Gehorsam ist Trotz und Verachtung. — Habt Ihr den Brief gelesen Rabbi?“

— „Was erinnert Ihr mich an solchen Koth und Unflath! Mir wird übel!“

— „Aber Eure Tochter denkt daran den ganzen Tag. Sie spricht nicht, sie ißt nicht, sie denkt an den Brief, und wie die Christen sie anbeten. Wenn sie allein ist, sieht sie sich in den Spiegel und findet sich schön, als müße sie uns arme, häßliche Juden verachten.“

„Wie kann das sein?“ fragte der Rabbi erstaunt.

Schief-Levinche legte die rechte Hand auf sein Haupt und sprach feierlich: „So wahr der Gott Abraham's, Isaak's und Jakob's der einzige Gott ist, und so wahr sein heiliger Name auf der Bundeslade prangt: Eure Tochter hat, wenn sie allein war, nichts weiter gethan, als sich im Spiegel gesehen, oder ihr Bild betrachtet. Es ist dasselbe Bild, welches der Maler Zug für Zug nachgeahmt hat, auf dem bösen Opferstein der Christen, und ich habe Eure Tochter überrascht, daß sie mit zusammengefügten Händen zu diesem Bilde betete. — Nehmt Eure Tochter in Acht oder sie entläuft Euch und geht zu den Christen.“

Der Rabbi und die Rabbizin schrieen laut auf vor Schreck.

Schief-Levinche fuhr fort: „Alle jüdische Flüche auf meinen Kopf, dieses Licht soll meine Todtenkerze sein, hier auf der Stelle soll mich die Erde verschlingen, wenn Eure Tochter mir nicht gesagt hat, sobald ihre Mutter sie mißhandele, wolle sie ihr drohen, daß sie zu den Christen laufe.“

Die Rabbizin hielt sich nicht länger und stürzte wie eine Furie aus dem Zimmer. Schief-Levinche aber verabschiedete sich und ging erleichtert nach Hause;

denn ein Geheimniß hatte keinen Raum in seiner krummen Brust, und was ihm keinen Schaden brachte, und andern verdroß, konnte er eben so wenig verschweigen.

V.

Die Rabbizin.

Mariamne hatte sich mit der Mappe umgürtet, die Camee in ihrem zarten Busen verborgen, und sich ihre Nachtkleider übergeworfen. Sie trat jetzt vor den Spiegel und löste ihre Flechten, um ihr Haar anders zu legen, da stürzte plötzlich ihre Mutter, bleich vor Wuth, in ihre Kammer, spuckte dreimal giftig vor ihr aus, und schrie: — „Verworfene Ueberläuferin! — Gottverfluchtes Christenschwein! — Leibhaftige Mutter Maria!“ — Darauf riß sie den Spiegel von der Wand und verschwand damit.

Mariamne, welche an den sinnlosen Jähzorn ihrer Mutter nur zu sehr gewöhnt war, nahm ohne Arg die Kerze und trat damit vor den Spiegel im Schlafgemach ihrer Eltern, um ihr Haar wieder zu ordnen.

Aber von neuem erschien die Rabbizin und riß auch diesen Spiegel von der Wand, und eilte damit fort.

Mariamne ward ängstlich. Es gab nur noch einen Spiegel im Hause, in der unteren Stube bei ihrem Vater. Um nicht mit fliegendem Haar zu Bette zu gehen, ging sie hinunter.

Der Rabbi erhob sein, in Thränen gebadetes Antlitz, schaute sie an und spuckte aus: „Unselige!" rief er, „Was zeigst du mir dein Antlitz ohne Schleier?"

„Vater!" sprach Mariamne, „Ich fürchte, Gott bewahre! die Mutter ist wahnsinnig und kann keine Spiegel leiden."

Kaum stand sie wieder vor dem Spiegel und beschäftigte sich mit ihren Haaren, als die Rabbizin zum dritten Mal erschien, und ihr auch diesen Spiegel wegriß.

„Was soll ich denn anfangen?" fragte Mariamne. „Mein Haar ist lang und kraus, ich kann ohne Spiegel nicht fertig werden."

„Ich will dir's machen," sprach die Rabbizin, „ergriff sie bei den langen, rabenschwarzen Locken und zerrte sie auf einen Stuhl.

„Mutterlieb! Du versündigst dich!" klagte Mariamne. „Du darfst mir nichts zu Leide thun!"

Aber die Rabbizin knirschte mit den Zähnen: „Dein Glück, daß ich geschworen habe, sonst würde es dir schlimm ergehen!"

„Mutterlieb!" flehte Mariamne, „Du streichst mir alle Haare aus der Stirn, du entstellst mich. —"

— „Willst du gehen mit gescheiteltem Haar tief in der Stirn, wie der gekreuzigte Abgott der Christen?"



— „Mutterlieb! Du thust mir weh! Ich kann es nicht mehr aushalten!“

— „Wenn du dich sträubst, wenn du nicht stille hältst, so reiße ich alle Haare dir aus.“ — —

Endlich war die Rabbizin fertig, und Mariamne hatte ihre Marter überstanden. Die Mutter hatte ihr alles Haar in die Höhe gestrichen und es oben zu einem großen, ungeschickten Knoten zusammengeflochten.

„Nun?“ fragte sie schmerzlich lachend, „Habt ihr Eure Tochter jetzt genug entstellt? Könnt ihr sie endlich ansehen, ohne auszuspucken?“

Die Aermste hatte keinen Spiegel, sonst würde sie gesehen haben, daß auch die sonderbare Frisur, mit dem großen, runden Knoten mitten auf dem Schädel, sie kleidete, und daß die in die Höhe gestrichenen Haare nur neue Reize enthüllten: die zierlich=geformten, mit kleinen Löckchen eingefaßten Schläfen, die kleinen, fein=gewundenen Ohren, und die reinen Formen des Hinter=kopfes; auch dieses alles war wunderbar, regelmäßig und zart gebildet.

Ihr Vater, der sie ansah, spuckte dennoch aus. „Wie heißt entstellt?“ fragte er. „Du siehst immer noch aus, wie ein Bild, wie angemalt und abgezirkelt. Rab=bizin, du hast lange Nägel, und ich habe die meinigen geschnitten, kratze du ihr in ihrem Gesichte ein Stell=chen auf, damit sie wenigstens nicht ganz gleich ist ihrem Bilde auf dem bösen Opferstein.“

„Ich lasse mich nicht zerkratzen, ich will mein Ge=sicht behalten, wie Gott es mir gegeben!“ rief Mariamne,

und war zum ersten Mal im Leben zur Gegenwehr entschlossen.

Allein die Rabbizin ergriff sie bei dem großen Knoten und zerrte sie auf den Stuhl zurück. Mariamne bedeckte ihr Antlitz mit beiden Händen, aber die dürren Finger der Rabbizin bohrten sich doch dazwischen und krümmten sich, daß die derben Nägel schon ihre Wangen berührten.

„Mutterlieb!“ flehte sie, „wenn du mich hassest, so tödte mich! Ich will lieber sterben, als entstellt sein.“

Umsonst. Die Rabbizin hatte jetzt Gelegenheit, ihren lang gehegten Grimm zu kühlen.

„Hülfe! — Mord! — Feuer!“ schrie Mariamne mit grellender Stimme. — „Ich blute! ich blute!“

Es war geschehen! — Mariamne's holde Wange blutete aus fünf Wunden. Jetzt war endlich ihre Taubengalle erregt, und ihr orientalisches Blut gerieth in Wallung. Ihr langes, rabenschwarzes Haar hatte sich unter den Mißhandlungen von Mutterhänden wieder gelöst, und umflatterte wild das schneeweiße Nachtgewand, befleckt von dem Blut, welches von ihrer Wange rieselte. Mit weitaufgerissenen Augen und wetterleuchtenden Blikken starrte sie ihre Eltern an, erhob drohend die zarte Rechte und rief, wie ein zürnender Engel: „Wehe der Mutter, die mit Krallenhänden das schuldlose Antlitz der Tochter zerfleischt! Wehe dem Vater, der auf sein Geheiß das Blut seiner Tochter fließen sieht! Ich bin Euer Glück, Eure Freude, Euer Reichthum auf dieser Welt, und Ihr entstellt mich! Die sanfte, gehorsame

Tochter, auf der alle Augen mit Wohlgefallen ruhen, macht Ihr zum Scheusal! Erwartet nun auch keine Freuden mehr von mir, denn mein Geist geht irre, meine Sinne sind verstört. Ich werde Gram nnd Elend über Euch bringen, aber es wird nicht mein Werk sein, denn Ihr habt mich den bösen Geistern übergeben!"

Und mit fliegenden Locken, flatternden Gewändern eilte sie zur Thür hinaus, die sie lautdröhnend hinter sich in's Schloß warf.

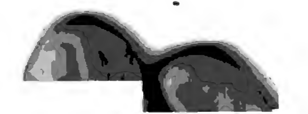
Das Elternpaar sah sich lange schweigend an. Endlich begann die Rabbizin: „Hast du gehört, sie will Gram und Elend über uns bringen."

„Ich habe es gehört;" sprach der Rabbi, und zuckte die Achsel. „Ich wollte, sie wäre erst unter der Haube, damit ich meine gewohnte Ruhe wieder habe!"

„Sie will Gram und Elend über uns bringen;" wiederholte die Rabbizin, „das heißt, sie will zu den Christen laufen."

— „Ich wollte, sie wäre hingelaufen, so hätte ich die Ruhe, die mir gebührt, als frommer und weiser Rabbi." — —

Am folgenden Morgen dachte die Rabbizin ruhiger über den Auftritt nach, und fand ihn bedenklich. Sie fürchtete den Zorn des reichen Israel, die Verantwortlichkeit gegen Schief-Levinche, und alle anderen üblen Folgen, wenn sie ihre Tochter wirklich entstellt haben sollte. Allein der Rabbi hatte gesagt: „Rabbizin, kratze sie, du hast lange Nägel!" und was kann eine fromme Mutter weniger thun, wenn sie vernimmt, ihre Tochter will zu



den Christen laufen? — Sie theilte ihre Besorgnisse dem Rabbi mit, dieser aber sprach:

„Was soll ich dazu thun? Läuft sie zu den Christen, so läuft sie zu den Christen. Ich will haben meine Ruhe!“

„Aber du bist doch der Vater!“

Der Rabbi zog unwirsch bald diese, bald jene Schulter in die Höhe, und warf sich von einer Seite des Lehnstuhls in die andere. — „So thu doch, was du willst! Soll ich denn nicht haben meine Ruhe? Hast du verloren alle Achtung vor deinem frommen, gelehrten Mann? — Thue in meinem Namen, was du willst, als hätte ich dir befohlen, das zu thun, was dir zu thun beliebt.

Viertes Buch.

Die Buße.

I.

Ein treuer Diener.

Mariamne war in kein Bett gekommen. Sie hatte erst mit kaltem Wasser das Blut zu stillen gesucht, und dann unausgesetzt kalte Umschläge aufgelegt, indem sie weinend und herzinniglich zu Gott flehte, er möge ihr das heile Antlitz wieder schenken. Alles, was sie blankes im Zimmer hatte, mußte ihr zum Spiegel dienen; aber genau vermogte sie nicht zu erkennen, oder vielmehr, sie wagte nicht zu glauben, welche Verwüstungen die Nägel ihrer Mutter auf ihrer zarten Wange angerichtet.

Immer noch war sie beschäftigt, nasse Tücher aufzulegen, als die Rabbizin eintrat. Schreiend, als befürchtete sie neue Mißhandlungen, floh sie in einen

Winkel. Die Rabbizin folgte ihr dahin, nahm ihr die Hände vom Antlitz und hob ihren Kopf in die Höhe, um ihre Wunden zu prüfen. Sie waren ansehnlich genug; man hätte kaum glauben sollen, daß eine weibliche Hand das vermogt hätte.

„Mutterlieb!“ flehte Mariamne, „gestern warst du zornig, aber heute bist du bei kaltem Blute, und wirst mich doch nicht wieder kratzen?“

„Du hast's verdient!“ sprach die Rabbizin. „Eine fromme Mutter zürnt, wenn sie hört, ihre unselige Tochter wird zu den Christen laufen.“

— „Mutterlieb! Ich laufe nicht zu den Christen und habe es nie gewollt.“

— „Du hast gedroht, Kummer und Elend über deine Eltern zu bringen.“

— „Das habe ich gesagt im ersten Schreck, als ich mein Blut sah.“

— „Denkst du, ich weiß nicht, was es heißen soll? Besinne dich nur, was du mit Schief-Levinche gesprochen, dein Bräutigam hat uns alles wieder gesagt.“

— „Das hat er gethan? der schlechte Mensch!“ rief Mariamne trostlos. „Gott! Gott! Was habe ich gesündigt, daß ich dieses Mannes Gattin werden soll, der mir nur Leiden und Ungemach bereitet!“

Die Mutter nahm dieß für ein Bekenntniß, und fuhr höhnisch fort: „Wie du aussiehst! Die Augen roth und geschwollen, das Antlitz bleich und überwacht, und fünf tüchtige Löcher in den Wangen, die für's erste nicht wieder zu heilen. Alle Judentöchter, die zu den Christen

laufen wollen, sollen aussehen, wie du aussiehst. Und faste nur vier Wochen, bade dich vier Wochen, du wirst dich nicht wieder vor den Spiegel stellen und dich anbeten, als Mutter Maria."

Mariamne warf sich zu Boden und fing bitterlich an zu weinen.

Wenn eine Jüdin Buße thut, so wird sie unter die Aufsicht eines Mannes gestellt, der ihre Buße leitet, und dafür sorgt, daß die Vorschriften des Rabbi befolgt werden. Vergeht sie sich dawider, so fällt die Sünde auf ihren Wächter; sie darf sogar thun, was in ihren Kräften steht, um die Aufmerksamkeit desselben zu täuschen.

Zu solch einem Amte erwählt man einen frommen, armen Mann. Reiche Leute geben sich nicht dazu her, fremde Sünden auf sich zu laden; der Arme aber erhält ein kleines Almosen für denjenigen Antheil seiner zukünftigen Paradiesesfreuden, dessen er sich im schlimmsten Falle verlustig machen könnte; und so verkauft er seine Seligkeit stückweis für einige Groschen.

Wer aber taugte besser zu diesem Amte, als das jüdische Factotum, der arme, gewaltig fromme Löbel Kurzweil? Er wurde daher verpflichtet, Mariamne zu bewachen, ihr anzuzeigen, wann es Zeit sei, in's Bad zu gehen, ihre Nachtkerze an der ewigen Lampe vor der Bundeslade in der Synagoge anzuzünden, und dafür zu sorgen, daß niemand zu ihr kam. Von Schief-Levinche aber erhielt er noch den geheimen und beson-

deren Auftrag, ihr zu folgen, wenn sie nach dem Bade ging, und ihre Wiederkehr abzuwarten, damit sie nicht zu den Christen liefe; und bei der geringsten verdächtigen Bewegung, die sie sich zu Schulden kommen ließe, solle er zum äußersten schreiten, Lärm machen, und alle Juden zum Beistand anrufen. Schief-Levinche bezahlte gut, und Löbel Kurzweil, der als gewaltig frommer Mensch kein theoretischer Schwärmer, sondern vertraut war mit allen praktischen Vortheilen dieses Faches, erbat sich vom Rabbi und der Rabbizin ebenfalls eine kleine Zulage, um die Flucht ihrer Tochter durch alle möglichen Vorkehrungen zu hindern. Welch einen zuverlässigen Wächter er bei dieser Gelegenheit für die doppelte Bezahlung abgab, wird aus dem Gespräche hervorgehen, welches er mit Mariamne führte, als er am zweiten Abend zu ihr kam, um sie zum Bade abzurufen.

„Löbel Kurzweil!“ begann Mariamne mit der ihr gewöhnlichen Sanftmuth, „Du hast so manches Gute von mir gehabt, und sieh, ich werde eine reiche Frau, ich gebe gern, und ich werde viel geben können, willst du einen kleinen Dienst mir leisten, ich werde ihn dir reichlich lohnen.“

— „Mariamnelieb! Ihr wißt, man dient Euch gern.“

— „Von dir hängt der Friede und die Seelenruhe ab, die ich bedarf, meine Buße zu vollenden. Ach! ich habe mich durch nichts versündigt, ich büße nur, um wieder rein zu werden!“

— „Mariamnelieb! Sagt doch nur, was ihr verlangt; ich will Euch alle möglichen Dienste leisten. —

Ich kann Euch Dienste leisten," fuhr er geheimnißvoll fort, „an die Ihr gar nicht denkt."

— „Meine Mutter hat mir das Gesicht zerkratzt, soll ich dir's zeigen und meinen Schleier abnehmen?"

— „Wenn Ihr allein seid, oder ich zu Euch trete, braucht Ihr keinen Schleier zu tragen, ich nehme die Sünde auf mich. — Aber ich kann Euch größere Dienste leisten, an die Ihr gar nicht denkt."

Mariamne nahm den Schleier herunter und zeigte ihre Wunden. „Ich fürchte, die Narben werden bleiben und mich für immer entstellen."

„Das hat eine Mutter gethan!" rief jener, — „eine jüdische Mutter! eine Rabbizin! Sollte man das denken? — Beruhigt Euch! Euer junges, kräftiges Blut, die Bäder, das Fasten werden Euch bald wieder herstellen, und Euer schönes Angesicht wird glatt sein, wie es immer war. Zum Ueberfluß will ich Euch morgen feinen, wohlriechenden Heilbalsam mitbringen."

— „Du bist recht liebreich, Löbel Kurzweil! aber das ist noch nicht alles. Meine Mutter hat alle Spiegel im ganzen Hause versteckt, ich spiegele mich im Waschwasser, ich halte ein schwarzes Tuch hinter den Fensterscheiben, aber so recht kann ich doch nicht sehen, wie sehr ich verwundet bin."

— „Auch einen Spiegel sollt Ihr haben, aber ich kann Euch einen noch viel größeren Dienst leisten, woran Ihr gar nicht denkt."

— „Nein. Ich bin zufrieden, und kann meine Buße nunmehr ganz gemächlich vollbringen. Ich faste gern,

ich esse immer nur sehr wenig, und frage nichts nach Essen und Trinken. Ich sitze hier den ganzen Tag auf meinem Polster, sinne und träume, und eh ich mich umsehe, ist es Abend."

„Und ich weiß, was Ihr sinnet und träumet vom Morgen bis Abend; das schöne Götzenbild auf dem Opferstein ist es, und die reichen, schönen und vornehmen Christen, wie sie dazu beten. — Mariamne! ist es wahr, was Euer Bräutigam sagt? Habt Ihr die Hände erhoben zu Eurem eigenen Bilde und habt Euch selbst angebetet, als Mutter Maria?"

„Der schlechte Mensch!" rief sie; „er hat es meinen Eltern gesagt?"

„Und er erzählt es allen Juden! Euer Vater zerreißt sich die Kleider über Euch, als wäret Ihr gestorben! Eure Mutter zerkratzt Euch das Gesicht. Was werden erst andere Juden thun, die nicht Eure Eltern sind!"

— „Was nur Levinche davon hat, daß er mir alles mögliche Herzleid anthut?"

— „Warum laßt Ihr's Euch gefallen? Ihr seid doch nicht auf der Welt, um gequält zu werden?"

— „Was soll ich thun? Gott hat mich zum Frauenzimmer gemacht, ich darf keinen Willen haben!"

— „Aber was soll aus Euch werden?"

Mariamne deutete auf die Thora, in der Ecke am Fenster.

„Löbel Kurzweil! Bei dieser heiligen Thora schwöre ich dir, es ist nicht wahr, daß ich zu meinem Bilde gebetet habe."

„Euer Bräutigam sagt es, und alle Juden glauben es. Euer Bräutigam sagt auch: Ihr wollt zu den Christen laufen, und alle Juden fluchen und verdammen Euch. Was wollt Ihr mehr? Ich bin von Eurem Bräutigam bestellt, auf Euch zu achten, daß Ihr nicht zu den Christen lauft, und Abend für Abend, wenn Ihr nach dem Bade geht und heimkehrt, Euch nachzugehen. — Denn bedenkt wohl, Mariamne, wenn Ihr aus dem Bade kommt, ist es Nacht, verschleiert seid Ihr auch, und habt kaum drei hundert Schritt bis zum Judenthor, und seid Ihr einmal in den christlichen Straßen, so kann Euch niemand etwas zu Leide thun.“

— „Aber ich will nicht zu den Christen, ich will kein Schweinefleisch essen!“

— „Die Christen sind auch Menschen. Hier seid Ihr verloren, und seid Eures Lebens nicht mehr sicher. Und der Talmud lehrt, man darf alles thun, wo es gilt, sein Leben zn retten. — Wollt Ihr aber zu den Christen laufen, auf Händen werden sie Euch tragen, und — ich — so wahr Gott lebt — Mariamnelieb, ich laufe mit Euch!“ —

Mariamne schaute ihn an, als träumte sie: „Löbel Kurzweil! Du bist doch ein gewaltig frommer Mensch, wie kannst du solche Schelmstücke sprechen?“

— „Mariamnelieb, ich bin kein gewaltig frommer Mensch.“

— „Aber du fastest doch von einem Sabbat zum Anderen?“

— „Laßt mich mal nicht fasten? Habe ich was zu essen?“

— „Also du fastest nur, weil du nichts zu essen hast?“

— „Nur? Wie heißt nur? Ich denke, der Grund ist hinreichend. Wenn ich etwas hätte, würde ich essen, und meinetwegen, wenn es Schweinefleisch wäre.“

Das Wort „Schweinefleisch“ machte sie schaudern. „Geh mir aus den Augen, du schlechter Mensch!“ rief sie. „Ich will mit dir nichts mehr zu schaffen haben.“

Löbel Kurzweil fühlte, wie unvorsichtig er gewesen, und verlor dermaßen den Kopf, daß er sich nicht wieder herauszureden wußte.

„Du gehst,“ drohte Mariamne, „oder ich schreie.“

Ihm blieb nichts übrig, als zu der äußersten Unverschämtheit seine Zuflucht zu nehmen.

„Dumme Gans!“ rief er, „grobe Maße Behema!“

„Wie kannst du so zu mir sprechen?“ fragte sie erschrocken. „Ich bin doch die Tochter des Rabbi, und du nur sein Schüler!“

„Gebt Euch selbst die Antwort! Denkt nach!“ rief jener trotzig, denn er wußte nichts weiter zu sagen.

„Wolltest du mich vielleicht auf die Probe stellen?“

„Ja!“ rief er, froh, daß sie selbst ihm den Ausweg zeigte.

„Und wer hat dir das aufgetragen? Meine Eltern oder mein Bräutigam?

„Alle Beide.“

— „Löbel Kurzweil, du lügst, du hast es aus eignem Antrieb gethan. Es macht dir zu viel Mühe, mir täglich bis nach dem Frauenbad nachzugehen, auf mich zu warten, bis ich heraus komme, und mir nach Hause zu folgen. Du möchtest es dir leicht machen uud deines Dienstes überhoben sein. Du kennst mich; du weißt; ich werde nicht zu den Christen laufen, und hast mich nur geprüft, um deiner Sache sicher zu sein! — Nicht wahr, so ist es? — Nun, bin ich eine dumme Gans? Bin ich eine grobe Massa Behema?“

— „Nein, Mariamnelieb, Ihr habt einen ganz feinen Verstand.“

— Du kannst dich auf mich verlassen; aber vergiß den Balsam und den Spiegel nicht.

Löbel Kurzweil versprach beides und dachte in der Stille: „das bischen Verstand, was sie hat, gebraucht sie, um sich selbst anzuführen. —

Als Mariamne aus dem Bade kam, ging sie wohl verschleiert in das Wohnzimmer, in welchem ihre Eltern und alle Schüler des Rabbi sich befanden. Doch ungeachtet der Anwesenheit so vieler Personen, herrschte eine Todtenstille. In Mariamne fehlte dem Familienkreise die Seele, und mit ihrer Buße war alle Heiterkeit aus dem sonst so lebhaften Hause verschwunden. — Einige warme Speisen waren für sie bereitet, aber der Schleier hinderte sie beim Essen, und indem sie an das große Herzleid dachte, welches sie den Ihrigen verursachte, mußte sie weinen; am meisten aber über

sich selbst, weil sie ganz ohne Schuld daran war. Vor Wehmuth quoll ihr der Bissen dann im Munde. Sie begnügte sich, ein wenig warme Brühe zu trinken, alles andere ließ sie stehen. So ging es Tag für Tag. Diese Stunden waren ihr die peinlichsten bei ihrer schweren Buße.

II.

Der Sabbat.

Der Sabbat kam, und der Rabbi fühlte sich von den ärgerlichen Vorfällen in seinem Hause dermaßen angegriffen, daß er für gut erachtete, nicht nach der Synagoge zu gehen, und zu Hause zu bleiben.

Mariamnes schwere Buße war den Juden aufgefallen, obschon ihnen die Veranlassung derselben nicht unbekannt war, und sie, was das Altarbild betraf, schon alles von den Christen wußten.

Wenn aber Löbel Kurzweil gegen Mariamne behauptet hatte, daß alle Juden bereits wüßten, wie sie die Hände zu ihrem eigenen Bilde erhoben habe, um sich als Mutter Maria anzubeten, und daß sie Christin werden wolle; so war dieß in keiner weiteren Absicht

geschehen, als um sie zu einem Schritte zu bewegen, der ihm Vortheil brachte. Es giebt keine größere Schande für eine jüdische Familie, als wenn eine ihnen engverbundene Person, derartige Gesinnungen hegt, und Schief=Levinche sowohl, wie der Rabbi, nahmen sich daher wohl in Acht, von ihrem Argwohn und ihren Befürchtungen etwas zu verlautbaren, oder auf irgend eine Weise zu verrathen.

Aber der Rabbi fehlte beim Sabbatgottesdienst, und man wandte sich an seinen Liebling, Löbel Kurzweil, mit der Frage, ob ihm irgend eine Krankheit zugestoßen sei?

Löbel zuckte die Achseln und schwieg, bis einer der Gemeindevorsteher mit derselben Frage zu ihm kam. Diesem erwiederte er: „Euch will ich es sagen, wenn Ihr durchaus darauf besteht, es zu wissen. — Der arme Mann! Wenn er sich kein Leides thut, wenn er den Verstand nicht verliert, so muß man sagen: Es ist Gottes Wille. Seine Tochter hat die Hände erhoben zu ihrem eigenen Bilde, und hat sich selbst angebetet, als Mutter Maria; sie will zu den Christen laufen!“

„Die verruchte Sünderin! sprach der erbitterte Vorsteher, indem er weiter ging. „Möge der Herr ihre Kinnladen zerschmettern! Die Wassersucht in ihren Bauch, und das Verderbniß in ihren Schooß! Möge sie lüstern sein nach Koth, wie das unreine Schwein, diese Schweinefleischfresserin!“

Die Leute, die ihn so fluchen hörten, fragten, was ihm begegnet sei, und er nahm keinen Anstand, das Unerhörte jedwedem mitzutheilen. Es hätte für Mitschuld gegolten, und man hätte sich ähnlicher Gesinnungen verdächtig gemacht, hätte man nicht dieselben Flüche gegen die schnöde Rabbinerstochter ausgesprochen, und sie dem allgemeinen Haß und Abscheu Preis gegeben. Es erhob sich ein Gezischel und Gemurmel, und verbreitete sich durch die ganze Synagoge. Der Schamuß mußte mehrmal auf den Al-Memmor aufklopfen und Stille gebieten; aber die Andacht war hin. Wo der Vorsänger schwieg, und die ganze Gemeinde einfallen mußte, betete jeder wohl laut her, was er zu sagen hatte; aber wie der Vorsänger von neuem begann, erhob sich dasselbe Gezischel und Gemurmel. — Das war noch nicht alles, und am schlimmsten erging es Schief-Levinche. Bald kam der eine zu ihm und fragte:

„Ist es wahr, daß deine Braut zu den Christen laufen will?“

Und er antwortete: „Ein schwarzes Jahr über dich, was brauchst du dich darum zu kümmern?“

Es kam ein zweiter: „Ist es wahr, daß deine Braut die Hände erhoben hat zu ihrem eigenen Bilde!“

— „Ein böses Fieber in dein Gebein, was geht es dich an?“

Ein dritter kam mit einer ähnlichen Frage.

— „Die Sterbezüge über dein Angesicht, und die Trauer über deine ganze Familie, hast du danach zu fragen?“

Aber das Fragen nahm kein Ende, und hatte Schief-Levinche den einen fort geflucht, so wartete schon ein anderer, um sich nach dessen Betstelle mit einer neuen Frage hinzudrängen. Der eine klopfte ihm rechts, der andere links auf die Schulter, ein dritter berührte seinen Höcker, und er erschöpfte vergebens seinen ganzen Vorrath jüdischer Flüche und verlor endlich sogar die Geduld dermaßen, daß er mit lauter Stimme und Thränen der Wuth in den Augen, ganz uneingedenk, wo er war, ausrief:

„Ihr alle zusammen, geht und brecht den Hals! Soll ich keine Ruhe haben zu beten am Schabbes in der Schule?"

Dieser Fluch machte den Vorsänger irre; er stockte mitten im Gebet. Wäre der Rabbi zugegen gewesen, so hätte der Störer des Gottesdienstes einen lauten Verweis erhalten; so aber nahm der reiche Israel, als erster Gemeindevorsteher das Wort, wandte sich aber nicht an seinen Sohn, sondern an den Vorsänger, zu dem er sprach:

„Seid Ihr hier zum Singen oder zum Stillschweigen? Was stockt Ihr mitten im Gebet? für's Stocken werdet Ihr nicht bezahlt. Thut das Eure, und kümmert Euch um nicht Anderes. Wenn der Mann (er deutete auf seinen Sohn) Euch gestört hat, so kann er Strafe bezahlen, wie Schabbes aus ist, ich bin gut für diesen Mann."

Die Frauen, welche abgesondert auf ihrem Chor saßen, waren nicht wenig erstaunt über diese Unruhe

und Störung. Auch sie fingen an zu flüstern und zu schwatzen, und die ältesten Mitglieder der Gemeinde wußten sich keiner so verworrenen Sabbatfeier zu erinnern. — —

„Levinchelieb!“ sprach der reiche Israel, als er mit seinem Sohne zu Hause beim Mahle saß. „Das Mädchen ist nichts für dich; laß ab von ihr, du hast nur Schmach und Schimpf davon.“

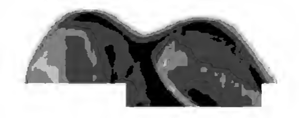
Er aber rief: „Und wenn sie der Fluch im auserwählten Volke ist, und wenn sie ist eine Strafe Gottes für alle, denen sie angehört, so soll sie allen Juden zum Trotze und der ganzen Gemeinde zum Aerger meine Frau werden, und die erste unter den Jüdinnen sein.

Der Rabbi fehlte auch am folgenden Morgen beim Gottesdienste, und nunmehr heischte der Brauch, daß man sich zu ihm begab, um sich nach seinem Befinden zu erkundigen. Aber heut war kein lebhaftes Gedränge in dem kleinen Hause; man vernahm kein Geschwätz, Gemurmel und Gelächter, denn nur alte und angesehene Männer kamen. Mädchen nnd Weiber, die nach dem jüdischen Glauben viel sündhafter und verführbarer sind, als die Männer, dürfen keiner Büßerin nahen, und Kinder wollte man nicht in die Nähe einer unseligen Person bringen, von der ein Götzenbild gemacht worden war, und die schon ihre Hände erhoben hatte zur Mutter Maria.

Es war gewiß ein feierliches Schauspiel, eine stets wechselnde Gesellschaft von polnischen Juden mit lebhaften Augen und ausdrucksvollen Gesichtern, so ganz still und geräuschlos kommen, gehen oder dasitzen zu sehen. Man kam, begrüßete nur den Rabbi, setzte sich auf einen Stuhl oder eine Bank, erhob sich nach einer Weile wieder, und sprach zum Rabbi: „Gott schütze Euch vor ferneren Unfällen,“ oder: „Gott rechne Euch Euer Leid zu Gute;“ — „Gott wende Eure Trauer in Freude,“ oder wie die Beileidsbezeigungen anderweitig heißen mögen.

In der fernsten Ecke des Zimmers saß Mariamne tief verschleiert; neben ihr Schief-Levinche, um trotzig aller Welt zu zeigen, daß er von seiner Braut nicht lasse. So oft er sie aber liebkosend berühren wollte, sträubte sie sich und entfernte sich von ihm, vielleicht, weil es die Buße so mit sich brachte, vielleicht auch, weil der boshafte Krüppel ihr jetzt in der That zuwider war. Schief-Levinche aber dachte bei sich: „Und wenn ich dir verhaßt bin, wie der bittre Tod, und wenn du tausendmal zu den Christen laufen willst, du mußt, du sollst, ich zwinge dich, ich verlange, ich bestehe darauf, daß du nach der Buße meine Frau werden mußt.“

Noch schlimmer ging es Schief-Levinche in der folgengen Woche. — Wenn man bedenkt, wie gern Mariamne stille saß und träumte; wie das elterliche Haus die Welt war, in der sie sich glücklich fühlte;



wie ungern sie die zarten kleinen Füßchen auf die Straße setzte, und daß sie selten, vielleicht niemals noch das Judenquartier verlassen hatte, so wird man es erklärlich finden, daß sie den Christen völlig unbekannt geblieben war.

Niemand hatte etwas von ihr gesehen und gehört, bis Andersen plötzlich dieses Ideal jungfräulicher Schönheit an's Licht zog, und der allgemeinen Verwunderung und Verehrung Preis gab. Aber Künstler lieben nicht zu schweigen, und Andersen erzählte jedermann, daß das holdselige Madonnenbild eine ungetaufte Jüdin, eine Rabbinerstochter sei. Man erschrack, und ärgerte sich, aber man durchstöberte auch unter allerlei Vorwänden das ganze Judenquartier, und fragte und forschte. — Vergebens! — Das holde Urbild der himmlischen Maria that Buße, und blieb unsichtbar für Juden wie für Christen.

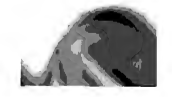
Hatten nun die Juden von den Christen erfahren, daß ihre Rabbinerstochter auf dem Hochaltar der Cathedrale als Himmelskönigin gemalt worden, so erfuhren die Christen von den Juden, daß diese Himmelskönigin die Braut Schief-Levinches sei, jenes lächerlichen garstigen Krüppels, dem man aus Mitleid wohl zu verdienen gab; mit dem aber alt und jung seinen Spott trieb. Hiezu kam noch, daß der Pastor Vitepsky, der sein Lebelang für die heilige Jungfrau geschwärmt hatte, ohne eine bestimmte Vorstellung von ihr zu haben, jetzt ein Bild von ihr gewonnen hatte, dem er seine ganze Andacht, und Inbrunst weihen konnte; was ihn nah und



fern vor Augen schwebte, und dem er jedes Ave Maria und Credo seines Rosenkranzes widmete. Stundenlang sah man ihn jetzt unfern den Stufen des Hochaltars knieen, die Hände ringen und den Boden küssen. Um was er betete, wußte Niemand, er sagte es auch Niemandem, und man durfte nur muthmaßen; allein es war nicht schwer, die Ursache zu errathen. Er beschwor die heilige Jungfrau bei ihrem göttlichen Sohne, das Herz des lieblichen Mädchens zu erleuchten, in deren Gestalt sie an dieser Stätte alle ihr gebührende Ehren und Andachtsopfer in Empfang nehme, und er ermannte die unbefleckterempfangene Gottesgebährerin, daß auch ihre Mutter eine Judentochter war, um sie zu bewegen, die Mühseligkeit und Selbstüberwindung der Rabbinerstochter beim Modellstehen, als himmlisches Verdienst ihr anzurechnen. —

Es ist das Schicksal vieler katholischen Heiligen, daß man durchaus nicht weiß, wer sie waren, und was man aus ihnen machen soll; es sind und bleiben ganz confuse, mytische Personen. — Aber wer war nun eigentlich Mariamne? War sie die auserwählte Braut des heiligen Geistes, oder die, gegen 500 Thaler Knaß verschriebene Verlobte Schief-Levinche's. Auf dem Hochaltar sah man sie auf's täuschendste gen Himmel schweben; aber eben so augenscheinlich war es, daß sie als Jüdin zur Hölle fahren mußte. Was sollte man von ihr denken?

Am Ende mußte der arme, kleine Schacherjude das Bad bezahlen. Wo er sich blicken ließ, und mit den



hundert Falten seines beweglichen Gesichtes freundlich grinsend anfragte: „Haben Sie nichts nöthig? Ganz was schönes, ganz was neues, und billig, gar kein Geld für die Waare, man sollte glauben meine Waare sei gestohlen. Sie ist auch gestohlen! Gott helfe mir, sie ist gestohlen!“ — Da begegneten ihm bitter ernste Gesichter, und man sprach: „Ist es wahr, Schief-Levinche, er heirathet die schöne Tochter seines Rabbi? So etwas kann nur bei Juden vorfallen, denn Eure Töchter sind Mägde, und Eure Weiber Sklavinnen.“ Und die so sprachen, waren erst die Gemäßigten, die Eifrigen wiesen ihm augenblicklich die Thür.

„Packe er sich, schäbiger Mauschel! garstiger Ziegenbock! von ihm brauchen wir nichts mehr!“

So verlor Schief-Levinche manchen guten Kundmann, und seine Beliebtheit und sein Handelsglück schwanden mit jedem Tage; aber grimmig fletschte er seine Zähne und murmelte: „Ich heirathe sie doch, den Christen zum Possen, und wenn ich am Schabbes mir eine Güte gethan habe bei meiner Frau, führe ich am Sonntag sie durch alle christlichen Straßen, daß alle Christen vor Aerger crepiren *).

*) Es gehört mit zu den Sabbatfreuden, in der Nacht vom Freitag auf den Sonnabend bei seiner Frau zu schlafen. Ein Jude aber, der in der Sabbatnacht eine Christin schwängert, hat dreierlei Gutes gethan: 1) Hat er eine Sabbatfreude sich gemacht. 2) Das Gebot des Herrn erfüllt, „seid fruchtbar und mehret euch.“ 3) Sich an den Christen gerächt.

(Talmudisch.)

III.

Der Spiegel.

Die Hälfte ihrer Buße hatte Mariamne überstanden. Löbel Kurzweil hatte ihr ein niedliches Döschen gebracht, mit feinem, wohlriechendem Heilbalsam, aber keinen Spiegel. Sie erinnerte ihn daran, so oft sie ihn sah, allein er vertröstete sie von einem Tage zum anderen, bis sie endlich alle Hoffnung auf gab. „Der fromme, gute Mensch,“ dachte sie, „will sich nicht versündigen, und er hält zu viel von mir, um mir etwas abzuschlagen.“ Sie sprach daher nicht weiter davon.

Aber ein Spiegel war ihr zugedacht, nur sollte er ihr nichts Unangenehmes sagen. Erst sollten die letzten Spuren der Entstellung von ihrer holden Wange gewichen sein, dann sollte sie ihn haben, und sich doppelt seiner freuen.

Dieser Zeitpunkt nahte. Der Balsam, das Fasten, die Bäder hatten Wunder gethan, und Mariamne selbst war zufrieden mit dem, was ihr das Waschbecken und die Fenster sagten.

Sie lag in ihrem Bette, allein der Schlaf, der bisher so gastlich ihre Einsamkeit gekürzt, wollte sich heut nicht einstellen. Eine Unruhe quälte sie, die sie sich nicht erklären konnte. Sie fühlte Schmerzen in der Herzgrube, welche mehr und mehr zunahmen; sie wurden nagend, schneidend, und endlich war es, als ob scharfe

Messer in ihren Eingeweiden wühlten, und ihre Kräfte lähmten. Es war der Hunger, der zum ersten Mal sich ihr mit tyrannischer Grausamkeit zu erkennen gab, und sie schauderte bei dem Gedanken, in diesen Schmerzen bis zum nächsten Abend verharren zu müssen. Ihre Nerven waren erregt, ihre Sinne geschärft, das Zimmer dünkte ihr ungewöhnlich hell, und das leiseste Geräusch vernahm sie deutlich. — Mit einem Male war ihr, als würde eine Leiter an die Mauer gelegt, und jemand erstieg sie, und öffnete vorsichtig ein Fenster.

„Diebe!“ dachte sie, „Diebe!“ und wollte Hülfe schreien; allein das Fenster wurde gleich wieder zugedrückt, und alles blieb still, wie vorher.

Nach geraumer Zeit wagte sie sich wieder mit dem Köpfchen aus den Kissen und schaute nach dem Fenster. Es war geschlossen, aber der Riegel nicht übergehakt. — Doch was glänzte und blinkte am Nebenfenster, wie neupolirtes Silber, was eben aus der Werkstätte des Goldschmidts kömmt; was blitzte und strahlte so spiegelhell? — Sie richtete sich auf, um gewiß zu sein, daß sie nicht träume, — dann sprang sie mit Entzücken aus dem Bette. — Ihr höchster, einziger Wunsch war erreicht; sie hatte einen Spiegel, einen Spiegel mit einem ciselirten, silbernen Rahmen und einer silbernen Rückenwand. Eine Prinzessin, eine Königin, konnte nach ihrer Meinung keinen schöneren Spiegel haben. Sie küßte ihn, drückte ihn an die zarte Mädchenbrust, aber ganz sanft nur, damit sie ihn ja nicht zerbräche, obschon das Glas stark genug war, um einen so liebenswürdigen

Druck ohne Gefahr auszuhalten; dann blickte sie dankbar gen Himmel und betete laut:

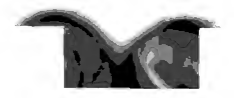
„Du einziger, ewiger Gott! Wie gnädig bist du! daß du einer Büßerin dich erbarmst, und ihr diese Freude machst, um ihr alles zu vergelten, was sie unschuldig leidet. Ja, du Allgütiger! jetzt ist alles, alles vergolten, gepriesen sei dein Name! und dieser Spiegel kömmt mir durch die Hand eines Christen; kein Jude hat sich daran versündigt und gegen das Verbot des Rabbi gehandelt; Gott meiner Väter! Du bleibst mein einziger, ewiger Gott!" —

Jetzt erst schaute sie in den Spiegel, und lächelte voll Entzücken. Von einer Narbe auf ihrer Wange war nirgends eine Spur, und sie sah ihrem Bilde ähnlicher, als je. Die erkünstelte Heiterkeit war jetzt ihr natürlicher Gesichtsausdruck, die erzwungene Begeisterung sein stehender Character.

Sie stellte den Spiegel auf den Tisch, rückte die Kerze näher, riß das Häubchen ab, und holte ihren Kamm, um einmal wieder ganz sich dem Genuße hinzugeben, vor einem Spiegel sich das Haar zu ordnen.

Sie legte es ganz so, wie Andersen es geordnet, und ihr empfohlen hatte, es immer zu tragen.

Wie glücklich war sie jetzt, und doch vor wenigen Minuten noch so leidend. Aber ihre Schmerzen waren verschwunden und vergessen, und das alles hatte der Spiegel bewirkt. Sie blickte gerührt nach dem Fenster, um dahin gleichsam ihren Dank an den unbekannten Geber zu richten, — Und siehe, auf der Fensterbank lag



noch etwas. Ein feines, zusammengelegtes Papier, mit einer goldenen Borde, und mit hebräischen Buchstaben beschrieben. „Armer Löbel Kurzweil!“ dachte sie, „heute lade ich dir viele Sünden auf, aber sei getrost, wenn ich verheirathet sein werde, kann ich es dir vergelten.“

Sie entfaltete das Papier und las:

„Geliebte Angebetete!“

„Wie Du von uns angebetet wirst, weißt Du schon; allein, wie wir Dich lieben, herzlich, zärtlich, heiß, wird Dir neu sein, und vielleicht glaubst Du es gar nicht, weil wir nur Dein Bild vor Augen haben, ohne Dich selbst zu kennen. Aber wir lieben Dich, Dein Selbst, von Kopf bis Fuß, in allen seinen Theilen. Wir lieben Dein rechtes und Dein linkes Auge, Deine Nase, Deinen Kinn, Deinen Mund, Deine Schultern, Deine Arme, Deine Händchen und Füßchen; Du hast einen Spiegel, betrachte sie genau, diese Deine Vollkommenheiten, und laß Dir gesagt sein: Wir lieben jedes Haar auf Deinem Haupte, in Deinen Brauen, in Deinen Wimpern, und jeden Nagel Deiner allerliebsten Händchen und Füßchen.“

„Da Du uns nun so theuer bist, wirst Du Dir leicht vorstellen können, mit welcher eifrigen Begier wir nach allem forschen, was Dich angeht, und im entferntesten nur Dich berührt. Wir wissen alles, und jede Kunde, die von Dir kömmt, ist entzückend und bezaubernd, wie Du selbst. Wir wissen, wie Du denkst, wie Du fühlst, wie Du Dich benimmst, wie Du leidest — Du

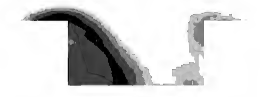
holdseliges Geschöpf! zu einer Heiligen fehlt Dir nichts, als — zu uns zu kommen."

„Mariamne! höre auf Gottes Stimme, die deutlich zu Dir spricht; folge seinen Winken, ehe er Dir seine Gnade entzieht!"

„Der Herr giebt und nimmt. Er hat Deine Eltern begnadigt mit einer Tochter seines Wohlgefallens, aber Dein Vater verstößt Dich; — auch unser Heiland ist verstoßen. Deine Mutter zerkratzt Dein liebliches Angesicht; — auch die göttliche Stirn unseres Heilands ward mit Dornen zerkratzt. — Du bist Deinem Bräutigam um 500 Thaler verkauft; — Auch unser Heiland ward den Juden verkauft um dreißig Silberlinge; — sie verfluchen, verlästern und verspeien Dich schon, wie unseren Heiland. — Weh! Weh Dir, Mariamne! Sie werden Dich kreuzigen und zu Tode martern, wie ihn."

„Wir sind weit entfernt, einem so vollkommenen Geschöpfe, wie Du, vorzuschreiben: „Thue dies, lasse jenes." Allein wir beten zur heiligen Jungfrau, sie möge das Mädchen, in deren Gestalt wir sie hier verehren, zu uns führen, und uns zur Schwester geben, und das wirst Du uns nicht verargen, wenn Du auch nicht unseres Glaubens bist."

„Willst Du aber zu uns kommen, so fürchte nicht, Deine Eltern in Ungemach zu stürzen. Die fünf hundert Thaler liegen bereit, um Dich loszukaufen von Deinem Bräutigam. Sprich ein lautes Ja in Deiner nächsten Umgebung, und wir hören es, und Du stehst



in unserem Schutze. Weh dem! der Dir ein Haar krümmt, unsere Justiz wird diesen Frevel strenge rächen."

"Noch einmal, Mariamne! Wir lieben Dich, wir beten Dich an, und die Juden quälen und verfolgen Dich. — Wer hat Recht? Wer hat Unrecht? Prüfe Dich genau! Hier hast Du einen Spiegel; frage ihn, er wird Dir antworten."

Die Christen.

Diesen Brief hatte sie durchlesen, und verbrannte ihn, während ihre Wange glühte und ihre Hände bebten. "Armer Löbel Kurzweil;" seufzte sie. "Was lade ich dir heut alles auf!"

Sie wagte nicht mehr in den Spiegel zu schauen, aus Furcht, Etwas zu begehen, was die Christen ihr gerathen hatten. Sie versteckte ihn in eine Lade ihrer Kommode, und verschloß ihn.

Noch einmal betete sie: "Du hochgelobter Gott! Es steht geschrieben: der Weise und Gerechte kann aus den Worten der Heiden Weisheit und Gottesfurcht deuten: Ich will deuten die Worte der Christen, daß ich dich lieben muß, bis auf den Staub unter deinen Sohlen; daß ich dich lieben muß in den Leiden, welche du mir sendest, als wären es eben so viele, und eben so große Freuden."

Und nun wollte sie an weiter nichts denken. Sie setzte ihr Nachthäubchen auf und ging zu Bette.

Noch einmal erhob sie sich, erschloß die Lade ihrer Kommode, und nahm den Spiegel wieder heraus; nicht, um hinein zu schauen, sondern nur, um ihn

mit in's Bett zu nehmen. Sie schloß ihn in die weichen Arme, und drückte ihn an die schöne Brust; einen geringeren Platz durfte er nicht haben. So konnte sie sich in jedem Augenblick des Entschlummerns überzeugen, daß sie diesen Schatz wirklich besaß. —

So schlief sie ein.

Da träumte sie, ihr Vater träte zu ihr.

„Mariamne!" sprach er, „wache auf. Es ist großes Unglück, die Juden werden verfolgt!"

Sie schlug die Augen auf. Da drang heller Flammenschein in die Fenster, fernes Wehgeschrei ließ sich vernehmen, und klirrend und stampfend zog bewaffnete Mannschaft vorüber.

„Mein Vater, was bedeutet das?" fragte sie.

— „Sie brennen das Judenquartier ab. Es soll keine Juden mehr geben. Sie treiben uns zur Kirche, dort sollen wir niederfallen vor deinem Bildniß, es anbeten, und zur Mutter Maria uns bekehren."

„So will ich Euch retten!" rief sie, „gieb mir deinen Segen, Vater!"

Er legte ihr die Hände auf's Haupt, segnete sie, wie sie begehrt hatte; dann suchte er sein Heil in der Flucht.

Mariamne erhob sich, legte ihr gelbes, violett- und brauncarrirtes Taffetkleid an, und trat vor die Thür. Hüben und drüben brannte die Straße lichterloh. Die Juden wurden mit Lanzenschlägen und Kolbenstößen aus den brennenden Häusern gejagt, und Greise, Weiber, Kinder weinend und wehklagend fortgeführt. Wollte



sich irgend einer in eine der engen Nebengassen retten, und er war kaum einige Schritte weit, so knallte ein Schuß, und der Flüchtling fiel lautlos zu Boden.

Auch die christlichen Straßen waren geröthet vom Scheine der Flammen, die aus dem Judenquartier aufloderten und zu einer einzigen großen Feuersäule sich verschmolzen. „Seid standhaft!“ rief Mariamne den weinenden Weibern, Greisen und Kindern zu. „Seid guten Muthes, ich rette Euch!“

Die Marienkirche glich inwendig einer schauerlich, düstren Höhle, recht geeignet zur finstren Abgötterei, die sich im Mittelpunkt der Erde verkriechen mögte, als könne sie dort sich verbergen vor der Rache Gottes, dem sie Hohn spricht.

Dort hinein wurden alle Juden getrieben, und vor dem Altar stand ein ganzer Priestertroß, und schrie und betete zur heiligen Jungfrau: sie möge nicht länger dulden, daß die Juden sie verachten.

Die Juden lagen trostlos zu Boden, und hatten sich verzweifelnd in ihr Schicksal ergeben. Mariamne aber rief: „Seid standhaft und guten Muthes! Seht, hier bin ich und will Euch retten!“

Der Altar war geschmückt mit Lichtern, silbernen und goldenen Gefäßen, und überall blitzten und funkelten Edelsteine. Auf demselben aber stand Mariamne's lebensgroßes Portrait, ganz ähnlich dem, welches im Hause des reichen Israel hing, und vor demselben lagen die Priester im Staub, und schrieen und beteten.

Da trat Mariamne zu den Priestern und sprach:



„Was wollt Ihr von mir! hier bin ich, wisset aber, ich komme im Namen des Gottes meiner Väter, Abraham, Isaak und Jacob."

Die Priester sprachen: „Hinweg, Jüdin! Wir beten zur heiligen Jungfrau, wir wollen nichts von dir."

— „Dies ist mein Bild, nicht das Eurer heiligen Jungfrau. Ich habe dazu gestanden mit Mühe und Pein, nicht Eure heilige Jungfrau. Ich mußte lächeln und heiter blicken, wenn ich einer Ohnmacht nahe war, nicht Eure heilige Jungfrau. Betet, und betet so viel Ihr wollt; nachdem will ich beten, aber ich werde den wahren Gott anrufen!" —

„Hörst du's, heilige Jungfrau," schrieen die Priester, „sie spottet dein, sie lästert dich." —

„Eure heilige Jungfrau schläft," lächelte Mariamne, „oder sie ist zerstreut, nnd denkt an etwas anderes. Ihr müßt lauter schreien, daß sie Euch höre."

„Höre uns, heilige Jungfrau! Ertrage nicht länger diesen boshaften Hohn. Gieb uns ein Zeichen und wir rächen dich." Und sie schrieen und beteten lauter; die Priester wälzten sich im Staube, rangen die Hände, ritzten sich die Haut, und ließen ihr Blut fließen. —

Da begann Mariamne: „Gott meiner Väter Abraham, Isaak und Jacob! Erhöre deine Magd, welche thut nach deinem Befehle, zeig, wer du bist, der Gott Israels, der ewige, einzige Gott, der eifrige, zornige Gott, der die Sünden der Väter heimsucht, im dritten, vierten Gliede, der keinen Gott neben sich duldet, und

kein Bild und Gleichniß, aus der Luft, dem Meer, und von der Erde.“ —

Da erschütterte ein gewaltiger Donnerschlag das Gewölbe, die Erde bebte, die Wände der Höhle drohten zu brechen, und ein jäher Blitz schmetterte krachend hernieder, und zertrümmerte das Bild in tausend Splitter. Der ganze Altar stand in hellen, lichtweißen Flammen, die mit wüthender Gefräßigkeit alle Kostbarkeiten verzehrten, und der Donner wollte nicht aufhören zu toben, zu brüllen und zu krachen.

Zitternd war Mariamne auf ihr Antlitz gesunken. Heilige Schauer rannen eiskalt durch ihre Adern, und wehten und streiften tödtlichsüß über ihren Rücken weg. Ihr war, als schwebe der Geist Gottes über sie dahin, und geblendet, regungslos lag sie lange so am Boden.

Endlich war alles still. Sie schlug die Augen auf und befand sich in einem blendenden, milchweißen Lichte. Ein weites, glänzendes Gewölbe breitete sich vor ihren Blicken, nach allen Richtungen hin aus, und war aus Golddrath geflochten. Halb durchsichtig, ließ eine Säule die andere durchschimmern. Jeder Bogen des Gewölbes, von einer Säule zur anderen, war, wie eine Lauberhütte, mit Blumenguirlanden und Lichtern geschmückt, und in einer jeden saß eine Familie um einen großen Tisch und speiste. Alle hatten ihre Sterbekleider an, von feinem, schneeweißem Leinen. Sie trugen Sandalen an den nackten Füßen, und hatten den jüdischen Betmantel, mit den lang niederhängenden Schaufäden, um die Schultern. Die Stühle und Tische waren von ge-

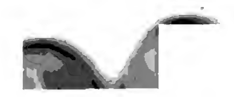
diegenem Silber, die Schüsseln und Becher von Gold, und die Speisen dufteten so süß und verlockend, und waren so rein *), wie man auf Erden keine findet. Mariamne fühlte, welch ein seliger Genuß, welch ein gottgefälliges Vergnügen es sei, von einer solchen Schüssel zu kosten, und aus einem solchen Becher zu nippen, und der nagende, schneidende Schmerz in der Brusthöhle wachte wieder auf, aus Sehnsucht nach diesen reinen, paradiesischen Gerichten.

So stand sie da, leidend und verlangend, als aus allen buntgeschmückten, lauberhüttenartigen Wölbungsbögen junge Mädchen ihr entgegentraten, theils Kinder, theils schon Erwachsene. Es waren ihre verstorbenen Gespielinnen, welche riefen: „Bist du auch da, Mariamne?“ und sie freuten sich, sie wieder zu sehen. — „Komm mit uns zu unseren Eltern; iß mit uns, trink mit uns, und dann wollen wir spielen, und du sollst unsere Schutzengel kennen lernen, denen Gott befohlen hatte, auf Erden uns zu behüten, damit wir keinen Schaden nehmen und keine Sünden thun.“

Mariamne wollte ihr folgen, aber ein Priester trat ihr in den Weg, der, als Sohn Aarons, seinen Betmantel nicht um die Schultern, sondern über den Kopf trug. „Mariamne,“ sprach er, „du gehörst nicht hieher, du mußt hinauf zu den Rabbinen, denn du bist die Tochter des Rabbi Ben Eli.“

Ihre verstorbenen Freundinnen schienen aber ungern

*) Koscher.



sie missen zu wollen, und sprachen: „Was soll denn dieses Mädchen oben bei den Rabbinen, sie ist ja ganz dumm!“

Aber der Priester antwortete: „Ihr irrt Euch, und mögt Euch freuen, daß dieses Mädchen Eure Gespielin war, denn wisset: Sie hat ein Götzenbild gestürzt, im Angesicht der Balspfaffen.“

Da erstaunten ihre verstorbenen Freundinnen, und schauten sie groß an. Sie aber schlug die Augen nieder und folgte dem ernsten Priester.

Sie erstiegen eine goldene Treppe, die sich um eine Säule wand, und gelangten in einen anderen Saal, der wieder nach allen Richtungen hin, in unabsehbare Fernen sich ausdehnte; und in allen seinen Wölbungen speisten ganze Familien, überall hüpften ihr kleine und große Mädchen entgegen, luden sie ein, mit ihren Eltern zu speisen, und mit ihren Engeln zu spielen, aber der Priester wiederholte stets: sie müsse hinauf zu den Rabbinen, und führte sie weiter.

Immer neue Treppen erstiegen sie, durchschritten neue Säle, und gingen über Brücken und Terrassen. — „Was soll daraus werden?“ dachte Mariamne, „ich steige immer höher und höher, und finde nirgend ein Ziel.“ —

Sie schaute über ein Geländer, und kalter Schauer ergriff sie, und machte ihr Herz im Busen erbeben: so fürchterlich tief lagen die Grundpfosten dieses Pallastes unter ihr, und sie schauderte vor den Blick, den sie abwärts gethan hatte, und verhüllte das Antlitz.



„Du bist das nicht gewohnt;“ sprach ihr Führer. „Schaue nicht hinab! Noch weniger aber darfst du aufwärts schauen, denn weit höher noch — hoch — hoch wohnt Gott.“ — —

Endlich erreichten sie die Säle der Rabbinen, welche an goldenen, mit Edelsteinen geschmückten Tischen saßen; ihre Schüsseln waren von Kristall, ihre Becher von Rubin und Smaragd, und sie trugen Purpurkleider mit goldenen Säumen.

„Hier ist Mariamne!“ sprach ihr Führer, „welche das Götzenbild gestürzt hat; sie kommt, Euch zu fragen, ob sie rein sei.“

Da standen mehrere Rabbinen von ihren Sitzen auf, nahten sich ihr und fragten: „Bist du Mariamne, die das Götzenbild gestürzt hat, im Angesicht der Balspfaffen?“

Sie sprach: „Ich komme aus den Höhlen finsterer Abgötterei. Ich hörte die Stimme des Herrn im Donner rollen, und sah das Zucken seiner zornigen Wimper im Blitze leuchten. Ich lag im Staube, eine zitternde, abgewandte Creatur, und fühlte den Geist Gottes dahin schweben über mir. Rabbinen! sagt mir, ob ich rein sei!“ —

Da sprachen die Rabbinen: „Du bist die reine Magd des Herrn, du bist so rein, daß in deinem ganzen Wesen kein unreines Lüftchen mehr ist, du bist so rein, daß du vor Gott erscheinen kannst. Folge uns an unsere Tische, genieße von unseren Speisen, erquicke dich mit unserem Wein.“

Aber jeglicher Rabbi wollte sie an seinem Tische haben, und sie konnten nicht einig werden, wessen Gast sie sein sollte.

Da trat ein hoher Mann mit silberweißem Bart und Silberlocken mitten unter sie. Sein Gewand war mit Purpur gesäumt, und mit Granatsteinen und goldenen Glöckchen geziert; vor der Brust hatte er das Demantschild der Oberpriester. Es war der Prophet Elias welcher sprach:

„Sie muß mein Gast sein, denn ich bin der ihrige gewesen am Passahfeste, uud sie hat mir einen Becher Wein kredenzt.“

Da verneigten sich die Rabbinen ehrfurchtsvoll vor ihm, und er faßte Mariamne bei der Hand.

Aber fast fehlte ihr die Kraft, noch höher zu steigen. „Wohin führst du mich? heiliger Prophet!“ fragte sie bange.

„Erst zu den Propheten, dann zu den Erzvätern, dann zu den Engeln.“

Eben gelangten sie zu neuen Treppen, die zu den Sälen der Propheten führten, als ein Erzengel mit glänzenden, weitausgespannten Fittigen athemlos ihnen entgegen kam, und rief:

„Mariamne, komm mit mir, Gott will dich sehen!“

Da sank sie zitternd in ihre Knie und sprach: „die Erde ist sein Fußschemel; wenn er im Zorne sich erhebt, droht er, die Himmel zu zertrümmern.“

— „Komm nur, die Engel sollen dich schmücken, damit du Gnade findest vor seinem Angesicht.“



Mariamne aber zitterte vor Bangigkeit, und der Schmerz in ihrer Herzgrube erwachte von neuem und ward heftiger als je. Sie sank zu Boden.

„Was fehlt ihr?“ fragte der Engel.

— „Sie hat sich selbst verloren,“ sagte der Prophet. „Sie hat vergessen, wer sie ist.“

„Soll ich ihr einen Spiegel bringen?“ fragte der Engel, „damit sie sich wiederfinden und besinnen kann?“

Aber die Rabbinen nahmen das Wort: „Wer den jüdischen Gott anbetet, darf ihr keinen Spiegel geben, denn ein Rabbi hat es verboten.“

Der Prophet aber sprach zum Engel: „Fleuch, und hole einen Christen, der die Gebote des Herrn erfüllt hat, ohne sie zu kennen, und deshalb unseres Paradieses theilhaftig geworden: der soll ihr einen Spiegel reichen.“

Der Engel spannte seine glänzenden Schwingen aus und verschwand. Bald jedoch kehrte er wieder, und führte den Maler Andersen an der Hand, der einen schönen, glänzenden Spiegel mit buntem, silbernem Ramen trug.

„Kennst du mich noch? Mariamne,“ fragte er lächelnd.

— „Habe ich Ihnen nicht vorher gesagt, daß Sie unseres Paradieses theilhaftig werden würden?“

— „Und habe ich Dich nicht ganz so gemalt, wie Du hier im Paradiese aussiehst?“ fragte er.

Mariamne aber fühlte sich so leidend und beängstigt, daß sie die Augen schloß.

„So öffne die Augen und blicke in den Spiegel,“ rief Andersen; „damit Du Dich überzeugst, daß Du ganz so aussiehst, wie ich Dich gemalt habe.“

Mit geschlossenen Augen empfing Mariamne den Spiegel, nahm ihn in ihre Arme, und drückte ihn an die Brust.

„Du mußt auch hinein schauen,“ ermahnte Andersen.

„Gleich! — Gleich!“ flehte sie, denn in der That, die Schmerzen schwanden, indem sie den Spiegel an sich drückte. Und indem sie es that, fühlte sie sich sinken, — tiefer — immer tiefer — aber sanft und allmählich — und je mehr sie sank, desto wohler fühlte sie sich. — Dies sanfte Niedersinken war so unbeschreiblich süß. Sie freute sich, die furchtbare, schwindelnde Höhe erstiegen zu haben, um recht lange so wonnevoll rücklings nieder zu schweben. — Endlich hemmte etwas weiches ihren Fall; sie erschrak und schlug die Augen auf. — Ihren Spiegel hatte sie immer noch in den Armen, vor ihrer Brust. Lächelnd erhob sie ihn, schaute hinein und sprach schlaftrunken: — „Ja, Herr Andersen, Sie haben mich ganz so gemalt, wie ich im Paradiese aussehe.“

Aber sie war nicht mehr im Paradiese. Sie lag in ihrem Bette. Auf dem Tische vor dem Fenster, brannte die Nachtkerze. —

IV.

Die Schlinge.

Mariamne war so glücklich, in ihrem ganzen Wesen herrschte ein süßer, heiliger Frieden, und ihr Haar war so malerisch geordnet, ihre Gewänder saßen so zierlich, daß, als Löbel Kurzweil kam, sie zum Bade abzurufen, er über ihre große Schönheit erstaunen mußte, die heute auffallender war, als je.

„Was doch ein Spiegel thut;“ dachte er. „Hätte ich nicht selbst das Fenster aufgehakt, die Leiter angesetzt, und ihr den Spiegel hineingeschoben, ich würde es ihr ansehen, daß sie einen Spiegel hat.“

„Gotteswunder!“ begann er. „Ihr habt doch ein ganz unerhörtes Schicksal, Mariamnelieb! Die Juden mögten Euch vergiften, und die Christen mögten Euch auf ihren Händen tragen.“

„Ich weiß das! guter Löbel Kurzweil,“ lächelte sie schwärmerisch, „und ich habe viel darüber nachgedacht, ob die Juden recht haben, mich zu hassen, oder die Christen, mich zu lieben.“

„So?“ fragte Löbel Kurzweil. „Ich wollte denken, die Christen haben Recht. Ihr seid so schön, so gut.“

„Die Christen haben nur halb recht,“ versetzte sie. „Sie sollen den Juden lieben, wie ihren Nebenmenschen, also nicht mich allein, sondern alle Juden. Die Juden

haben auch nur halb recht; ich würde ihren Haß verdienen, wäre ich wirklich gesonnen, zu den Christen zu laufen; allein das ist nur Irrthum. Unser Talmud aber lehrt, wenn ein Weiser und ein Thor sich streiten, und das Recht getheilt ist, so daß jeder nur halb recht hat, so soll der Weise ganz Recht haben, und der Thor Unrecht. Da wir nun die Weisen sind, die Christen aber die Unwissenden, haben die Juden, die mich hassen, gegen die Christen, die mich lieben, ganz recht."

— "Wenn aber die Juden nun aus Haß über Euch herfallen und Euch mißhandeln, haben sie da auch recht?"

"Darüber habe ich auch nachgedacht, "versetzte sie. "Gott weiß, was er thut; er will, daß die Juden mir Böses zudenken, in der Meinung, ich wolle mich versündigen gegen den Herrn. Die Christen aber denken mir Gutes zu, aber sie wollen, ich soll mich versündigen. In jenem Falle leide ich Unrecht, in diesem Falle thue ich Unrecht. Aber der Talmud sagt: Besser Unrecht leiden, als Unrecht thun. Folglich muß mir das Böse von den Juden lieber sein, als das Gute von den Christen."

"Verdammte Maßa Behema," dachte Löbel Kurzweil, "hundert Thaler soll ich haben, wenn ich sie bewege, zu den Christen zu laufen; ihr ganzes bischen Verstand aber richtet sie auf's Judenthum. Ich weiß nicht, was die Christen anfangen wollen mit dieser dummen Gans, und warum sie so viel Geld an sie wenden? Warum suchen sie nicht lieber mich zu bekehren? Mit

mir ist doch anzufangen Alles; ich bin doch zu gebrauchen zu Allem."

Als sie aus dem Bade zurückkehrte und ihren Inbiß zu sich nahm, war von einem Trauerfall die Rede, der sich in einer jüdischen Familie ereignet hatte. Ein junges Mädchen von vierzehn Jahren war gestorben.

„Dies ist nun die neunte Jungfrau in unserer Gemeinde," sagte der Rabbi, „welche dieses Jahr begraben wird."

„Ich werde die zehnte sein!" rief Mariamne lebhaft. „Und es steht geschrieben: die Zehnte ist Gottes."

Das jüdische Neujahr fällt in die Mitte Septembers. Ihr Sterbetag mußte demnach sehr nahe sein.

„Du versündigst dich!" sprach der Rabbi zu seiner Tochter. „Wie darfst du so reden?"

„Ich habe einen Traum gehabt," sagte sie, „aber ich darf nicht davon reden. Es sei denn, Gott führt mich an den Ort, wo ich geträumt habe, daß er mir befohlen hat zu reden."

„Schweig!" gebot der Rabbi." „Wer wahrsagt, soll sterben."

— „Ich sage ja, daß ich sterben werde."

— „Weiber sagen nicht wahr."

— „Bileams Eselin sagte doch wahr?"

— „Schweig, unreines Weib sündige Büßerin, willst du dem Rabbi widersprechen?"

„Löbel Kurzweil, der auf alles achtete, was Mariamne sprach, um es gelegentlich zu seinen Zwecken zu benutzen, dachte bei sich: „Jetzt habe ich sie, und will sie nicht im Guten, so soll sie mit Gewalt; läuft sie nicht, so jage ich sie zu den Christen. Die Maßa Behema! Hinausjagen muß man sie aus ihrem Unglück; mit den Füßen muß man sie treten zu ihrem Glück.

Mariamne's Buße nahte ihrem Ende, und der Rabbi, um den Haß der Juden und alle, wider seine Tochter herrschende Vorurtheile zu beseitigen, beschloß, eine kirchliche Festlichkeit zu veranstalten, welche darin bestand, daß er eine Rede an die versammelte Gemeinde hielt, um darzulegen, daß Mariamne nicht wissentlich sich versündigt habe, daß alle Beschuldigungen gegen sie nur auf Verdacht und Muthmaßung begründet seien; daß ihre Buße nur den Zweck gehabt habe, sie nach dem strengsten Worte des Gesetzes zu reinigen; daß sie, selbst bei schwereren Vergehungen und Sünden, nicht mit einer härteren Buße hätte belegt werden können, und daß sie endlich diese Buße mit lobenswerther Geduld und Standhaftigkeit vollbracht habe. Auch wollte er ihre Buße in ihren Einzelheiten beschreiben, und das Zweckmäßige und Genügende derselben aus geschichtlichen Beispielen und talmudischen Schriften erweisen. Der Sabbatgottesdienst ward deshalb eine Stunde früher angesetzt, denn Bußangelegenheiten und Klagelieder dürfen den Sabbat

nicht entweihen, und sie müssen abgethan sein, ehe der Rabbi das Gebet spricht, um die vergangene Woche zu segnen. —

Um zu begreifen, mit welchem Eifer der Jude sich zu einer außerordentlichen, kirchlichen Feierlichkeit drengt, muß man berücksichtigen, daß die Religion sein Vergnügen, seine Zerstreuung, seine Erholung ist, und kein anderes Ereigniß, keine andere Denkwürdigkeit so leicht seine öde, einförmige Alltäglichkeit unterbricht.

Wer nicht ganz arm ist, hat eine Betstelle. Der Reiche hat deren für sich und für mehrere Mitglieder seiner Familie; seine Frau und seine Tochter haben ihren Platz oben auf dem Frauenchor, und nur der Platz in der Mitte der Synagoge bleibt für Kinder, für Arme, für Dienstboten und Knechte. Für die Mägde ist auf dem Frauenchor ein noch viel kleinerer Platz, an der Treppe, welche hinaufführt, und von wo aus man kaum die Bundeslade und den Al-Memor sehen kann.

An diesem Tage drengte sich daher nach der Synagoge, was diese irgend fassen konnte, und nur, was keinen Platz fand, blieb daheim. Schon am hellen Tage brannten die Sabbatlichter, waren die Laden geschlossen und die Fensterhänge niedergelassen; denn das muß geschehen, bevor man nach der Synagoge geht. Die Hausfrau spricht dann einen Segen über die Lichter.

Löbel Kurzweil hielt diese Gelegenheit für die günstigste zu seinem Vorhaben.

Später als gewöhnlich trat er zu Mariamne, und sprach: „Ich hatte einen wunderbaren Traum vergan-

gene Nacht. Ein Engel ist mir erschienen, und hat mich beauftragt, im Namen des hobgelobten Gottes, Euch dessen Willen kund zu thun.“

— „Nun, so sprich!“

— „Nicht an diesem Orte. Ich darf es Euch nur an dem Orte anvertrauen, wo ich geträumt habe, daß ich es Euch sage.“

Mariamne setzte nicht das geringste Mißtrauen in die Worte eines so gewaltig frommen Menschen, und nur, um sich zu vergewissern, daß ihre Ahnung sie nicht trüge, fragte sie ihn: „Und habe ich das, was ich thun soll, an einem reinen oder unreinen Orte zu thun?“

Auf diese Prüfung war Löbel Kurzweil nicht gefaßt, und wußte nicht zu antworten.

„Sprich es nur aus!“ fuhr sie fort, „Ich weiß, wohin ich kommen werde.“

Jetzt konnte er ungefähr wissen, was sie zu hören verlangte, und sprach: „Rein kann ich den Ort nicht nennen.“

„Rein!“ rief sie schwärmerisch. „Es ist der unreinste auf der Welt.“

— „Ich mögte nicht dahin gehen.“

— „Das glaube ich dir, du frommer Mensch! Allein ich gehe!“

„Wenn Ihr aus dem Bade kommt,“ fuhr er fort, „so wendet Eure Schritte die entgegengesetzte Straße hinauf. An der nächsten Ecke findet Ihr mich, und von da bis zur zweiten Ecke, ist der Ort, wo ich Euch offenbaren soll, was ich geträumt habe.“

— „Gut! Erwarte mich." —

Sie flog mehr nach dem Bade als sie ging. Sie netzte kaum ihre reizenden Glieder, und huschte gleich wieder in ihre Kleider. — So begierig war sie, aus dem Munde eines gewaltig frommen Menschen zu vernehmen, was sie schon wußte und geträumt hatte.

Als Frauenzimmer bedurfte sie einer so heiligen und reinen Bestätigung, um ihrer Sache gewiß zu sein.

Zagend stand Löbel Kurzweil an seiner gewöhnlichen Ecke, der entgegengesetzten, die er angegeben. Nicht, daß er etwa seiner Schlauheit mißtraute, oder befürchtete, Mariamne könnte seiner Schlinge entgehen; nur sein Glaube an hundert blanke Thaler, die ihm zu Theil werden konnten, dermaßen, daß sie sein waren, daß er sie in die Tasche stecken und mit sich herum tragen könnte, reichte nicht aus, und er sprach bei sich: „Löbel Kurzweil und hundert Thaler, wie reimt sich das zusammen? Löbel Kurzweil ist ein Schlemiehl, und hundert Thaler ist eine runde Summe. Wie kömmt eine runde Summe zu einem Schlemiehl? Und wie kömmt ein Schlemiehl zu einer runden Summe?"

Während er noch so dachte, trat Mariamne schon aus der Thür des Frauenbades, und schlug, ohne sich umzusehen, die ihr angedeutete Richtung ein.

„Meine hundert Thaler," dachte Löbel Kurzweil, sind vielleicht schon fünf und zwanzig werth."

An der nächsten Ecke traf sie ihn nicht, sie schaute rechts und links, und ging weiter.

Löbel Kurzweil dachte: „Vielleicht sind meine hundert Thaler schon fünfzig werth."

Aber an der nächsten Ecke traf sie ihn wieder nicht. Sie blieb stehen — dann kehrte sie um.

— „Wie gesagt, ich bin ein Schlemiehl und bleibe ein Schlemiehl."

Aber Mariamne war nur umgekehrt aus Furcht, ihn verfehlt zu haben. Sie sah ihn nicht, also mußte sie ihn weiter suchen, und kehrte wieder um, ging auch der zweiten Ecke vorüber, und verschwand in der Biegung, welche die Straße dort machte.

„Gewonnen!" dachte Löbel Kurzweil. Denn jetzt war sie kaum hundert Schritte von dem Judenthor entfernt, und mit der Energie eines Schlemiehls, dem zum ersten Mal etwas gelingt, fing er an weinerlich zu brüllen: „Am Schabbes! am Schabbes! Eine Rabbinerstochter! und am Schabbes läuft sie zu den Christen. Die verfluchte Mutter Maria! Steinigt sie! reißt sie in Stücken! schlagt sie todt!"

Auf dieses Mordgeschrei eilte alles, was sich noch in den Häusern befand, auf die Straße, und als Löbel Kurzweil weinte und klagte, die Rabbinerstochter habe den Schabbes heute benutzt, wo alles in der Synagoge sei, um, statt dahin nach Hause zu gehen; dorthin, zu den Christen zu laufen; stimmte man ein in seinEtergeschrei: „Verfluchte Mutter Maria! steinigt sie! zerreißt sie! schlagt sie todt!"

Die Juden sind ein leicht erregbares Volk. Im Nu war das ganze Judenquartier, von einem Ende bis zum

anderen, auf den Beinen; der Schabbes hatte noch nicht angefangen, man bewaffnete sich also mit Messern und Knitteln, und fuhr fort zu schreien; „Verfluchte Mutter Maria! steinigt sie! zerreißt sie! schlagt sie todt!“ —

Die Steinigung war nicht zu befürchten, denn die Straßen im Judenquartier waren nicht gepflastert; auch ist der jüdische Pöbel durchaus unschädlich, mit Ausnahme der gänzlich verworfenen Hefe der Gauner, Mörder und Schleichhändler, die wieder ächt orientalische Räuber sind, und ohne Frevel nicht leben können. Sonst hat ein Auflauf bei den Juden nichts zu bedeuten. Geschrei und Drohung ist das meiste, sie schwingen die Knittel, zeigen die Messer, aber sie sind blutscheu, und fürchten, sich und andern weh zu thun. —

Löbel Kurzweil indessen dachte. „Sie wird sich vor den Messern und Knitteln fürchten. Wiederkommen kann sie nicht, denn jedenfalls ist sie überführt, daß sie zu Christen laufen wollte.“

V.

Die Verfolgung.

In der Synagoge brannten heute drei Pfund Wachslicht mehr, als gewöhnlich. Auf dem Al-Memor, vor der heiligen Lade, ringsum an dem Frauenchor, überall waren die größeren und kleineren Kerzen angezündet. Zwischen den vier riesigen Candalabern des Al-Memor aber stand der Rabbi, und sprach auf und niedergehend, bald da, bald dort hin, zu der dichtgedrängten Menge:

„Was wollt Ihr von meiner Tochter? Ist sie nicht schön und lieblich? Ist sie nicht sanft und gehorsam? Hat man je gehört eine Klage über sie? Hat man je gehört ein böses Wort aus ihrem Munde? Hat sie jemanden beleidigt? Hat sie jemanden verlacht oder verspottet? Giebt es irgend jemanden, der ihr Gram ist? Gab sie irgend jemanden Ursache, ihr Feind zu sein? — Nur einen Fehler hat sie, einen großen Fehler. Sie forscht nach einer Weisheit, die nicht für Weiber ist. Denn der Geist des Weibes ist Vorwitz und Neugier, und nur ein Mann kann sich der frommen Andacht befleißigen. Für diesen Fehler hat Gott sie gezüchtigt, und hat den Christen erlaubt, ihr Bildniß aufzustellen auf ihrem bösen Opferstein, und — weihgeschrieen — Abgötterei damit zu treiben.“

„Aber wessen ist das Elend? Wessen die Strafe? Wessen der Schmerz? Wessen das Leiden? — Mein ist das

Elend und die Strafe; der Schmerz und das Leiden. Und wer die Tochter verfolgt, verfolgt den Vater, und der Vater ist der Rabbi. — Will der fromme Jude seinen Rabbi verfolgen?"

„Der Rabbi muß beten und lernen, und wenn Gott ihn heimsucht mit Leiden, muß er sagen: Gepriesen sei der Name des Herrn! — Er darf nicht weinen und klagen, da er beten und lernen muß. Ihr aber müßt für ihn weinen und klagen. — Wenn mir Gott abschlägt meine Hand, muß ich sagen: „Gott, ich danke dir, daß du mir gelassen hast den Arm." Ihr aber müßt weinen und klagen für Euren Rabbi. — Wenn mir Gott nimmt beide Arme und Beine, muß ich sagen: „Ich habe meine Glieder von Gott, der Herr hat sie mir gegeben, der Herr hat sie mir genommen;" und Ihr müßt weinen und klagen für Euren Rabbi. — Ich habe eine Frau, ich habe eine Tochter. Gott kann sie vor meinen Augen wegführen lassen in die Sklaverei feindseliger Völker. Darf ich darum aufhören zu beten und zu lernen?" —

„Gott hat gewollt, daß wilde Götzendiener das Bildniß meiner Tochter aufstellen in ihrem unreinen Bethause! — Nun? Soll ich nicht mehr beten? nicht mehr lernen? Soll ich meine Tochter beklagen und beweinen? Nein, das ist Eure Sache. — Statt meiner Tochter zu fluchen, statt in der Tochter den Vater zu verfolgen, müßt Ihr weinen und klagen für Euren Rabbi."

Hier machte er eine Pause, dann fing er an zu weinen und zu schluchzen: „Ah! Ah! Waihgeschrieen!

waih! waih! waihgeschrieen!“ so sollet Ihr klagen. Gott! warum peitschest du den Rabbi mit Nesseln und Dornen? Gott! warum machst du seine Tochter zum ewigen Schandfleck deines Volkes? Warum giebst du sie preis den gotteslästerlichen Christen zu ihrem verfluchten Götzendienst! als eine verfluchte Mutter Maria? Ah! Ah! Ah! Waihgeschrieen!“

Laut weinend hielt er inne, und seine Zuhörer weinten laut mit ihm, und wiederholten: Ah! Ah! waihgeschrieen! Denn der polnische Jude kennt keine stille Thräne, keine unterdrückte Seufzer. Er schreit und heult, wie ein Kind. Aber er ist auch eben so wetterwendisch, wie leicht erregbar; es kostet ihm nichts, von einem Extrem in's andere überzugehen, und von seiner innigsten Theilnahme bis zu seinem fanatischen Haß, hat er nur einen Schritt, ein einziges Wort genügt, ihn dahin umzustimmen.

Der Rabbi wollte eben den zweiten Theil seiner Rede beginnen; man trocknete die Thränen und sprach zu einander: „Gott! Was ist das für eine schöne Rede! Wie schön spricht der Rabbi heut!“ Als der Tumult sich erhob, den Löbel Kurzweil erregt hatte, und tausend brüllende Stimmen riefen: „Verfluchte Mutter Maria! steinigt sie! schlagt sie todt! reißt sie in Stücken.“

Andere Stimmen von Männern und Weibern riefen dagegen: „Weg die Messer und die Stöcke, der Schabbes hat schon angefangen, ihr entheiligt den Schabbes!“

Die Losung: „Verfluchte Mutter Maria!“ ließ keinen Zweifel übrig, wem der Tumult galt, und mitten

in der vollgedrängten Synagoge, ganz in der Nähe des Al-Memor, auf welchem der Rabbi predigte, erhob sich eine Stimme: „Es ist noch nicht Schabbes, der Rabbi hat die Woche noch nicht gesegnet. Schlagt sie todt, ehe der Schabbes anfängt.“ — Augenblicklich ward der ganze Platz um den Al-Memor leer. Und die Armen und Dienstboten stürmten mit eben dem Eifer, mit dem sie sich zu dieser denkwürdigen Kirchenfeier eingefunden hatten, wieder aus der Synagoge hinaus, um, ehe noch die Thräne des Mitgefühls über den Schmerz des Vaters in ihren Augen trocken war, die unschuldige Tochter desselben zu verfolgen.

So viel bedeuten die Thränen der polnischen Juden, und mehr bedeuten ihre Waffen auch nicht.

„Rabbizin!“ sprach der Rabbi, der mit gutem Appetit sein Sabbatabendmahl zu sich genommen, „Wir dürfen uns heute nicht grämen, denn es ist Schabbes. Für's erste wissen wir, woran wir sind. Unsere Tochter ist zu den Christen gelaufen, und wir werden Ruhe haben. Ich glaube nicht, daß der reiche Israel unter solchen Umständen seine 500 Thaler fodern wird. Ich müßte sie zusammen borgen und betteln; er käme in aller Welt Mund, und würde Schande haben.“

„Der reiche Israel wird uns nicht verfolgen,“ meinte die Rabbizin, „aber der Levinche ist ein böses Kerlchen.“

Wenn man von dem Wolf spricht, so ist er nicht weit. Schief-Levinche trat ein, bitterlich weinend, und ohne zu grüßen, warf er sich auf einen Stuhl. Sein Vater, der ihm folgte, hatte ein bleiches, ernstes Ansehen. Vielleicht war er der Einzige, welcher Mariamne unmöglich eine Falschheit zutrauen konnte. — —

Tiefes Schweigen herrschte. Was man sich heute sagen konnte, war nur geeignet, die Sabbatruh und Freude zu stören.

Löbel Kurzweil betrachtete schadenfroh den stillen Kreis. „Von Euch allen," dachte er, „bin ich heute derjenige, der sich den besten Schabbes machen kann. Von allen Juden in der Welt aber hat Mariamne heut den besten Schabbes. Jetzt sitzt sie bei den Christen und wird beschenkt, bewundert, angebetet, und die ganze Welt gehört ihr."

Während er noch diesen Gedanken nachhing, erhob sich mit einem Male von neuem der Ruf: „Verdammte Mutter Maria!"

Alles horchte auf. Der Lärm war ganz in der Nähe. Alles eilte vor die Hausthür. — Ein Haufe von Gesindel und Knaben, Mägden und Knechten, stürzte plötzlich in aller Hast vorüber, und zerstreute sich in alle Nebengassen.

„Es werden Uebermüthige und Frevler sein, die sich einen Spaß gemacht haben," dachte man. Die Hausthüren schlossen sich wieder, und man kehrte in die hellen Zimmer zurück.

Löbel Kurzweil erholte sich von seinem Schrecken.

„Wie kann sie wiederkommen?“ dachte er. „Aus dem Judenquartier ist sie, die Christen haben sie also in Empfang genommen und werden sie nicht wieder loslassen.“

Allein in diesem Augenblicke öffnete sich leise die Hausthür, und eine zarte, helle Mädchenstimme rief: „Vaterlieb! Mutterlieb! Man hat mir die Kleider vom Leibe gerissen, ich kann mich nicht sehen lassen, gebt mir einen Tuch, einen Mantel!“

Alle jungen Leute eilten zur Zimmerthür und rissen sie weit auf. Aber Mariamne kauerte in einem Winkel des Flurs, und rief ängstlich: „Gebt mir ein Tuch! Gebt mir einen Mantel!“

Die Rabbizin reichte ihr ihren Mantel, in den sie sich hüllte und ins Zimmer trat.

„Ich bin nicht zu den Christen gelaufen,“ klagte sie. „Ich bin unschuldig verläumdet und mißhandelt.“ Sie setzte sich ihrem Vater auf den Schooß, welcher sie aber von sich stieß, indem er in die Höhe sprang und schrie: „Du blutest! Du hast mich ganz blutig gemacht!“

„Ich bin am Arm verwundet!“ klagte Mariamne. — „Aengstigt Euch nicht, es ist nicht viel. Und hiemit sank sie in den großen, breiten Lehnstuhl ihres Vaters, ließ den Kopf hinten übersinken, schloß die Augen und lag wie ohnmächtig da.

Die Schabbesgoie wurde gerufen, um Leinewand zu zerreißen und das Licht zu halten. Der Stuhl wurde in eine Ecke an die Wand gerückt so, daß Mariamne

den Augen der Männer verborgen blieb, während die Mutter ihr Arm und Schulter entblößte, um sie zu verbinden.

Am Eingange des Judenquartiers hatten die Trödler ihre Ladentische mit Klammern an die Mauer befestigt, oder die Füße in den Boden gegraben, denn gar häufig hatten sich die Christen den Spaß gemacht, ihnen die Tische mit allem darauf liegenden Kram umzustoßen.

Unter solch einen Ladentisch hatte sich Mariamne gleich beim Anfang des Tumults verkrochen. Ihre Verfolger waren an ihr vorübergestürmt, ohne sie zu entdecken, und zärtlich und furchtsam, wie sie war, wagte sie sich nicht eher wieder hervor, als bis ihr einfiel, daß es eine große Sünde sei, ihren Schabbes, als Rabbinerstochter, an einem so dunkeln und unbequemen Orte zu feiern. Nur dem Sabbat zu Ehren, beschloß sie, nach Hause zu gehen.

Die Straßen waren leer, und alle Fenster hell. Glücklich kam sie bis zur Synagoge. Hier aber hatten sich, angelockt von der hellen, milden Sommernacht, eine Menge Knechte, halberwachsene Knaben und anderes Gesindel versammelt, um mit den Judenmädchen zu schäkern, welche heut ihre Verrichtungen christlichen Dienstboten überlassen hatten.

Die anmuthige, leicht daher schwebende Gestalt,

war Anfangs nur aus Zärtlichkeit und Neugier angeredet und angehalten worden. Erst als sie sich sträubte, und man ihr den Schleier entrissen hatte, erkannte man die Rabbinerstochter, und Knechte und Mägde, Knaben und Gauner, alles fiel auf einmal über sie her. Mariamne warf sich zu Boden und beschützte, wie gewöhnlich, ihr Gesicht mit beiden Händen. Glücklicherweise für sie war das Gedränge so groß, daß man zu Schlägen und Stößen nicht ausholen konnte. Ohne einen Laut von sich zu geben, ließ sie sich kneifen, quetschen und die Kleider zerreißen, bis eine verruchte Hand mit einem Messer nach ihr stach. Da rief sie: „Ich sterbe!“ und ihr warmes Blut netzte die Hände ihrer Verfolger. Allein dieß rettete sie. „Sie blutet! sie stirbt!“ riefen ihre Peiniger, und augenblicklich verwandelte sich die grimmige-fanatische Verfolgungslust in Blutscheu und Furcht vor der Justiz.

Der Stich war übrigens nicht gefährlich. Vielleicht ward die Hand des Frevlers im Gedränge aus ihrer Richtung geschlagen. Nur das Muskelfleisch des Oberarmes war gestreift.

Indeß war das Blut gestillt und der Arm verbunden worden. Marianne schien zu schlafen. Sie wurde mit dem Mantel wieder zugedeckt und man ließ sie ruhen.

— „Das kann doch nur ein Christ gethan haben!“

sprach die Rabbizin nach einer guten Weile. — „Ein Jude führt am Schabbes doch kein Messer bei sich. Und ein Christ kann es doch auch wohl nicht gethan haben, ein Christ wird doch nicht verfolgen seine Mutter Maria?“

Mariamne lag noch immer das Haupt hinten übergesenkt und mit geschlossenen Augen. Mit ungewöhnlich hellklingender, flötenartiger Stimme begann sie plötzlich: „Es giebt Juden, die keinen Schlaf mehr haben und am Schabbes Waffen tragen, denn sie sind nirgends mehr vor den Gerichten sicher.“

So weltklug pflegte sie sonst auch nicht zu sprechen.

„War's ein Jude?“ fragte der Rabbi.

— „Es war ein Jude, der mit geübter Hand das Messer führt. Ein Rabbi darf wohl am Sabbat einen Menschen morden *); aber wehe dem Räuber, der am Sabbat die Rabbinerstochter tödten wollte.“

— „Er wollte dich tödten?“

— „Zweimal wurde seine Faust weggestoßen; da legte er sich zu Boden, denn dießmal wollte er mein Herz treffen.“

— „Wer war es?“

— „Ich werde einen Sohn Israels nicht den Ketten und der Rache der Christen überliefern.“

— „Hast du ihn gesehen?“

— „So wie ich Euch jetzt sehe mit geschlossenen Augen.“

*) Talmudisch.

Alle sahen sich erstaunt an.

— „Ihr wundert Euch?“ fuhr sie fort, „weil Ihr mich schlafen seht? Aber hebe jemand die Hand auf, ich sage wer es ist.“

Schief-Levinche war der Erste, der seinen langen Arm ausbreitete; aber der Rabbi winkte: Nein; als könne das Wunder, was sich begab, durch die Einmischung eines profanen Hausirers gestört werden, und foderte lieber den gewaltig frommen Löbel Kurzweil auf, die Hand zu erheben.

Mariamne aber ließ keinen Zweifel aufkommen. „Vaterlieb!“ sprach sie: „Laß ihn immer seine Hand erheben, er verläumdet mich nur; wer aber jetzt den Arm ausstreckt, der schenkt mir zwar duftenden Wundbalsam; er reizt aber die Juden auf, daß sie mich verwunden.“

Löbel Kurzweil stand da, wie ein entlarvter Sünder, oder, wie das leibhaftige böse Gewissen; und hätte Mariamne einer Rechtfertigung bedurft, der Schreck und die Fassungslosigkeit ihres Anklägers bürgten siegreich für ihre Unschuld. Es erfolgte ein langes, tiefes Schweigen, bis der reiche Israel anhub:

„Löbel Kurzweil! von Euch geht der ganze Lärm aus. Habt Ihr gelogen? Habt Ihr uns alle zum Besten gehabt?“

Löbel Kurzweil aber dachte in der Stille: „Jetzt werde ich zu den Christen laufen müssen, es bleibt mir nichts anderes übrig.“

Der Rabbi fragte seine Tochter: „Hat dich Löbel

Kurzweil verläumdet? Wo warst du, als man dich verfolgte? Mariamne! hörst du nicht? — Dein Vater spricht mit dir — dummes Geschöpf! so antworte doch. Mariamne! Dein Vater befiehlt dir zu antworten! der Rabbi befiehlt! Wirst du gehorchen?“

Aber Mariamne schwieg; sei es, daß ihre Wundergabe schon ermattet war, oder erstreckte sich ihr Pflegma auch auf ihre Clairvoyance. —

Gegen sanfte Geschöpfe erzürnt man sich am leichtesten; denn es hat keine Gefahr, sie zu beleidigen; sie wehren sich nicht. Der zornige Rabbi ergriff seine Tochter bei der Schulter und rüttelte sie. —

Hat sich der magnetische Schlaf erst bis zur Clairvoyence gesteigert, so muß die Kranke sehr vorsichtig geweckt werden; selbst der Arzt kann nicht vorsichtig genug sein, sogar in Fällen, wo die Kranke geweckt zu werden verlangt. Ein jähes Wachrütteln aber kann bei einer solchen Aufregung der Nerven, und Steigerung ihrer Thätigkeit, bis zu dem geheimnißvollen Gebiet des Wunderbaren, bekanntermaßen augenblicklichen Tod zur Folge haben.

Bei der ersten Berührung ihres Vaters erwachte Mariamne mit einem so fürchterlichen Schrei, daß alle Anwesenden ein Grauen erfaßte. Sie bekam Zuckungen und Krämpfe, und sank vom Lehnstuhl. —

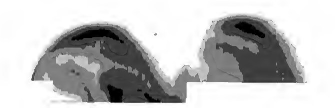
Der Rabbi flüchtete sich in einen Winkel, die Rabbizin fing an zu weinen, und der reiche Israel rief: „Sie stirbt! Sie stirbt! Die Aermste! Sie hat zu viel gelitten!“

Doch Mariamne erholte sich, legte die Hand an die Stirn, blickte verstört im Zimmer umher und klagte: „Was hat man mir gethan? Ich bin wie gelähmt an allen Gliedern?“ — Und die sanfte, immer heitere Dulderin, erhob sich plötzlich wild und verstört vom Boden, und verließ mit allen Zeichen des Unwillens und Verdrusses das Gemach, indem sie die Thür heftig in's Schloß warf.

„Gott behüte und rette sie, sie ist behext,“ sprach der Rabbi. „Die Christen haben angethan ihrem Bilde einen bösen Zauber. — Löbel Kurzweil, erhole dich! — Was sie gesprochen hat, hat sie als eine Verzauberte gesprochen. Sie weiß nicht mehr, was sie thut und was sie spricht; sie ist für uns verloren.“ — —

Wenige Augenblicke später trat Löbel Kurzweil zur Schabbesgoie und flüsterte ihr zu: „Hast du gehört? Sie behauptet, man habe mit Messern nach ihr gestochen, um sie zu tödten.“

„Ich habe alles gehört,“ antwortete diese „und werde es wieder erzählen. Aber ich werde auch hinzufügen, daß sie sich lieber von Juden zu Tode quälen läßt, eh sie zu uns übertritt.“ —



Fünftes Buch.

Mariamne unter Christen.

I.

Der Bürgermeister.

Am folgenden Morgen erhielt der Bürgermeister einen ausführlichen Bericht über alle diese Vorfälle. Mariamne's Leiden vom ersten Augenblicke an, wo Schief-Levinche sie verläumdet, bis zu ihrer Verfolgung und Verwundung unter dem Wuthgeschrei: „Verfluchte Mutter Maria!“ waren mit merkwürdiger Genauigkeit beschrieben, und der Dechant, welcher diese Denunciation eigenhändig unterzeichnet hatte, verlangte in einer sehr dictatorischen Sprache ein unmittelbares und augenblickliches Einschreiten zum Schutze der Verfolgten, von der er behauptete, daß sie gar nicht mehr als Jüdin zu betrachten sei. Auch machte er den Bürgermeister vor weltlichen und ewigen Richtern, für Leib und Seele dieses

Mädchens verantwortlich, wofern ihr das Leben genommen würde, eh sie getauft sei. —

Der Dechant war hochmüthig und orthodox wie alle Prälaten; und geistliche und weltliche Behörden sind selten mit einander befreundet. Der Bürgermeister hingegen war stolz auf seine Würde, sein Ansehen und seinen Reichthum; und — er war jung und geistreich: Geist und Glaube sind auch nicht immer die besten Freunde. Er behandelte den Dechanten sehr höflich, suchte ihn aber stets zu mystificiren. — Die Juden aber stehen immer sehr gut mit ihrer Obrigkeit. Sie sind gewohnt, verfolgt zu werden, bezahlen gern den Schutz, und lassen sich denselben viel kosten. Der Bürgermeister hatte Proben davon; er ließ sie niemals im Stiche, und erhielt von ihnen Geschenke über Geschenke.

Von den Vorfällen im Judenquartier war er unterrichtet, wenn auch nicht so genau wie die Geistlichkeit. Aber trotz der Genauigkeit des Berichtes, ließ diese Angelegenheit zweierlei Auslegungen zu. Mariamne war eine ungetaufte Jüdin, und als solche von den Juden verfolgt worden. Aber derartige, gemeine Straßenscandale und Excesse fielen im Judenquartier häufig vor, und selbst das Geschrei: „Verfluchte Mutter Maria!“ war nicht als Blasphemie zu betrachten, da es nicht auf die heilige Jungfrau selbst Bezug haben konnte, sondern nur auf ein Mädchen, welche als solche auf dem Altar gemalt worden war. Wenn der Bürgermeister einige übel berüchtigte Subjecte aufgreifen und als muthmaßliche Frevler auspeitschen ließ, so hatte er in diesem

Falle schon alles gethan, was er thun konnte; denn diejenigen Personen, welche in dem Berichte als Verfolger des Mädchens namhaft gemacht worden, waren: ihre Eltern, ihr Bräutigam und ihr Schwiegervater. Es war also eine reine Familiensache, die ihn gar nichts anging, und es stritt gegen Pietät und Sitte, ein fünfzehnjähriges Mädchen zu veranlassen, als Klägerin gegen ihre nächsten Anverwandten aufzutreten.

Ganz anders aber gestaltete sich diese Sache, indem die Geistlichkeit auftrat, um diese Vorfälle, als eine Verfolgung ex odio christianae fidei zu denunciren, indem sie behauptete, daß die Rabbinerstochter gar nicht mehr als Jüdin zu betrachten sei. — Dieß war der Punkt auf den alles ankam. — Aber wie sollte der Bürgermeister dieß ermitteln? Es war heute Sabbat; kein Jude kam vor Gericht und er hatte keine Befügniß, sie dazu zu zwingen. Denn in Folge ihres Schutzbriefes mußte er ihnen freie Ausübung ihrer religiösen Gebräuche gestatten, und durfte sie darin nicht stören.

Er konnte, gestützt auf diese Denunciation, welche der Dechant unterzeichnet und hiemit auch zu vertreten hatte, augenblicklich das Mädchen holen lassen, und sie der Geistlichkeit überliefern. Die Geistlichkeit schien dießmal sehr mäßig und schonend zu verfahren, und sogar aus reiner Menschenliebe zu handeln. Sie gab die ganze Angelegenheit in seine Hände und machte ihn dafür verantwortlich; sie trat höchst ritterlich für eine liebenswürdige Verfolgte ein, begehrte ihren Schutz und erbot sich, für sie zu sorgen.

Aber sie verlangte ein unmittelbares und augenblickliches Einschreiten, und das konnte der Bürgermeister heute nicht, ohne einen Gewaltstreich zu begehen. Wartete er aber bis morgen, so fragte sich, ob die Geistlichkeit am Sonntag noch die Mäßigung und Schonung beibehalten würde, welche sie am Sonnabend gezeigt hatte? Ob sie nicht gar etwa gesonnen sei, auf allen Kanzeln das Kreuz gegen die Juden zu predigen, welche in der Rabbinerstochter neuerdings, wieder Jesum Christum gekreuzigt hätten. — Alle daraus erfolgenden Unordnungen und Excesse fielen dann dem Bürgermeister zur Last, und die Geistlichkeit hatte sich gedeckt, indem sie die gehörige Anzeige gemacht. Auf der Kanzel konnte sie thun, was sie wollte, und war niemandem Rechenschaft schuldig.

Geschehen mußte also etwas, denn heute war noch alles in seinen Händen, und er kannte das Verfahren der Geistlichkeit, die niemals geradezu handelt, sondern allmählich, und mit Umschweifen ihre Zwecke verfolgt. Sie stört, richtet Verwirrungen an, fischt im Trüben, und gewinnt so einen Vortheil nach dem anderen, bis sie ganz unmerklich zum Ziele gelangt ist.

Daß sie ihre Zwecke mit dem Mädchen hatte, war augenscheinlich. — Welchen? — blieb sich im Ganzen gleich. — Allein giebt man der Geistlichkeit einen Finger, so verlangt sie die ganze Hand. Sie hatte das Bild der Jüdin, also wollte sie ihre Person auch haben. Im Judenquartier bei ihren Eltern war sie unzugänglich für alle Bekehrungsversuche; man nahm daher seine Zuflucht

zum Bürgermeister; er sollte dem Missionshandwerk der Geistlichkeit Vorschub leisten und ihr die Jüdin in die Hände liefern, damit sie dieselbe nach ihren Zwecken bearbeiten könnte. —

Unter solchen Umständen zog der Bürgermeister vor, einen Gewaltstreich zu begehen, und des Sabbats ungeachtet die Juden vorzuladen. „Haben sie am Sabbat Exceß begangen;“ dachte er, „so können sie auch am Sabbat vor Gericht erscheinen.“ Er schickte also seine Gerichtsdiener zu dem Rabbi und der Rabbizin, dem reichen Israel und Schief-Levinche, mit dem Bedeuten, sie müßten heute erscheinen, und wenn zehnmal Schabbes wäre. —

Die beiden Letzteren erbaten sich vom Rabbi die Erlaubniß dazu, um den Bürgermeister nicht zu erzürnen, und stellten sich ein. Der Rabbi aber berief sich auf den Schutzbrief und gab zur Antwort: „Er wisse, was er dem Bürgermeister schuldig sei, allein er wisse auch, was Gott, der Herr Zebaoth, von ihm verlange. Seine Religion gestatte ihm nicht, am Schabbes vor Gericht zu erscheinen; bestände der Herr Bürgermeister aber dennoch darauf, so möge er ihn mit der Wache holen lassen. Der Gewalt könne er nicht widerstehen.“ —

„Desto besser!“ dachte der Bürgermeister, „so lasse ich ihn mit der Wache holen. Da ich gesonnen bin, nichts auszurichten, kann es nicht schaden, wenn ich großen Eifer an den Tag lege.“

Er schickte also einen Rathsdiener mit vier Mann Schaarwächtern nach dem Judenquartier. — —

Die Juden kamen eben aus der Synagoge, als sie ihren Rabbi, der heute wieder beim Gottesdienst gefehlt hatte; und sogar ihre Rabbizin, als Arrestanten fortführen sahen, und der Auflauf, den dieß veranlaßte, war so groß, daß sich die Straßen verengten, die Wachen nicht vor- noch rückwärts konnten, ihre Seitengewehre zogen und die Arrestanten in die Mitte nahmen.

Allein der Rabbi schrie: „Was wollt Ihr thun? Macht Platz! Um Gottesmacht macht Platz! Seht Ihr nicht die blanken Säbel? Nehmt Euch in Acht, sonst schickt der Bürgermeister Cavallerie. Waihgeschrieen! Cavallerie! denn ein Soldat mit einem blanken Säbel ist noch vernünftig, aber ein Pferd überreitet Euch gleich.“

Man gab endlich Raum, und der Rabbi und die Rabbizin wurden fortgeführt. Aber die Juden knirschten und fluchten über diese Behandlung, und ihre Wuth hätte sich leicht wieder auf Mariamne richten können, welche, wie es schien, dazu bestimmt war, auf die unschuldigste Weise die entsetzlichsten Begebenheiten zu veranlassen.

II.

Eine Gerichtsscene.

Der Bürgermeister ließ alle vier auf einmal vor. Er wußte, reiche Juden zittern schon, wenn sie vor Gericht stehen, und wenn man sie anschnauzt, können sie vor Angst kaum die Wahrheit bekennen.

Als sie eintraten, nahm der Rabbi seine Pelzmütze ab und setzte sich ein wollenes Käppchen auf, mit der Entschuldigung, daß seine Religion ihm nicht erlaube, barhauptig einherzugehen. Dann bat er um die Erlaubniß, den üblichen Segen über seine Obrigkeit zu sprechen.

„Thue Er, was ihm Seine Religion vorschreibt!“ versetzte der Bürgermeister. „Ich bin nicht der Feind Seines Volkes, und überhaupt können sich die Juden nicht über Unduldsamkeit von unserer Seite beklagen. Ist der Jude fromm, so lassen wir ihn beten; ist er rechtschaffen, wie Israel, so respectiren wir ihn; ist er lustig, wie Schief-Levinche, so lachen wir mit ihm, und“ — er wandte sich an die Rabbizin, — „ist eine Jüdin schön, so malen wir sie, machen ein Heiligenbild daraus, verrichten unsere Andacht davor, und scheeren uns den Teufel darum, ob sie eine Jüdin ist oder eine heilige Jungfrau.“ —

Hier fiel ihm die Rabbizin in's Wort: „Herr Bürgermeister, das ist ja das Unglück! das ist eben das Unglück!“

— „Schweige sie bis sie gefragt wird!“

— „Was thun Sie damit, Herr Bürgermeister, ich wollte, meine Tochter wäre nicht schön.“

— „Will Sie wohl schweigen? — Sie steht vor Gericht. Ich habe Sie nicht zum Kaffee hier gebeten.“

Er fuhr fort: „Ihr Juden verlangt von uns religiöse Duldung. — Gut! — Aber dasselbe verlangen wir auch von Euch. — Was lästert Ihr also unsere heilige Jungfrau Maria? — Ihr Juden verlangt von uns Sicherheit des Lebens und des Eigenthums? — Aber ist der Jude unter Juden seines Lebens sicher, wenn er anders denkt? — Wie die reißenden Wölfe fallt Ihr über ein wehrloses Mädchen her und verfolgt sie meuchlerisch, weil sie ihren Glauben ändern will. Die Mutter zerkratzt ihr das Gesicht; der Vater sperrt sie ein und läßt sie hungern; und Ihr Beiden anderen zwingt die Eltern, so unbarmherzig mit ihrer Tochter umzugehen; denn der Rabbi hat keine 500 Thaler, um sie an Israel zu zahlen, falls seine Tochter Schief-Levinche nicht nimmt. Sie muß also Jüdin bleiben, weil Schief-Levinche sie heirathen will.“ —

Hier fingen alle vier zugleich an zu schreien und zu betheuern, daß Mariamne weit entfernt sei, ihren Glauben zu ändern; daß sie sich in alles gefügt habe, was man von ihr verlangt, und sich niemals geweigert habe, den ihr von ihren Eltern bestimmten Bräutigam zu heirathen. —

„Schief-Levinche!“ rief der Bürgermeister. „Er hat seine Braut zur heiligen Jungfrau beten sehen?“

— „Ich habe sie gesehen erheben ihre Hände zu ihrem Bilde, aber wie kann ich wissen, ob sie an die heilige Jungfrau gedacht und zu ihr gebetet hat? Gott schaut das Herz, aber ein Mädchen hat keine Fenstern in der Brust, daß unser einer auch etwas sehen kann.“

Der Bürgermeister fuhr fort, sie über diesen Punkt scharf zu inquiriren, weil aber alle vier behaupteten, das Mädchen sei eine eben so gute Jüdin, wie sie gute Juden und der Bürgermeister ein guter Christ; sprach er:

„Desto schlimmer! Wenn Ihr ein sanftes, gehorsames Mädchen, die Euch allen so nah verbunden ist, auf leeren Verdacht und Muthmaßung hin, schon dermaßen behandelt; was werdet Ihr erst thun, wenn Ihr Gewißheit und Ueberzeugung habt, daß sie zu unserer Kirche übertreten will? — Und wenn Ihr, die ersten Juden, die Geistlichkeit, der Gemeinde-Vorstand, Euch so aufführt, was läßt sich da von den rohen, unwissenden und gemeinen Juden erwarten? — Wenn Ihr schon an Eurem Schabbes, wo Ihr nichts reißen und keine Waffen führen dürft, dem armen Mädchen die Kleider zerreißt und sie mit Messern verwundet; was werdet Ihr des Wochentags thun, wo Ihr reißen und schneiden dürft so viel Ihr wollt? — Und sagt mir einmal, wie wird es uns Christen ergehen, wenn Euer Messias, auf den Ihr hofft, kommen, und uns in Eure Hände geben wird? Gott tröste uns! Ihr Juden werdet eine Hetzjagd mit uns anstellen, die über alle menschliche Begriffe geht. — Dießmal aber kann Euch die Sache sehr

schlimm bekommen. Das Mädchen flößt Theilnahme ein; sie ist schön, wir haben ihr Bild in unserer Cathedrale auf dem Hochaltar; unsere Geistlichkeit ist für sie und ich will Euch nur reinen Wein einschenken. Unsere Geistlichen sind Eure Ankläger.“

„Waih! waihgeschrieen!“ riefen alle vier. „Die Geistlichkeit! diese ausgemachten Judenfeinde! Waihgeschrieen!“

„Herr Actuarius!“ fuhr der Bürgermeister fort, „Lesen Sie diesen Juden einmal den Bericht von unserem hochwürdigen Herrn Dechanten vor, damit sie hören, welche Sprache er gegen mich führt, weil ich die Juden immer in Schutz nehme, und damit sie urtheilen mögen, wenn man heute das alles mir schon sagt: wie morgen auf allen Kanzeln gegen sie geeifert werden wird.“ —

Nach einer solchen Vorrede mußte der Bericht, den der Actuarius mit vieler Energie vortrug, die Juden in Angst und Schrecken versetzen, sie seufzten und stöhnten, waren leichenblaß und rangen die Hände; der Rabbi sogar weinte.

Der Bürgermeister nahm wieder das Wort: „Ihr wißt nun, was Euch bevorsteht. Wie Ihr gestern über das Mädchen hergefallen seid, so wird man morgen über Euch herfallen, Euch erwürgen und Eure Häuser plündern und verbrennen. — Wohlan! Wie soll ich Euch schützen? — Ein Wort von mir, so ist Militair da. Aber die Einquartirung und die Rationen habt Ihr zu bezahlen, denn Ihr seid die Friedensstörer, nnd Ihr

wißt doch, wie ich es mache, Kosten beizutreiben. Ich halte mich an den ersten besten Juden, der etwas hat, und der mag sich mit seinen Glaubensgenossen abfinden. Der erste beste Jude wird dieses Mal aber er, Israel sein. Er hat etwas und soll mir für alles stehen. — Indeß giebt es auch noch einen anderen Ausweg, um Unordungen vorzubeugen, und deshalb habe ich Euch heut an Eurem Schabbes herbestellt, und den Rabbi sogar mit der Wache holen lassen. Aber er wird es mir danken, denn es war zu Eurer Sicherheit nothwendig, und ich habe es gethan um Euch zu schützen. Merkt genau auf und Ihr werdet sehen, daß ich Euch Gutes rathe, vorausgesetzt, daß Ihr mir in jeder Hinsicht die Wahrheit gesagt habt. Die Denunciation habt Ihr gehört, und sie ist in allen Punkten von Euch unbestritten geblieben. Eure Ankläger indeß haben heute alles in meine Hände gelegt, aber nur für heute, denn man bittet mich, unmittelbar und augenblicklich einzuschreiten. Gelingt mir nun nicht, die Sache heute noch zu schlichten, so werden Eure Ankläger morgen nach ihrem Wohlgefallen verfahren. Wir wollen also heute die Sache schlichten, und das kostet nur ein wenig Nachgiebigkeit von Eurer Seite; bedenkt, Ihr seid die schwächeren, und im Unrecht. Um nun Euch und Eure Glaubensgenossen gänzlich zu rechtfertigen, müßt Ihr das Mädchen freigeben, das heißt: Rabbi! sie bleibt Seine Tochter, und Schief-Levinche! sie bleibt Seine Braut. Nur der Zwang und die Mißhandlungen müssen aufhören. Also zuförderst hat Er, Israel, mir diejenige Schrift auszuliefern,

wonach Sein Sohn Ansprüche auf das Mädchen hat, wo nicht, Ihm vom Rabbi fünfhundert Thaler zukommen. Dieser Schrift fügt Er eine Bescheinigung bei, daß sie als anullirt zu betrachten ist, und schickt mir beides hieher auf's Rathhaus. So wie Sein Sabbat aus ist, muß ich beide Papiere in Händen haben. Was Ihn anbetrifft, Rabbi! so kann man Seine Tochter nicht wider ihren Willen zur Christin machen, und wie Er sagt, will das Mädchen Jüdin bleiben. Morgen also, mit dem frühesten wird der Herr Actuarius hier, in Begleitung eines oder mehrerer Geistlichen in Seinem Hause erscheinen, um Seine Tochter zu befragen, ob sie zu unserer Kirche übertreten will oder nicht. Sagt sie: „Nein!“ so behält Er Seine Tochter und kann sie verheirathen an wem Er will. Sagt sie aber: „Ja!“ so ist sie Seine Tochter nicht mehr, und muß unseren Geistlichen folgen, wohin diese sie führen. Es steht Ihm indessen frei, wofern er Seiner Sache nicht ganz sicher ist, bis dahin noch sein väterliches Ansehen zu gebrauchen, und seiner Tochter in Güte Vorstellungen zu machen über die Wichtigkeit eines solchen Schrittes. Aber ich warne Ihn nochmals, enthalte Er sich aller Gewaltthätigkeiten und Mißhandlungen, die ich sehr strenge ahnen werde. Er, Israel! muß mir dafür einstehen, daß bis dahin alles ruhig bleibt. — Nun! Ich denke, Ihr werdet so klug sein, diesen, meinen Vorschlag anzunehmen, und dann will ich alles Geschehene als nichtgeschehen betrachten, und den ganzen Handel als abgeschlossen und beendet ansehen.“

„Ja! Herr Bürgermeister! ja! ja! ja!“ riefen alle vier und erschöpften sich in Danksagungen und Segenswünschen.

„Schon gut! Schon gut!“ versetzte der Bürgermeister. „Ihr seid entlassen, geht nnd feiert Euren Schabbes zu Ende.“

Die Juden gingen, und der Bürgermeister wandte sich an den Actuarius, dem er folgendes höfliche Antwortschreiben in die Feder sagte:

„Hochwürdiger Herr!“

„Ihre Wünsche sind mir Befehle. Ich habe daher in Folge Ihres ausdrücklichen Verlangens, unmittelbar und augenblicklich einzuschreiten, die bezeichneten Juden, obschon heute ihr Schabbes ist, vorgeladen, und den Rabbi und seine Frau, welche Umstände machten, mit der Wache holen lassen, um ihnen bei schwerer Strafe zu verbieten, die Rabbinerstochter zu mißhandeln oder mißhandeln zu lassen, und um das, die Freiheit derselben behindernde Document, an Werth 500 Thaler, mir ausliefern zu lassen und zu anulliren. Gern würde ich auch sogleich das Mädchen holen und Ew. Hochwürden, wie Sie verlangen, ausliefern lassen. Aber eine directe Einmischung in Bekehrungssachen der Juden widerspricht gänzlich meiner Verpflichtung, den Juden alle mögliche Freiheit in Ausübung ihres Glaubens zu gestatten. Ein solcher Schritt kann daher nur von Ihnen ausgehen, indem Sie ein Mitglied der Geistlichkeit dazu bevollmächtigen, dem ich allen möglichen Schutz und Beistand verleihen werde. Sollte es Ew. Hochwürden mit Gefahr

verbunden erscheinen, bei solchen Vorfällen und mit solch einem Auftrage, einen Geistlichen nach dem Judenquartier abzusenden, so stehen Ihnen alle meine Rathsdiener, so wie die ganze Schaarwache zur Verfügung, auch werde ich noch andere, mehr als hinreichende Sicherheitsmaaßregeln treffen, um Ruhe und Ordnung zu erhalten.“

Der Actuarius hatte vollendet. Lächelnd durchlas der Bürgermeister das Schreiben und dachte bei sich: „Jetzt also muß der Dechant hinsenden, und ich werde Anstalten treffen, daß dieser Schritt so auffallend wie möglich geschieht. Geht die Jüdin nicht mit, und das wird sie nicht, so hat die Geistlichkeit sich lächerlich gemacht und ihr kostbares Altarbild compromittirt.“

III.

Ein guter Rath.

So dachte der Bürgermeister und triumphirte im Voraus. — Inzwischen aber hatte sich der Rabbi anders besonnen. Seine Tochter war frei. Er konnte sich ihrer entledigen, ohne dadurch jemand etwas schuldig zu werden, und er wollte ein- für allemal Ruhe haben.

Als der Sabbat sich zum Ende neigte, rief er daher seine Tochter und sprach zu ihr folgende merkwürdige Worte:

„Mariamne! Du bist mein einziges Kind und warst mir stets eine gehorsame Tochter. Es schien, als solltest du dein Glück machen, du wurdest glücklich gepriesen von deinen Gespielinnen, und die Mütter stellten dich als nacheiferungswürdiges Beispiel ihren Töchtern auf, und sprachen: „Weil sie geehrt hat Vater und Mutter, geht es ihr wohl.“ — Aber Gott hat es anders beschlossen. Er hat den Christen erlaubt, ein Götzenbild von dir zu machen, und du bist nun geächtet im auserwählten Volke: deine Eltern wollen dich nicht ansehen, dein Bräutigam tritt zurück, und deines Bleibens hier ist nicht länger.“ —

Mariamne dachte an ihren Traum und rief in Begeisterung: „Wenn mein Bräutigam mich aufgiebt, mein Vater mich fortweiset, so gehöre ich ganz allein Gott an, und muß thun, was Gott mir befiehlt.“

Der Rabbi fuhr fort: „Du siehst, meine Tochter, wie es hier zugeht. Gestern hat man dir die Kleider vom Leibe gerissen und dich ermorden wollen, heute bin ich und deine Mutter mit der Wache vor Gericht geschleppt worden, und morgen, was wird morgen geschehen? Man wird über uns herfallen, wie gestern über dich; man wird uns erwürgen und unsere Häuser plündern und in Brand stecken.“

Das alles hatte Mariamne geträumt und sprach: „Ich weiß, ich weiß es, aber ich will Euch retten!“

„Thue es, meine Tochter! Abraham wollte den Isaak opfern, weil Gott es verlangte, und Jephta hat seine Tochter geschlachtet. Ich muß dich opfern, oder es hat kein Jude mehr eine ruhige Stunde. — Du hast vollbracht deine Buße in Geduld und Gehorsam, kein anderes Mädchen hätte das so ausgehalten. Aber Gott hat dir ein sanftes, geduldiges Herz gegeben, du mußt viel leiden. — Noch einmal sollst du dich verunreinigen. Geh zu den Christen, und wende ab die Gefahr von dem auserlesenen Volke. Bete, was sie dir zu beten anbefehlen, doch vergiß nicht den einzigen, hochgelobten Gott. Iß, was sie dir vorsetzen, aber nicht aus Genäschigkeit und Freude an dem Unreinen, sondern um dein Leben zu fristen. Man wird dich beschenken und man wird dich reich machen. Dann, wenn du Geld hast, thue noch einmal Buße, werde wieder Jüdin und gehe weit, weit von hier, wo deine Schicksale nicht bekannt sind, und heirathe wen du willst, denn wenn du Geld hast, hast du das Aussuchen.“ —

— „Nein, Vaterlieb! Das soll fern von mir sein, und wie die Tochter Jephta's will ich gehen, meine Jungfrauschaft beweinen. Aber rein will ich sein, wie die Tochter Jephta's, es soll kein unreines Lüftchen in meinem ganzen Wesen sein, ich will so rein sein, daß ich mit Gott sprechen kann. Also segne mich, verzeihe mir und sprich mich rein, damit ich thun kann, was Gott von mir verlangt.“ —

Sie kniete nieder und der Rabbi legte die Hand auf, segnete sie und sprach: „Du bist rein, und sollst

rein sein so lange du lebst.“ — Denn ein Rabbi kann, wie ein katholischer Priester, vergangene und zukünftige Sünden vergeben.

Mariamne erhob sich und ging auf ihr Zimmer, setzte sich auf die Fußbank mit dem Polster und beweinte ihre Jungfrauschaft, denn morgen gedachte sie zu sterben. — Löbel Kurzweil aber, der außer der Rabbizin, als Hausgenosse der einzige Zeuge war, verließ augenblicklich das Haus.

IV.

Besorgnisse und Sieg.

Der Pastor Vitepsky ging in seiner prächtig eingerichteten Wohnung auf und nieder, knirschte mit den Zähnen und biß sich auf die Lippen.

Er war erst so glücklich gewesen. Er hatte schon für Mariamne's Unterkommen bei einer alten, frommen Wittwe gesorgt. Dort war sie ganz in seiner Gewalt und nur für ihn sichtbar. — Er hatte dann eine heilige Jungfrau im Himmel und eine auf Erden, eine in der Kirche und eine bei der Wittwe, eine, zu der er öffentlich betete, eine, die er in der Stille bekehrte; von der

einen flehte er den Himmel zur Erde hernieder, und die andere machte ihm die Erde zum Himmel. — Schon in vier und zwanzig Stunden sollte ihm dieses Glück zu Theil werden, und er war schon umhergegangen von Haus zu Haus, um seine schönsten und vornehmsten Beichttöchter aufzufodern, der liebenswürdigen Jüdin bis zum Judenthor entgegen zu gehen, sie zu begrüßen und als Schwester zu umarmen. Denn das war er dem Altarbilde schuldig und der Geistlichkeit, welche ihm so treulichen Beistand geleistet hatte. Ingleichen wollte er seine tägliche Andacht vor dem Marienbilde rechtfertigen, die Spötter zum Schweigen bringen, und darthun, daß die heilige Jungfrau seine Gebete erhöre. — Und aus diesem schönen Himmel, aus allen diesen Wonneträumen hatte ihn ein kleines Mädchen von elf Jahren gestürzt.

Zu den vornehmsten Mädchen der Stadt gehörte auch die Tochter des Bürgermeisters, obschon sie erst elf Jahre zählte. Auch sie gedachte, mit den großen Mädchen der Jüdin entgegen gehen, aber ihr Vater wollte es nicht erlauben, und sie weinte, denn zu elf Jahren will man zwar ein großes Mädchen sein, und sich mit anderen großen Mädchen öffentlich zeigen, wo nicht — wenn man denn doch ein Kind sein soll — so weint man auch wie ein Kind. — Ihr Vater hatte endlich Mitleid mit ihren Thränen und sprach:

„Ich würde nichts dawider haben, wenn ich gewiß wüßte, daß die Jüdin kömmt. Allein ich weiß, daß sie eine so gute Jüdin ist, wie du eine gute Christin, und man kann sie doch nicht zwingen, sich taufen zu lassen.

Deine Freundinnen werden sich lächerlich machen, deswegen sollst du nicht dabei sein.“ —

Aber die kleine Bürgermeister-Tochter wollte sich sogar lächerlich machen, das heißt, als großes Mädchen mit anderen großen Mädchen.

Allein der Vater sprach: „Es soll nicht sein. Als meine Tochter darfst du an diesen Auftritt keinen Theil nehmen. Wir haben mit Bekehrungssachen nichts zu thun.“

Dieß war ein Machtspruch und die Kleine mußte sich fügen. Doch klagte sie ihr Leid ihrem Beichtvater, als dieser kam, sie ebenfalls einzuladen, und der gute Pastor stand da, wie vom Donner gerührt. Es war also in Mariamne's Willen gestellt, zu kommen oder zu bleiben. Sie war entzweit mit ihren Eltern, gehaßt und verfolgt von ihren Glaubensgenossen, befreit von allen Banden, die sie fesseln konnten; aber wenn es auf ihren Willen ankam, so blieb sie, das wußte Ehren-Vitepsky, und vergebens hatte er Himmel und Erde beschworen, der Jüdin habhaft zu werden. Alles, was er zu hoffen hatte, war, sie ein einziges Mal zu erblicken, wenn er nämlich selbst ging, ihr „Nein“ zu holen.

Während er, von Trostlosigkeit und Leidenschaft gepeinigt, im Zimmer auf und nieder ging, pochte es an seine Thür.

Er rief: „herein!“

Athemlos stürzte Löbel Kurzweil näher. „Herr Pastor!“ rief er, „Herr Pastor! Haben Sie schon einmal gehabt einen faulen Zahn?“

— „Was soll diese Frage?“

— „Wenn man hat einen faulen Zahn, will man ihn los sein und geht zum Zahnarzt. Der setzt an sein Brecheisen — Ruck! — Au waih! — Aber der Zahn bleibt sitzen! — Aber er wackelt, Herr Pastor, er wackelt. — Der Zahnarzt setzt noch einmal an sein Brecheisen — Ruck! — Au waih! waih! — Aber der Zahn bleibt sitzen. — Er wackelt noch mehr, aber er will nicht heraus. — Der Zahnarzt setzt zum dritten Mal an sein Brecheisen und mit aller Macht. — R . . . ruck! — Au waih! waihgeschrieen? — Aber der Zahn sitzt fest! — fest! — Nein! Er sitzt noch im Munde, — aber er ist ganz los, man kann stecken den Finger in den Mund und selbst ihn ausnehmen.“

— „Jude! Was will er mit dem allen sagen?“

— „Verstehen Sie mich wohl, Herr Pastor! Das st ein Gleichniß. Der faule Zahn ist Mariamne.“

— „Seine Gleichnisse sind so ekelhaft wie er selbst.“

— „Und der Mund ist das Judenquartier, und Mariamne sitzt fest im Judenquartier, wie ein fauler Zahn im Munde. Sie thut uns Juden weh! Sie macht uns Pein. Wir können des Nachts nicht schlafen.

— „Er führt den ganzen Schmutz des Judenquartiers in seinem ungewaschenen Munde.“

— „Den ersten Ruck hat ihr gegeben Schief-Levinche; denn er hat gesagt, sie bete zu ihrem eigenen Bilde. — Au waih! sie hat gewackelt, aber sie wollte nicht heraus. — Den zweiten Ruck habe ich ihr gegeben,

ich habe allen Juden gesagt, sie wolle zu den Christen laufen. — Au waih! waih! Der faule Zahn hat noch mehr gewackelt, man hat sie verflucht und verspieen, aber sie wollte nicht heraus. — Da bin ich hingegangen und habe ihr den letzten Ruck gegeben mit aller Macht. — Au waih! waihgeschrieen! Ich habe hinter ihr hergejagt alle Juden mit Messern und Knitteln. — Und mit einem Male war der faule Zahn doch nicht heraus. — Aber er wackelt, Herr Pastor! er wackelt. Stecken Sie den Finger in den Mund und nehmen Sie Sich selbst den faulen Zahn heraus."

„Er meint," fragte Vitepsky, „sie wird sich nicht widersetzen, mit uns zu gehen?"

— „Widersetzen? Wie heißt widersetzen? Sie ist ein ganz dummes Mädchen."

— „Dumm! Wie gemein er sich ausdrückt. Er will sagen, sie hat wenig gelernt."

— „Im Gegentheil, Herr Pastor, sie hat viel gelernt. Sie soll nicht lernen, weil sie ein Frauenzimmer ist, aber sie lernt immer mit ihrem Vater und mit uns."

— „Wirklich, weiß sie viel?"

— „Sie weiß so viel wie ihr Vater; sie weiß alles. Aber verstehen Sie mich wohl, Herr Pastor! Sie ist dumm, sie weiß nicht, ob sie lebt."

— „Nein, das verstehe ich nicht."

— „Sie giebt weg, was sie hat; sie thut, was man von ihr verlangt; sie glaubt, was man ihr sagt."

— „Also wenn ich morgen komme und sage: „Mariamne komm!" so wird sie mir folgen?

— „Wie heißt sie wird? sie muß. Ihr Vater hat es ihr befohlen. Er will sie nicht mehr behalten. Sie macht ihm zu viel Unruhe. Er will sich nicht alle Tage mit der Wache holen lassen. Er hat ihr gesagt: „Geh zu den Christen, laß dich taufen, iß verbotenes Schweinefleisch, ich vergebe dir alles im Voraus.“

Dem guten Pastor fiel ein Stein vom Herzen. „Löbel Kurzweil! Ist das alles auch wahr?“

— „Ist nicht alles wahr gewesen, was ich Ihnen gesagt habe? Haben Sie sich nicht immer darauf verlassen?“

Vitepsky war so herzlich froh, daß er seine Lade aufschloß, hundert Thaler aufzählte und sprach: „Da nimm, Löbel Kurzweil und gehe. Entweder hast du mich betrogen, so wirst du dich vor mir nicht mehr sehen lassen, oder du hast mir die Wahrheit gesagt, so will ich nichts mehr von dir wissen. In keinem Falle will ich dich wieder sehen.“

Entzückt strich Löbel Kurzweil sein Geld ein. „Herr Pastor! Sie werden sich überzeugen, daß sie es mit einem reellen Mann zu thun haben. Gehen Sie Haus bei Haus, bei allen Juden durch die ganze Welt, und sie finden keine Person, die so schön zu bekehren ist, wie diese. Sie glaubt Ihnen, was Sie ihr sagen. Es muß ein wahres Vergnügen sein, sie zu bekehren. Wir haben immer unseren Spaß mit ihr gehabt, weil wir ihr aufbinden konnten, was wir wollten, denn sie glaubte alles auf's Wort. Sagen Sie ihr, der Gekreuzigte sei gen Himmel geflogen, und sie wird glauben, der Ge-

kreuzigte sei gen Himmel geflogen. Sagen Sie ihr, die Mutter Maria sei gen Himmel geflogen, und sie wird glauben, die Mutter Maria ist gen Himmel geflogen. Was wollen Sie mehr, Herr Pastor! Sagen Sie ihr, Löbelche Kurzweil sei gen Himmel geflogen, und wenn sie nicht glaubt, Löbelche Kurzweil ist gen Himmel geflogen, gebe ich Ihnen Ihr Geld wieder."

— „Jetzt macht er, daß er geht."

— „Verzeihen Sie, Herr Pastor! Haben Sie nicht Lust, auch einen Judenjungen zu bekehren. Es ist ein ganz schöner Judenjunge, und Sie können ihn zu Allem gebrauchen."

Vitepsky faßte ihn beim Arm, führte ihn zum Zimmer hinaus und warf die Thür zu.

Aber Löbel Kurzweil öffnete sie wieder und steckte den Kopf in's Zimmer. „Verzeihen Sie, Herr Pastor! Auf dem Markt steht eine braune, heilige Margaretha, ganz defect und ledirt. Wenn Sie eine neue, heilige Margaretha gebrauchen sollten, gehen Sie mir nicht vorbei; ich werde Ihnen recommandiren ein ganz braunes Judenmädchen."

Der Pastor schlug ihm verdrießlich die Thür vor der Nase zu.

V.

Sie kömmt.

Am folgenden Morgen marschirte die Schaarwache in's Judenquartier und bildete rechts und links, von fünf zu fünf Schritten, ein Spalier, vom Judenthor bis zum Hause des Rabbi. Den Neugierigen wurde bedeutet, sich nicht aufzuhalten. Hin- und hergehen durften sie, aber nicht stillstehen. Die Meisten gingen zum Rabbi in's Haus, und das Zimmer, die Flur und der Platz vor dem Hause waren so voll Menschen, daß niemand durchkommen konnte. Es versteht sich von selbst, daß der reiche Israel und Schief-Levinche nicht fehlten; auch Löbel Kurzweil war anwesend, sammt allen Talmudschülern.

Mariamne hatte ihr violett- und brauncarrirtes Taffetkleid an, und ihr Haar sorgfältig so geordnet, wie Andersen es ihr gelegt und ihr empfohlen hatte, es zutragen. Sie hatte ihren Brautschleier übergeworfen, um ihn erst in der Kirche abzunehmen, wenn sie vor dem Altar stand, und Feuer vom Himmel niederbeten über das Götzenbild.

Bald, nachdem die Straßen besetzt waren, erschien der Rathsactuar in Uniform, an seiner Seite der Pastor von Vitepsky in weltlicher Pracht, aber von glänzend neuem, feinsten schwarzen Tuche und mit schneeweißer, kostbar gestickter Wäsche. Er nahm sich sehr vornehm

aus, doch war er bewegt und ängstlich. Ihm folgten zwei junge Kaplane, ebenfalls in weltlicher Tracht, hierauf kamen Raths- und Gerichtsdiener. — Der Bürgermeister hatte nicht versäumt, was irgend Aufsehen machen konnte. —

Vor dem Hause des Rabbi traten die Gerichtsdiener vor und jagten die Menschen von der Thür und dem Flur. Auch im Zimmer mußten sie im Namen der Obrigkeit Platz machen. Der Actuarius übergab dem Rabbi den schriftlichen Befehl vom Bürgermeister, seine Tochter von dem Geistlichen befragen zu lassen, ob sie zur römisch-katholischen Kirche übertreten wolle, und der Rabbi deutete auf seine Tochter und sprach: „Hier ist sie.“

Endlich stand Vitepsky der Angebeten gegenüber. Zwar umhüllte noch ein dichter Schleier ihre wunderbare Schönheit, allein er sah wenigstens das Kleid, was er schon einmal geküßt hatte, und gern wäre er von neuem in die Knie gesunken, um noch einmal dieses Kleid zu küssen. „Mariamne!“ begann er endlich tiefbewegt. „Deine Eltern wollen sich Deiner entledigen; Dein Bräutigam hat Dir entsagt, und wir kommen, Dich als die Unsrige zu begrüßen. Wir wollen zehnfach Dir ersetzen, was Du hier verlierst, und Dir ein Loos bereiten, was weit über die Begriffe und Wünsche geht, welche Du jetzt irgend haben kannst.“ —

Er stockte, — denn mit einem Male erhob sich Mariamne, schlug den Schleier zurück, und die Hände vor der Brust zusammengefügt, lächelnd, gen Himmel

schauend, trat sie vor den bestürzten Pastor und blieb in der schwebenden Stellung des Altarbildes vor ihm stehen.

Kein Wunder, daß der ehrwürdige Pastor sein Knie beugte vor dieser oft angebeteten Erscheinung, er hegte einmal diese einzige, glühende Leidenschaft, und jede Leidenschaft hat ihre Schwächen, bei der sie leicht zu fassen ist. Allein auch Schwärmerei übt ihre Zauberkraft, und jede stärkere Seele beherrscht die Schwächere. Auch die Kaplane beugten ihr Knie vor der bekannten heiligen Jungfrau, und Mariamne's Schönheit war in diesem Augenblicke so hinreißend, sie hatte sich in ein so günstiges Licht gestellt, und ihre Aehnlichkeit mit dem Altarbilde war so wunderbar und auffallend, daß alle drei ihr Ave Maria beteten: „Gegrüßt seist du, Maria, voller Gnaden, gesegnet bist du unter den Weibern, und gesegnet die Frucht deines Leibes, Jesus Christus.“

Sie aber, ohne Miene und Stellung zu verändern antwortete auf dieses lateinische Gebet in hebräischer Sprache: „Verflucht seiet Ihr und alle Eures Glaubens. Verflucht, wer sich ein Bild oder Gleichniß macht von dem, was in der Luft oder auf Erden, was im Meere oder unter der Erde ist!“

Dann warf sie den Schleier über und schritt jäh zur Thür hinaus.

So schied Mariamne, ohne Gruß und ohne Abschied von den Ihrigen, denen sie völlig unverständlich und räthselhaft geworden war, die jungfräuliche Brust voll Selig-

keit, und das Köpfchen voll paradischer Bilder und heiliger Träume. —

Im Zimmer des Rabbi herrschte noch eine gute Weile tiefe Stille. Die Anwesenden warfen ängstliche und forschende Blicke sich zu. — „Also doch eine Ueberläuferin, eine Schweinefleischfresserin, eine Mutter Maria!“ Doch die Nähe der Bewaffneten hinderte die Ausbrüche der Wuth. — Schief-Levinche unterbrach endlich das Schweigen, indem er laut an zu schreien fing: „Mein Schleier! mein Schleier! Wie heißt? meinen Schleier nimmt sie mit zu den Christen!“

Der Schleier gehörte zu den Brautgeschenken, welche an den Bräutigam zurückfielen.

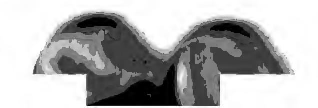
Es war ein heiterer Septembertag. Die breiten, reinlichen Straßen der Christen glänzten im goldenen Schein der Morgensonne, und vor dem Judenthor standen viele sonntäglich-geputzte Menschen voll Neugier nach dem merkwürdigen Mädchen, deren Schönheit eben so rührend war wie ihre Schicksale, und von der man so viel hörte, ohne daß sich jemand rühmen könnte, sie erblickt zu haben. Dieß blieb auch heute noch die große Frage: Kömmt sie, oder kömmt sie nicht? Das wußte selbst im letzten Augenblicke noch niemand. Die Geistlichkeit sagte: „Sie kömmt.“ Der Bürgermeister und alle Beamten sagten: „Sie kömmt nicht.“ Und der Bürgermeister hatte seine ganze Schaarwache und alle

Raths- und Gerichtsdiener auf den Beinen. Weshalb? Um sie zu schützen gegen die Juden, die sie nicht ziehen lassen würden? — Aber er behauptete doch, Sie käme nicht. Der Dechant hingegen, welcher sagte: sie kommt! hatte so gut wie gar keine Anstalten getroffen, um dieses Ereigniß denkwürdig zu machen. Wußte er etwa auch nicht, woran er war?

Vor einem Hause dicht am Judenthore erschien dann und wann eine Sänfte, oder fuhr ein Wagen vor, aus welchem weißgekleidete Mädchen hüpften, mit einem Körbchen voll Blumen im Arm. Aber es waren ihrer im Ganzen nur zehn, früher waren es an funfzig bis sechszig gewesen. Die meisten waren zurückgetreten, weil es allgemein hieß: „Sie würde nicht kommen.“ Der Bürgermeister hatte es gesagt, und so sehr überwog bei den Honoratioren das Ansehen des Bürgermeisters den Einfluß des Dechanten.

Jenem Hause gegenüber, wo sich die Mädchen versammelt hatten, erblickte man in einem Fenster auch die kleine Bürgermeistertochter, welche laut und dreist versicherte:

„Sie kömmt gewiß nicht. Mein Vater hat es gesagt, und was die Juden angeht, das weiß mein Vater und kann mein Vater ganz allein auch nur wissen. Ich würde ja auch ein weißes Kleid anhaben und da drüben bei den Mädchen sein. Aber mein Vater sagt: „Alle diese Mädchen mit ihren weißen Kleidern machen sich lächerlich.“ — Ich bin den Juden durchaus nicht gram, denn sie schlachten keine Kinder und besprengen ihre



Osterkuchen nicht mit Christenblut. Es sind gerade solche Menschen wie wir, nur daß sie kein Schweinefleisch essen. Aber sich lächerlich machen, der Juden halber, das ist meine Sache nicht, und überhaupt finde ich keinen Geschmack an Judenbekehrungsangelegenheiten.“ —

Aber mit einem Male entstand eine Bewegung in der Menge und es hieß: „Sie kommen zurück. — Sie bringen sie mit. — Sie kömmt! sie kömmt! sie kömmt!“

Zuerst marschirte die Schaarwache aus dem engen Judenthor, und bildete ein Spalier bis nach dem Hause, wo sich die weißgekleideten Mädchen befanden. — Dann erschien Mariamne verschleiert, zwischen dem Actuarius in Uniform und dem feingekleideten Pastor. Man erkannte sie an ihrem Kleide und rief: „Das ist das Mutter-Gottes-Kleid.“ — Der Pastor hatte sein feines schneeweißes Tuch in den gefaltenen Händen, und führte es bald an die Augen, bald erhob er es gen Himmel. Er war sehr gerührt und betete und weinte. Indeß öffnete sich die Thür des gegenüberliegenden Hauses; die zehn weißgekleideten Mädchen traten hervor und zogen Mariamne entgegen, und die schönste und größeste von ihnen nahte sich, um sie anzureden.

„Stille! stille!“ ging es von Mund zu Mund, und mit heller deutlicher Stimme begann das schöne vornehme Mädchen:

„Sei uns gegrüßt, Mariamne! reizende, hochbegnadigte Jungfrau! Noch haben wir Dein Antlitz nicht geschaut, aber wir wissen wie schön Du bist, und wir verehren in Deinem Bilde das allerseligste, heiligste Wesen

unseres Himmels, die Königin aller Jungfrauen. — Aber auch Dich, Du irdisches Mädchen, wollen wir grüßen und zärtlich lieben, wie eine theure Schwester. Wir wissen, wie viel Du gelitten hast unseres Glaubens halber, und wie sehr Dich die heilige Jungfrau begnadigte, indem sie ein herzliches, glückseliges Verlangen Dir einflößte. Du hast jetzt keine Eltern, keine Verwandte und keine Freunde mehr; Du bist einsam, verarmt, verwaist und hülflos. Aber wir wollen Dir alles sein, Dir alles geben, was Du bedarfst; und was Dein frommes Herz für Wünsche hegt, wir wollen sie Dir alle erfüllen, denn wir sind Deine Schwestern und Du sollst die unsrige sein."

Hiemit nahm sie ganze Hände voll Blumen aus ihrem Körbchen und streute sie vor ihr auf den Boden aus. Die sanfte Mariamne fühlte ihr Herz vor Rührung beben und ihr Auge naß werden. So gütig war sie noch niemals behandelt worden; so mild und liebreich hatte noch niemand mit ihr gesprochen. — Bald aber beherrschte sie sich wieder und dachte: „Es gilt ja doch nicht mir, sondern dem Götzenbilde auf dem bösen Opferstein. — Gott meiner Väter! in deinem Namen nehme ich alle diese Ehren an, die dir gebühren, und die ich dir gleich wieder zurückgeben werde, so wie du mich an den Ort der Bestimmung geführt hast."

Während sie so betete, und nach jüdischer Weise die Hände vor der Brust zusammengedrückt hatte, nahm ihr der Pastor den Schleier ab, und rief mit mächtigsenorer, aber vor Rührung wankender Stimme:

„Hier habt Ihr das liebliche Mädchen, das leibliche Marienbild, leibhaftig niedergestiegen von unserem Hochaltar.“ — Und in der That, es war das lebendige Altarbild; dasselbe holde Mädchenwunder; dasselbe jungfräuliche Prachtgebilde; es war dasselbe Kleid, dieselbe Art, das Haar zu tragen. Ja, in diesem Augenblicke, wo sie betete, war es sogar derselbe Blick, dieselbe Stellung. — Und ein mächtiges Freudengeschrei erhob sich jauchzend und gellend gen Himmel. Aus allen Fenstern winkte man Grüße und Küsse, wehte mit Tüchern und schlug in die Hände. — Indessen hatten die anderen Mädchen ihre Blumenkörbchen geleert, und den Weg bis an jenes Haus damit bestreut. Dorthin sollte Mariamne geführt werden. Indem aber das Freudengeschrei allmählich verhallte, ließ sich rauschende Musik vernehmen. Trompeten schmetterten, Pauken wirbelten, und frommer Gesang erscholl von Ferne. Die Stimmen der Chorknaben, der Weiber und der Schuljugend nahmen sich wie Engelsstimmen aus: es war Frühmesse, und die Procession zog durch die Straßen.

„Warten wir,“ sprach der Pastor zu seinen Beichtkindern, „bis die Procession vorüber ist, damit unsere geliebte, neue Schwester, bevor sie noch unsere Schwelle betritt, unsere heilige Mutter-Kirche in vollem Glanz und Pracht kennen lerne.“

Die Kirchenvögte mit Hellebarden zogen voran und bewogen die Menge, Platz zu machen. Geschützt von den Schaarwächtern traten die Jungfrauen, Mari-

amne in ihrer Mitte, näher, so daß die Procession dicht an ihnen vorüberzog.

Ein starkes Musikchor eröffnete den Zug. Voran der Paukenschläger zu Pferde, lustig wirbelnd auf seinen Pauken, die zu beiden Seiten des Sattelknopfes hingen, und seine Schlägel künstlich schwingend. Es folgten mehrere Kirchenfahnen, umgeben von Landvolk, dann die Schuljugend, singend und brennende Kerzen in der Hand; dahinter, in einer Sänfte von Chorknaben getragen, ein Heiligenbild, schimmernd von Kostbarkeiten, angethan mit einem Reifrock und mit hoher, gepuderter Frisur. Vier Priester hielten den purpurnen Baldachin mit goldenen Franzen und Quästen und vergoldeten Stangen darüber. Es folgten Chorknaben, welche silberne und goldene Rauchfässer schwangen. Darauf die Geistlichkeit, das Episkopalkreuz zwischen zwei großen Kirchenfahnen, und der Bischof, unter einem zweiten, eben so kostbaren Baldachin.

Bevor aber die Geistlichkeit vorüberzog, sprach der Pastor zu den Mädchen: „Erst zur Kirche," und ergriff Mariamne's Hand und riß sie mitten in die Procession hinein. Eben so gewaltsam bewog er die Jungfrauen, je fünf und fünf zu folgen.

So zog denn nun Mariamne, von ihm geleitet, hinter den Chorknaben her, gefolgt von den Jungfrauen, die je fünf und fünf sich bei der Hand gefaßt hielten, und vorauf der Geistlichkeit, durch die ganze Stadt. —

Die Straßen erweiterten sich. Die Sonne lachte

heiß hernieder. Mariamne schaute vor- und rückwärts, und erblickte vor und hinter sich kostbare Baldachine, einen Wald von Fahnen, Kreuzen und Processionsbildern, und alles lachte und blitzte vor Glanz und Farbenpracht; die Luft erbebte von mächtigen, frommen Klängen, und war gewürzt von den süßduftenden Wolken, welche aus den Weihrauchfässern stiegen.

Mariamne bildete sich ein, die ganze Feierlichkeit sei angestellt, um sie mit Gepränge zur Kirche zu führen. Sie sah, wohin sie kam, die Menge auf die Kniee sinken, und wußte nicht, daß dies dem Heiligenbilde galt, was ihr vorauf getragen wurde. — Manchmal war ihr, als träume sie; manchmal netzte sich ihr Auge, und die zarten Füße, des Pflasters ungewohnt, fingen an, ihr zu schmerzen; die Luft, die Musik, der Weihrauch betäubten und ermatteten sie, und sie flehte wieder um Kraft gen Himmel und betete:

„Gott meiner Väter! All diese Pracht hast du geschaffen und sie ist dein. Du hast sie deinem auserwählten Volke genommen und sie den Christen gegeben, die sie mir weihen. Ich will dir zurückgeben, was dein ist, doch führe mich bald an den Ort der Bestimmung, ehe ich ermatte und meine Kräfte schwinden.“

In solchen Augenblicken war sie in Blick und Stellung wieder die leibhaftige, vom Hochaltar herniedergestiegene, heilige Jungfrau, und in der That, die Ueberraschung, sie in der Procession zu erblicken, glich einem Freudenrausche. Wenn man auch vor dem Heiligenbilde kniete, so dachte und blickte man nur auf sie, und wo

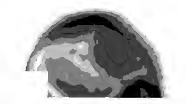
sie erschien, winkte, jauchzte, grüßte man, wehte mit Tüchern und schlug in die Hände.

Es lag durchaus nicht in der Absicht des ehrwürdigen Pastors, daß sie ein solches Aufsehen machen sollte. Aber die Leidenschaft macht stolz und unvorsichtig, und der gute Pastor strahlte heute vor Glück und Freude. Ihm war, als müsse ihn heut die ganze Christenheit beneiden und ihn glücklich preisen um seine erhörte, leibhaftig neben ihm herschreitende Andacht zur heiligen Jungfrau.

Endlich begab sich die Procession in die Kirche zurück.

Die Cathedrale war erst seit vier Wochen renovirt. Noch war alles neu und blank. Schlanke Säulen trugen ein hohes Gewölbe, in welchem jeder Athemzug rauschte, jeder Schritt wiederhallte und jedes Geräusch sich vervielfachte. Vor der Kirchthür schwieg die gellende, schmetternde Musik, und aus dem Innern hallten fromme Orgeltöne lind, und dennoch mächtig das Herz ergreifend, dem Eintretenden entgegen. Das heiße, helle Sonnenlicht fiel hier gemildert durch die ungeheuren Kirchenfenster, auf welchen in schöner Glasmalerei riesige Heiligenbilder glänzten, und mit ihren durchsichtigen Farben magische Effecte erzeugten und regenbogenartige Reflexe auf den Boden und die Säulen ausstreuten.

Hier senkten sich die Kreuze und Fahnen, die Heiligenbilder verschwanden, die geistliche Pracht und Herrlichkeit, die so laut und lustig im Sonnenschein geprahlt hatte, legte sich, im kühlen, schattigen Heiligthum, demüthig wieder dem Schöpfer zu Füßen.





Wo war die Höhle finsterer Abgötterei, von der Mariamne geträumt hatte? Wo die Balspfaffen, die, laut schreiend zu ihrem eingeschlafenen Gotte, sich die Haut ritzten?

Aber vor ihren Augen prangte der neue, über und über vergoldete Hochaltar. Der Bischof hielt heute Hochamt; er war prachtvoll aufgeputzt, und mit kostbarem Kirchenschmuck und bunten Zierrathen überladen, und über die funkelnden Edelsteine, und brennende Lichter und Weihrauchwolken, ragte, alle Augen auf sich ziehend, alle Blicke fesselnd, das neue, herrliche Altarbild: die heilige Jungfrau in Verklärung gen Himmel schwebend, und in holder Glückseligkeit noch einmal für alle Menschen betend. Im Dampf der Lichter schienen ihre Gewänder sich zu bewegen; die Engel hinter ihr waren gekleidet wie die Chorknaben vor dem Altar, und die Rosenwolken, die sie emportrugen, schienen sich mit den Weihrauchwolken aus den Rauchfässern zu vermischen. — So erblickte Mariamne ihr Bild. Kalte Schauer durchrieselten sie, ihre Kräfte waren erschöpft, ihre Sinne verwirrten sich. Sie schloß die Augen und wollte zu Boden sinken, aber der ehrwürdige Pastor fing sie in seine Arme auf und rief mit einer Sentorstimme, die mächtig in allen Wölbungen wiederhallte. „Sie stirbt vor Freuden, endlich in einer christlichen Kirche zu sein!“

VI.

Der Exorcismus.

Der Gottesdienst war zu Ende und auf den Flügeln der Liebe eilte Vitepsky nach dem Hanse der Wittwe. Dahin hatte er Mariamne in einer Sänfte tragen lassen und den ersten besten Arzt, den er in der Kirche traf, zu ihr gesandt.

Noch hatte er sie nicht reden hören, und war recht neugierig auf die Stimme dieses vollkommenen Geschöpfes. In welchen Tönen wohl sie ihren Dank ihm ausdrücken würde für all die Liebe und Sorgfalt, die er ihr erwies? Wie zärtlich sie wohl um Schonung flehen würde, wenn er sie so recht demüthigte und zerknirschte, und wie liebreich sie wohl bitten würde, er möge sie nie verlassen, wenn er sie wieder tröstete, stärkte und aufrichtete?

Aber die sonst so öde Straße war heute recht lebhaft, und vor dem Hause der Wittwe stand ein ganzer Menschentroß. Der fromme Herr mußte bald **bitten**, daß man ihn durchlasse, bald sich durchdrängen. Als er endlich an die Thür kam, war diese verschlossen. Er pochte, und man half ihm pochen und schrie: „der Herr Pastor ist da!“

Endlich öffnete die alte, taube Magd.

„Warum ist das Haus verschlossen?“ fragte er.

— „Ja! Madame ist zu Hause.“

— „Ich frage, warum das Haus verschlossen ist?"

— „Ja! Madame ist oben."

Der Pastor wußte, daß aus der alten, stocktauben Person nichts weiter zu bringen sei. Er gab ihr durch Zeichen zu verstehen, daß das Haus nicht verschlossen werden solle, so lange er da sei, und ging die Treppe hinauf. —

„Aber Herr Pastor," redete die Wittwe ihn an. „Welch ein Geschöpf haben sie mir aufgeladen!"

— „Welch ein Geschöpf?"

— „Mein Haus wird belagert und gestürmt. Man will sie sehen, man will wissen, wie sie sich befindet, da sie in der Kirche ohnmächtig geworden. Herrschaften, Dienstboten, Livreebedienten, alles fragt nach ihr."

— Das fiel dem guten Pastor schwer auf's Herz. Jetzt sah er den großen Fehler ein, den er begangen, dieses Mädchen der allgemeinen Bewunderung Preis zu geben. Wie sollte er sie nun plötzlich wieder verschwinden lassen, zumal nun Jedermann den Schlupfwinkel kannte, in welchem er sie verborgen hielt? „Geliebte Schwester!" sagte er, „Nennen Sie nicht Geschöpf, ein Mädchen, dem so hohe Gnade widerfährt, und verschließen sie nicht das Haus. Was soll man davon denken? Auf jede Frage gehört eine Antwort, und wer sie sehen will, mag sie sehen, um sich zu überzeugen, welch ein Wunder meine Andacht und mein Gebet zu Wege brachten."

— „Aber ich fürchte — Herr Pastor — ich fürchte —"

— „War der Arzt da?“

— „Ja!“

— „Was sagte er?“

— „Er meint, es sei die äußerste Erschöpfung, sie habe lange Zeit nur wenig Nahrung zu sich genommen.“

— „Ja! sie hat viel gelitten, die liebenswürdige Märtyrin. Sie haben ihr doch etwas gereicht?“

— „Sehen Sie sich hier nur um, wie voll es hier steht. Die ganze Stadt schickt ihr Suppen, Weine, Backwerk, eingemachte Früchte, Näschereien und Leckereien. Ich könnte damit zu Markte ziehen.“

— „Desto besser! Behalten Sie was Ihnen ansteht, und was verderben könnte, verschenken Sie lieber an arme Leute.“

— „Herr Pastor, ich brachte ihr eine Tasse Fleischbrühe, denn sie sollte nicht gleich etwas Festes genießen.“

— „Nun?“

— „Aber sie sagte: Lieber Gift, als Brühe von dem unreinen Thiere, welches Menschenkoth frißt.“

— „Geliebte Schwester! Dieß ist noch ein Vorurtheil ihres alten Glaubens. Worin man geboren und erzogen ist, läßt sich so leicht nicht vergessen.“

— „Aber ich bot ihr auch Wein und Brod.“

— „Nun?“

— „Sie stößt alles mit Widerwillen von sich. Und was sie sagte, kann ich nicht wiederholen.“

— „Geliebte Schwester! Sie müssen mir alles sagen, denn ich bin für die Seele dieses Mädchens verantwortlich.“



— „Nun, wenn der Herr Pastor es mir durchaus befehlen, so will ich, Gott verzeihe mir die Sünde, es wiederholen. Sie sagte: Euer Wein und Brod ist durch verfluchten Priestersegen in Fleisch und Blut Eures Abgottes verwandelt, und unreiner, als das Euch so wohlschmeckende Schweinethier.“

— „Gott steh uns bei!“ rief der Pastor, und schlug ein Kreuz übers andere. „Sie ist besessen.“

— „Meinen Sie?“

— „Sie ist die Sanftmuth und Güte selbst. Sie kam freiwillig, betrat unsere Kirche und fiel vor Seligkeit in Ohnmacht. Geliebte Schwester! Wer stets im Dunkeln getappt, der kann nicht gleich das Licht vertragen; und was die Heiligen für sich begehren, läßt der Teufel so leicht nicht fahren. — Wo ist sie, ich will sie sehen. — Ich will sie exorcisiren!“

— „Wollen Sie ein Crucifix haben, Herr Pastor?“

— „Ja!“

— „Befehlen Sie auch Weihwasser?“

— „Haben Sie welches zur Hand?“

— „Einen großen, großen Kessel voll. — Hier nehmen Sie den Wedel, ich will den Kessel tragen, er ist Ihnen zu schwer.“

Mariamne lag wieder ganz, wie am Freitag Abend, schlafend in einem weichen Armstuhl. Der Anblick einer Sonambule hat etwas süßschauriges und nervenergreifendes. Vollkommener Frieden herrscht in ihrem Wesen; aus der schlummernden Gestalt athmet süße Ruhe und ist weich und harmonisch über alle Glieder ausgegossen; ein leichter Schweiß verleiht dem stillbleichen Antlitz Verklärungsglanz, und veranmuthigt selbst unschöne Gesichter. Aber Mariamne's strengregelmäßige, rührend anmuthige Züge strahlten in überirdischer Schönheit. Das schwarze Haar, die feinen Brauen, die langen, seidenen Wimper erhoben die schimmernd weiße Gesichtsfarbe, und ein himmlisches Lächeln umspielte den leichtgeöffneten Purpurmund, und breitete sich wie ein Heiligenschein über ihr ganzes Wesen aus.

So fand sie der Pastor Vitepsky, als er, in der einen Hand das Crucifix, in der anderen den Wedel, zu ihr trat. Er war betroffen, und wußte nicht, was er aus ihr machen sollte.

Es giebt eigentlich keine jüdische Hellseherin, und aus demselben Grunde auch keine heidnische. Daß die Griechen eine Pythia, und die Deutschen ihre Druiden hatten, kann nicht in Anschlag kommen. Die Erscheinung ist zwar ganz dieselbe. Es ist dasselbe Divinations-Vermögen, dieselbe wunderthätige Nervenkraft, und dieselbe geheimnißvolle Steigerung und Versetzung der Organe in die Brusthöhle. Doch muß eine Hellseherin christlich schwärmen, sonst heißt sie nicht eine Hellseherin,

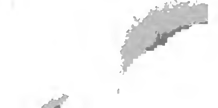
sondern ist eine Besessene, und es ist ein großer Unterschied zwischen dem, was der heilige Geist vermag, aber der Teufel auch leisten kann.

„Sie ist keine Besessene;“ dachte der Pastor Vitepsky, gerührt von dieser zauberisch-heiligen Erscheinung, und Mariamne, als errieche sie seine stillen Gedanken, begann mit jener glockenartigen Flötenstimme, und im weichen, träumerischen Ton, welcher den magnetischen Schläferinnen eigen ist:

„Ich bin nicht besessen! — Wohl aber bist Du ein großer Sünder. — Was hast Du vor mit mir? In welchem Hause bin ich? Wer ist das Weib, das mich bewacht?“ —

Betroffen von dieser Anrede in Gegenwart der Wittwe, versetzte der Ehrenpastor: „Mariamne! Ich bin ein Fürst von Vitepsky, und man nennt mich ehrwürdiger Herr und Herr Pastor.“

„Schweig!“ erwiederte sie in demselben Tone. „Denn Du liebst mich. Ich habe es am Zittern Deines Armes, am Pochen Deines Herzens gefühlt, als Du die Ohnmächtige in der Kirche an Deine Brust zogst. Ich war nur kraftlos, aber nicht bewußtlos. — Hör an Priester! was unsere heiligen Bücher lehren: Keiner ist ein Held, keiner ein Sieger; denn Gott hat es gefügt, daß der Schwache dem Starken unterliegt. Unterwirf deinem Schwerte die Welt, und du hast nur da gesiegt, wo du der Stärkere warst. Biete Trotz der ganzen Welt, die wider dich in Waffen ist, und du



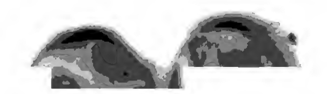
widerstehst nur da, wo dein die Stärke ist. — Allein besiege dich selbst, so thust du Wunder! — Du bist so stark, wie du selbst. — Besiege dich, so bist du Held, so bist du Sieger! — Du liebst mich, Priester, sage ich Dir. Besiege Dich oder ich will Dich nie wiedersehen."

— „Siehst Du mich, Mariamne? Deine Augen sind geschlossen."

— „Ich schaue tief in Dein Herz. — Du salbst Deinen Altar mit Chrysam, und nennst ihn den Gesalbten des Herrn; tritt nicht davor mit unlauterem Herzen. Ein Märtyrergebein ist darin vermauert! — Ehre Tod und Schmerzen; nahe Dich nicht mit freudelüsternem Muthe. Schmücke Deinen Altar mit Lichtern, aber lasse Deine Wollust im Dunkeln. Schmücke ihn mit Edelsteinen und Kostbarkeiten, aber sie können Deine Sünden nicht verschönen. — Ich bin der Hauptschmuck Deines Altars, Du betest, kniest und weinst vor mir; aber ich sage Dir, Priester, Du betest und kniest aus Wollust, und die Thränen, die Du weinst, sind Inbrunstthränen."

— „Mariamne! Du bist freiwillig gekommen, bist feierlich mir zur Kirche gefolgt, und führst jetzt solche Sprache?"

— „Gott wollte es nicht! Er nahm mir die Kraft und warf mich nieder in Deine Arme. Sonst hätte ich Dich verklagt im Angesicht Deiner Frevel, und Dich gefodert vor Gottes Richterstuhl. Du hast mir meine Eltern geraubt, meine Freunde und Bekannte, mein Ob-





dach, meine Kleidung und meine Nahrung; denn zu Deinem Kebsweib wolltest Du mich machen, zu Deiner Buhlerin. — Allein Du irrst. — Du wirst mich tödten; doch rein an Leib und Seele sterbe ich: eine jüdische Jungfrau. Neun sind gestorben in unserem heiligen, jüdischen Jahr; ich werde die Zehnte sein, die Gottes ist.“ — Priester! taufe meine Leiche. Gieb ihr das Fleisch und Blut Deines Abgotts ein, und statt ihr abzubitten *) alle grausamen Beleidigungen, die Du mir zugefügt, begrabe sie in Deiner Kirche, unfern Deines verruchten Opfersteines. Ich aber bin und bleibe Gottes.“

„Des Teufels bist Du!“ rief Ehren-Vitepsky, tauchte den Wedel in den Weihkessel und sprach: „Bei den fünf Wunden und dem Kreuze Christi, im Namen der gebenedeiten Jungfrau und allen Heiligen, befehle ich dir Satanas, weiche von hinnen“. Und bei diesen Worten besprengte er sie.

Mariamne stieß einen fürchterlichen Schrei aus und bekam Zuckungen und Krämpfe. Die Wittwe, welche dergleichen nie gesehen, fing an zu schreien und verhüllte ihr Antlitz.

Aber der Ehrenpastor rief begeistert: „Ha Teufel!

---

*) Dem jüdischen Leichnam wird, eh man ihn begräbt, alles ihm im Leben angethahene Unrecht, von seinen Glaubensgenossen abgebeten.

kannst du kein Weihwasser vertragen. Ei sieh', du toller Hundsteufel, bist du so Wasserscheu? — Da du todter Löwe! Du längst durch Jesum Christum überwundener Erbfeind."

Und mit diesen Worten goß er den ganzen vollen Kessel über Mariamne aus, welche vom Stuhle sank, und mit triefendem Haar und Kleidern am nassen Boden lag. — Die Krämpfe hörten auf, und die Zuckungen verwandelten sich in Starren.

Noch stand der Ehren-Pastor ganz erstaunt über den Erfolg seiner Beschwörung, als die Thür sich öffnete, und der Arzt eintrat. „In Teufels Namen, Herr Pastor!" rief er, „was haben Sie mit dem Mädchen gemacht?"

— „Fluchen Sie nicht. Denn eben erst habe ich ihr den Teufel ausgetrieben, der sie mit Krämpfen schrecklich plagte."

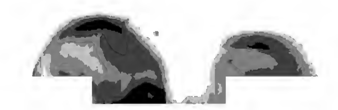
Der Arzt trat näher und befühlte sie, dann rief er: „Sie haben hier mehr als den Teufel ausgetrieben, Herr Pastor. Hier findet schon ein allmähliges Ersterben statt!"

„Todt?" fragte der Pastor im Tone eines Menschen, der plötzlich sein ganzes Glück scheitern sieht.

— „Ein Nervenschlag. Der Körper setzt noch eine Weile seine Verrichtungen fort; aber das Leben ist hin." —

— „Und ihre Seele ist entflohen?"

— „Was geht mich ihre Seele an! Hier bin ich



überflüssig. Rufen Sie mich nicht wieder zu einem Kranken, und unterstehen Sie sich nicht wieder, einem meiner Kranken den Teufel auszutreiben.“

Hiemit ging er und warf die Thür heftig zu.

VII.

Die Heiligsprechung.

Mariamne war für ihre Liebhaber verloren, aber für ihre Anbeter nicht. Ihre Leiche konnte der Kirche noch trefflich zu statten kommen, und Gebeine sind nicht verstockt und hartnäckig; man kann alles aus ihnen machen, Märtyrer und Heilige und selbst Wunder kann man sie vollbringen lassen.

Am selben Tage noch sah man zweimal den Pastor und den Küster mit den heiligen Gefäßen nach der kleinen Gasse schreiten, zum Hause der frommen Wittwe.

Als sie znm ersten Male das kleine Haus wieder verließen, hatte Mariamne die Nothtaufe erhalten, und hieß Maria Christiana.

Als sie zum zweiten Male wieder heraus kamen,

hatte Maria Christiana das Abendmahl genommen und die Oelung empfangen, und war seliglich entschlafen. — Es blieb nur noch übrig, sie zu begraben.

Um die Spenden zu ihrem Begräbniß einzusammeln, wurde in der ganzen Stadt umhergeschickt, und die Beiträge, so wohl im Einzelnen, wie im Allgemeinen, fielen über alle Erwartung reich aus.

Dieß wird jedoch niemand wundern, welcher erfährt, daß der ehrwürdige Pastor Vitepsky eine kleine Schrift vertheilen ließ, von welcher das Bemerkenswertheste etwa lautete:

„Kaum war der Altar eingeweiht, so that das Altarbild ein Wunder. Die heilige Jungfrau willigte darein, sich in der holden Gestalt der Jüdin hier verehren zu lassen; aber sie verlangte dafür die Seele des Mädchens, und erkor sie sich zur Dulderin, damit sie würdig sei, ihre Gestalt herzugeben für das allerseligste Wesen des Himmels. Demnach empfand die nunmehr selig-entschlafene Maria Christiana eine ihr unerklärliche Sehnsucht, und ihr sanftes Herz war gerührt von einer bewunderungswürdig zärtlichen Liebe zur Himmels-Königin. Weil sie als Jüdin aber nicht nach der Kirche gehen durfte, so verrichtete sie ihre Andacht zur heiligen Jungfrau vor ihrem Spiegel, und betete gerade so, wie sie betend, als heilige Jungfrau auf dem Altarbilde steht. In dieser Stellung ward sie von ihrem Bräutigam überrascht, der sie ihren Eltern um fünf hundert Thaler abgekauft hatte, und jetzt zu ihren Eltern sprach: „Gebt

mir meine fünfhundert Thaler wieder, denn Eure Tochter will eine Christin werden." Aber die Eltern wollten das Geld nicht zurückzahlen, sondern sperrten ihre Tochter ein, um sie durch Hunger zu zwingen, Jüdin zu bleiben. Inzwischen hatte der ehrwürdige Pastor Vitepsky täglich zur heiligen Jungfrau gebetet, um ihr die Gnade zu erleichtern, die sie für dieses Mädchen hegte, wie auch um den himmlischen Lichtstrahlen einen Weg zu bahnen in das Herz der Jüdin. Und siehe, das Herz des Mägdeleins ward durch die Gebete des ehrwürdigen Pastors dermaßen gestärkt, daß, obschon sie vier Wochen lang hungerte, doch immer schön und blühend war, wie zuvor; denn die Gnade der himmlischen Maria hielt sie aufrecht. Da träumte dem ehrwürdigen Pastor in der Nacht vor dem Sonnabend, daß die heilige Jungfrau ihm erscheine, in der Gestalt der nunmehr selig-entschlafenen Maria Christiana, ganz, wie sie auf dem Altarbilde dasteht. Sie sprach: „Deine Andacht ist erhört, und meine Gnade hat den Weg zum Herzen der Jüdin gefunden, in deren Gestalt ich dir erscheine, und von allen Christen hier zu Lande verehrt sein will. Meine Gnade hat sie nicht nur in Leiden und Kerker aufrecht gehalten, ich habe sie auch vor wenigen Augenblicken noch unsichtbar umschwebt. Denn wisse: die Juden hatten sich mit Knitteln und Messern bewaffnet, um das Mägdelein zu ermorden, wobei sie meinen Namen verfluchten und mich auf's schrecklichste lästerten. Aber ich habe das Mädchen unsichtbar gemacht vor ihren Augen, bis ihr Sabbat an-

fing. Da ließ ich sie ihren Augen wieder erscheinen, um zu sehen, wie weit ihr Grimm und ihr Haß gegen mich und diese Jungfrau wohl gehen wird. Wirklich auch fielen sie mit Knitteln und Messern sie an, sie brachen ihren Sabbat, den sie sonst so pünktlich zu halten pflegen, und wollten sie erschlagen und erstechen. Sie rissen ihr die Kleider vom Leibe, dermaßen, daß sie um einen Mantel bitten mußte, um sich vor Menschen sehen lassen zu können. Ihre Haut aber durften sie nicht ritzen; und nur damit ihr Blut gen Himmel schrie, und weil ich wollte, daß meine Dulderin mit ihrem eigenen Blute getauft sein möge, bevor sie die heilige Taufe im Namen meines Sohnes empfinge; ließ ich es zu, daß eine verruchte Mörderhand ihren linken Arm durchstach. — Ich befehle dir jetzt, das Geschehene deiner weltlichen Obrigkeit anzuzeigen, denn es herrscht Recht und Gerechtigkeit im Lande, und man wird mir nicht versagen, was mein ist. Von dir aber verlange ich diese Jungfrau, welche jetzt schon mein Dulderin ist. Du sollst sie zur Kirche führen und taufen, und aus deiner Hand verlange ich ihre Seele, auf daß ich sie der himmlischen Freude theilhaftig mache.“ So sprach die heilige Jungfrau und verschwand. Ich aber that, wie sie befohlen. Der Herr Bürgermeister — er hat sich ein himmlisches Verdienst dadurch erworben — schritt augenblicklich ein, und ließ die Juden an ihrem Sabbat vor Gericht schleppen. Den Sonntag feierte er aber durch eine noch schönere That. Er ließ die Judengassen von

allen seinen Wachen und bewaffneten Dienern besetzen, und vor den Augen der rachgierigen, haßsüchtigen Juden, welche, vor Wuth berstend, zusehen mußten, und nur giftig ausspucken, fluchen und lästern konnten — ließ er durch mich das Mägdelein holen, um der heiligen Jungfrau zu geben, was der heiligen Jungfrau ist. Ein jeglicher hat gesehen, wie treu ich den Befehl der heiligen Jungfrau erfüllt habe. Im Triumph führten wir das Mädchen durch die Straßen; wir führten sie in die Kirche, zu dem Hochaltar, und zeigten sie der heiligen Jungfrau und sprachen: „Hier ist deine Dulderin, da hast du sie.“ — Und der heilige Geist kam über das Mägdelein, und es kam das Gefühl: die Dulderin der heiligen Jungfrau zu sein, mit aller Macht über sie. Und dieses Gefühl überwältigte sie und warf sie zu Boden. — Ja, die Freuden und Wonnen kamen über sie, in so reichem Maße, daß sie schier auf der Stelle sterben wollte, und sie lebte nur so lange noch, um alle Wohlthaten der Kirche zu genießen, und zufrieden mit dieser Welt, das Zeitliche zu segnen.“

„Ihre Seele ist nunmehr bei der heiligen Jungfrau, und ihre Leiche wollen wir beisetzen in der Seitenwand der kleinen Kapelle neben dem Hochaltar. Ihre Grabschrift heißt auf deutsch übersetzt:

Hier ruht Maria Christiana Mariamne, Tochter des jüdischen Rabbi Ben Eli. Geboren am 21. Aug. 1782. — Am 19. Juni 1797 *) von ihren Eltern um

*) Diese Data ergaben sich aus dem bekannten Document.

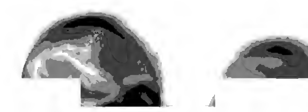
500 Thaler verkauft, und einem Juden zur Gattin bestimmt. Am 15. August *) als Bild der allerseligsten Jungfrau Maria auf unserem Hochaltar gemalt. Am 16. August von ihren Eltern zum Hungertode verurtheilt. Am 10. September von den Juden mörderisch überfallen. Am 12. September hier in der Kirche erschienen, getauft, und gestorben, nachdem sie das heilige Abendmahl genossen und die letzte Oelung empfangen hatte. In ihrer Gestalt verehren wir hier die heilige Jungfrau, welche dafür ihre Seele zu sich nahm.“

Am Tage ihres Begräbnisses hatte der Bürgermeister, um Unordnungen zu verhüten, den Juden ansagen lassen, sie möchten sich ruhig in ihrem Quartier halten und wer sich in christlichen Straßen blicken ließe, würde ausgepeitscht werden.

Nur Löbel Kurzweil achtete diesen Befehl nicht. Er sah den prachtvollen Leichenzug, erstaunte über die Reichthümer, welche hier verschwendet waren, und wollte aus den Wolken fallen, als der Sarg vorüber kam, welcher von violettem Sammet, mit sechs massiv-silbernen Löwenklauen und über und über mit Silber beschlagen war.

„Jetzt laufe ich auch zu den Christen,“ war sein fester Vorsatz. „Ein junger Mensch muß für sein Fort-

*) Maria Himmelfahrt.



kommen sorgen, und mit der christlichen Religion ist etwas zu machen. Was ist nicht allein für Geld verschwendet an diese dumme Gans, an diese Maßa Behema? — Und was hat man von ihr gehabt? Ein Begräbniß. — Was ist aber los bei den Juden? — Ich bin doch ein gewaltig frommer Mensch und bin leider so mager, daß mir die Rippen fingerdick aus dem Leibe stehen. Wenn ein Hund so mager ist, würde man ihm nachsagen: „Welch eine Sünde, das Thier so verkommen zu lassen."

Er hielt Wort und ließ sich taufen, und da er Mariamne — zum Uebertritt bewogen hatte, so bildete er sich ein, als Missionär Glück zu haben. Allein er war und blieb ein Schlemiehl, und „die Schlemiehligkeiten Löbel Kurzweils, des Missionärs," finden sich in einem späteren Bändchen beschrieben.

